UC-NRLF
$B 362 707

Digitized by Google

Otto Bremer
18.9.15.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Herrn Dr. O. Becker
hochachtungsvoll überreicht
vom Verfasser.

Ostdorfer Studien.

Erstes Heft.

Von

Friedrich Veit.

Inhalt:

Vorwort. S. 3. — Zur Schreibung der Ostdorfer Mundart. S. 9. — Vokaldehnung vor mehrfacher Konsonanz. S. 11. — Der indogermanische Stamm *(s)qnet „schallen". S. 28. — Nhd. „gucken". S. 31. — Die Partikel ao beim Imperativ. S. 31. — Konjugierte Konjunktionen S. 32. — „Sechzig" — sehr viele. S. 32. — Vokalkürzung in Kompositis. S. 33. — Nachtrag. S. 33.

Tübingen.
Druck und Verlag von Gg. Schnürlen
1901.

Ostdorfer Studien.

I.

Von

Friedrich Veit.

Tübingen.
Buchdruckerei von Gg. Schnürlen
1901.

Digitized by Google

BREMER

Digitized by Google

PF5287
O8V4

Vorwort.

In den Ostdorfer Studien, deren erstes Heft hier vorliegt, sollen in zwangloser Reihenfolge allerhand Materialien, Glossen und Untersuchungen aus dem Bereich der hiesigen Ortsgeschichte und Volkskunde, vor allem aber der hiesigen Mundart zur Veröffentlichung gelangen. Die Anordnung des Stoffes ist eine rein zufällige: die einzelnen Nummern folgen auf einander, wie sie sich mir gerade bei der Arbeit, bei der Lektüre oder im täglichen Verkehr mit der einheimischen Bevölkerung ergeben. Es sind das alles Vorarbeiten zu einem größeren Werke, welches das gesamte Gebiet im Zusammenhang behandeln soll.

Vielleicht wird man fragen, warum ich nicht lieber gleich mit einer zusammenfassenden Darstellung an die Öffentlichkeit getreten sei. Allein ein derartiges Buch, das sich nur mit einem einzelnen Dorfe beschäftigt, kann natürlich auf keine zweite Auflage rechnen und wird auch nicht so leicht durch ein anderes ersetzt; daher sollte es schon beim ersten Erscheinen möglichst vollständig und fehlerfrei sein. Ich kann mir aber nicht verhehlen, daß meine Arbeit, wenn ich sie heute schon abschließen und der Öffentlichkeit übergeben wollte, zwar vielleicht besser ausfiele als manche andere dieser Art, daß sie jedoch trotz alledem hinter dem Ziele, das mir vorschwebt, in manchen Partien noch recht weit zurückbleiben müßte.

Dies gilt ganz besonders von dem etymologischen Wörterbuch, das einen Hauptbestandteil jenes späteren Werkes bilden soll. Denn noch heute, nachdem ich nun seit mehr als sechs Jahren fast un-

M358745

Digitized by Google

unterbrochen — und zeitweise sehr eifrig — damit beschäftigt bin, den Wortschatz der hiesigen Mundart zu sammeln, vergeht selten ein Tag, wo ich nicht eine mir neue Vokabel oder wenigstens einige neue Redewendungen zu verzeichnen hätte. Und ebenso kommen auf dem Gebiet der Formenlehre immer wider von Zeit zu Zeit neue Konjunktive des Präteritums, neue Überreste des Genitivs und dergl. zum Vorschein.

Auch die Bearbeitung des aufgehäuften Materials will ihre Zeit haben. Oft quält man sich tagelang vergeblich mit der Etymologie eines Wortes, oder mit der Erklärung einer — scheinbaren oder wirklichen — Ausnahme von einem Lautgesetz, bis einem schließlich, vielleicht nach Wochen oder Monaten, die Lösung des Rätsels zufällig und ungesucht in den Schoß fällt.

Indessen aber möchte ich mein Material und die bereits gewonnenen Ergebnisse doch nicht ganz brach liegen lassen. Daher sind die Ostdorfer Studien u. a. dazu bestimmt, einzelnes daraus denen, die sich etwa dafür interessieren könnten, zugänglich zu machen.

Andererseits freilich sollen in diesen Blättern gerade auch solche Punkte erörtert werden, bei denen ich noch zu keinem ganz befriedigenden Resultate gelangt bin. Ich möchte hier das, was ich für wahrscheinlich halte, dem Urteil der Fachgelehrten unterbreiten; und ich wage zu hoffen, daß dieselben mir ihren Rat nicht vorenthalten werden, wenn es gilt, mein Buch auch da, wo mein Wissen und Können zur Lösung der vorliegenden Probleme nicht ausreicht, auf die Höhe der heutigen Wissenschaft zu bringen. So werde ich dann imstande sein, da und dort gesicherte Resultate zu geben, wo ich sonst nur Hypothesen vorbringen könnte.

Im Zitieren bin ich etwas sparsam, schon aus dem einfachen Grunde, weil ich zur Zeit fast ausschließlich auf die verhältnismäßig wenigen Bücher meiner eigenen Bibliothek angewiesen bin: da ist es nicht so leicht, mit Verweisen auf alte Folianten oder Schulprogramme neuesten Datums um sich zu werfen. Übrigens halte ich es beispielsweise auch für recht überflüssig, bei der Besprechung

Digitized by Google

eines beliebigen mundartlichen Wortes gleich einen Haufen Zitate aus allen möglichen Dialektwörterbüchern über den Leser auszuschütten, der durch solchen Segen oft eher verwirrt als aufgeklärt wird und zudem, sofern er nur im Abc leidlich Bescheid weiß, die einschlägigen Artikel im Bedarfsfalle mit leichter Mühe selbst auffinden kann. Etwas anderes ist es natürlich, wenn sich das betreffende Wort in einem Idiotikon an einer Stelle versteckt findet, wo man es nicht ohne weiteres suchen würde, [1]) oder wenn es in einer bestimmten Mundart nach Form oder Bedeutung ein besonderes Interesse darbietet: in solchem Falle halte natürlich auch ich ein Zitat für durchaus berechtigt und geboten.

An altdeutschen Wörterbüchern und Glossaren leide ich auch gerade keinen Überfluß, und so kann es wohl vorkommen, daß ich manchmal eine von mir erschlossene Form mit dem bekannten Stern versehe, obgleich sie sich in der Überlieferung findet. Ich denke aber, das wird niemandem schaden, und solchen, die etwa das betreffende Wort aus ihrem Notizenkram belegen können, wird es unter Umständen sogar Spaß machen, das Sternchen zu streichen. Allerdings hätte ich vielleicht besser gethan, da wo die alte Form nach den geltenden Lautgesetzen sicher festzustellen ist, das Sternchen überhaupt wegzulassen: solche Wörter haben im Altdeutschen wahrlich besseres Bürgerrecht, als all die welschen Fremdwörter und Kunstausdrücke, mit denen das internationale Rittertum seine höfische Sprache zu verzieren liebte, und die von unsern mittelhochdeutschen Lexikographen so sorgfältig gebucht werden. Mein Ideal wäre ein altoberdeutsches Wörterbuch, das in einheitlicher Orthographie neben dem einheimischen, aus den oberdeutschen Sprachdenkmälern zu belegenden auch das aus den heutigen oberdeutschen Mundarten zu erschließende Sprachgut, aber nur diejenigen Fremdwörter brächte, die wirklich in die Sprache des Volkes übergegangen sind, und das uns mit all dem höfischen Schnickschnack und all

1) Dies ist gerade in v. Schmid's Schwäbischem Wörterbuch nicht selten der Fall.

Digitized by Google

den zahllosen orthographischen Varianten verschont ließe, auf die verdrehte Schreiberseelen im Lauf der Jahrhunderte verfallen sein mögen.

Leider muß ich, infolge der bereits erwähnten Unzulänglichkeit meiner literarischen Hilfsmittel, befürchten, daß ich gelegentlich auch etwas als mein geistiges Eigentum betrachte, was sich bereits anderweitig gedruckt findet. Natürlich wird man in solchem Falle gleich mit dem Vorwurf des Plagiats bei der Hand sein. Ich möchte indes zu bedenken geben, wie gerade auf den hier behandelten Gebieten noch vieles so zu sagen an der Oberfläche liegt, ohne daß man sich bisher die Mühe genommen hätte, es aufzuheben, so daß es recht wohl begreiflich erscheint, wenn man ab und zu auf verschiedenen Seiten unabhängig von einander auf dieselbe Thatsache aufmerksam wird.

Daß ich auf dem Gebiete der Germanistik fast durchaus Autodidakt bin, wird man meinen Arbeiten wohl hin und wider anmerken. Vielleicht nicht immer zu ihrem Nachteil. Denn ich bin wenigstens der Ansicht, daß es für das Studium einer Mundart wichtiger und ersprießlicher ist, in täglichem vertrautem Verkehr mit solchen, die sie sprechen, zu stehn, als etwa in germanistischen Seminarien die abweichenden Lesarten einer Handschrift zu registrieren, oder auch den Liebschaften und Jugendsünden irgend einer Literatur-Größe nachzuspüren.

Auf dem Gebiet der vergleichenden Sprachwissenschaft verdanke ich sehr viele Anregung den neueren Arbeiten von Hirt, insbesondere seinem Buch über den indogermanischen Ablaut. Indes bin ich auch hier vielfach meine eigenen Wege gegangen, und zweifle daher nicht, daß die zünftigen Komparativen über manche meiner Etymologien den Kopf schütteln werden. Denn ich nehme oft lieber einen noch unaufgeklärten Lautwandel an, als daß ich mich mit im übrigen so unwahrscheinlichen Erklärungen begnüge, wie sie auch bei deutschen Wörtern von manchen Seiten in die Welt gesetzt, und dann Jahrzehnte lang gläubig nachgebetet werden.

Digitized by Google

P. de Lagarde rügt einmal [1]) die „Dreistigkeit, die haftigen und dürren Phantasien einer Leipziger oder Dorpater Studierstube in die Urzeit des Semitismus hineinzusehen“, und dieses Wort dürften auch manche Indogermanisten sich gelegentlich zu Herzen nehmen. Wenn ich mir aber bei der Erklärung des Wortschatzes eines Bauerndialekts — und nicht bloß das Ostdorfische, auch die indogermanische Ursprache wird ja wohl einmal eine Bauernsprache gewesen sein — ein Urteil darüber zutraue, ob eine Etymologie, abgesehen von den lautlichen Verhältnissen, wahrscheinlich sei oder nicht, so leite ich das Recht dazu her aus meinem langjährigen Zusammenleben mit Bauern, das mir einen tieferen Einblick in die Denkweise und den Ideenkreis solcher Leute gewährt hat, als er auch auf den besten Universitäten jemals zu gewinnen sein wird.

Die Bearbeitung eines Dialekts, den man nicht selbst von Jugend auf spricht, — ich habe Ostdorf vor etwa acht Jahren zum erstenmal gesehen — ist natürlich mit beträchtlichen Schwierigkeiten verknüpft. Man muß, will anders man gewissenhaft zu Werke gehn, sich jedes Wort, ja jede Form, von verschiedenen Seiten vorsprechen lassen, ehe man Gebrauch davon machen kann. Und selbst bei Anwendung dieser Vorsicht bleibt meines Erachtens alles ein wenig unsicher, was man bloß durch Nachfragen gewonnen hat; denn die Gefahr liegt gar zu nahe, daß man dem Gewährsmann, auch wenn dieser sonst zuverlässig erscheint und die Sache nicht leicht nimmt, eine seiner Mundart fremde Vokabel oder Form suggeriert. Für ganz zuverlässig halte ich vielmehr nur das Material, das dem unbefangenen Gespräch der Einheimischen unter einander entnommen ist. Aber ein solches Verfahren kostet natürlich Zeit, und auch abgesehen davon ist es gar nicht immer leicht, den Volksmund in dieser Weise zu belauschen.

Die Unannehmlichkeiten, die einem aus dem fortwährenden Fragen und Kontrolieren erwachsen können, sind auch mir nicht ganz erspart geblieben: ich bin mit meinem Auskunfts-Begehren

1) Mittheilungen I, 215.

Digitized by Google

schließlich von einer Seite, wo ich solches am wenigsten hätte erwarten sollen, gröblich abgewiesen worden. Um so mehr gereicht es mir aber zur Freude, hier aussprechen zu können, daß ich im übrigen fast überall freundliches Entgegenkommen und Verständnis für meine Bestrebungen gefunden habe. Allen denen, die mir bis zum heutigen Tage jahraus jahrein, selbst zur arbeitsreichen Sommerszeit, auf meine Fragen stets bereitwillige Auskunft gegeben haben, insbesondere den Mitgliedern des Krähvereins, sei auch an dieser Stelle herzlich gedankt. Auch Herrn Schullehrer Sommer hier bin ich für die botanische Bestimmung der Pflanzen, die in der Mundart einen eigenen Namen haben, zu Danke verpflichtet.

Ostdorf, den 8. Februar 1901.

Friedrich Veit.

Digitized by Google

Zur Schreibung der Ostdorfer Mundart.

Als an mich die Aufgabe herantrat, für das Ostdorfische eine geeignete Orthographie zu schaffen, leitete mich der Gedanke, bei aller phonetischen Treue doch auch auf die nicht sprachwissenschaftlich gebildeten Leser (und Schreiber) einige Rücksicht zu nehmen. Vielleicht hätte ich in letzterer Beziehung noch etwas weiter gehn können und sollen; aber nun, nachdem ich schon verschiedene Ostdorfer an die einmal gewählten Zeichen gewöhnt habe, mag ich daran nichts mehr ändern.

Die Fanatiker des „phonetischen Prinzips" möchte ich darauf aufmerksam machen, daß dieses als letzte Konsequenz auch Berücksichtigung des äußeren Sandhi und im Anschluß daran Zusammenschreibung der einzelnen Wörter — wie im Sanskrit — verlangen würde. Das aber wird doch im Ernste niemand vorschlagen wollen.

Ich selbst trenne nicht nur die Wörter, sondern räume auch in Kompositis der Etymologie einen gewissen Einfluß ein. Daher schreibe ich z. B. beadglog, obgleich das Wort eigentlich beaglog oder beagglog lautet; ferner hóallaos, wenn auch das l keineswegs lang ist, ebenso ghed ‚gehabt' neben kald ‚kalt', trotz des völlig identischen Anlauts der beiden Wörter.

Auch daß ein Zeichen unter allen Umständen nur einen einfachen Laut ausdrücken darf, ist mir nicht Dogma; ich bezeichne also z. B. die dentale Affrikata durch z.

Im übrigen sind die Grundlagen meiner Schreibweise folgende:

1. lange Vokale werden durch den Akut bezeichnet[1]): á, í, ó u. s. w.; unbetonte sogen. Überkürzen erhalten ein ˘ : ă, ĕ, ĭ.

1) Diejenigen, welche die Längen durch Doppelschreibung bezeichnen, machen sich demnach kein Gewissen daraus, zwar nicht zwei Laute durch ein Zeichen, wohl aber einen einheitlichen Laut durch zwei Zeichen auszudrücken.

Digitized by Google

2. Nasalierte Längen und Diphthonge erhalten den Zirkumflex: â, ê, ô, ãe, ão, ẽa, õa; bei ea und oa mit kurzem e bzw. o bleibt die Nasalierung unbezeichnet, da sie nur vor Nasalen vorkommen.

3. Der Gravis unterscheidet „offenes" è und ò von „geschlossenem" e und o, welch letztere keine besondere Bezeichnung erhalten; ' schließt sich mit dem Längenzeichen ¯ zu ˆ zusammen: also ê, ô.

4. e̩ und o̩ bezeichnen konsonantisches e und o; also z. B.: e̩asă essen; o̩arne̩ Ordnung.

5. Bei den Diphthongen wird Länge des ersten Komponenten nur angedeutet bei ôa, ẽa, ôa, õa, nicht aber bei ie, uo; Überkürze des ersten oder zweiten Komponenten wird nirgends bezeichnet: also ei, ou, ae, ao u. s. w.

6. r̩ ist silbisches r, m silbisches m.

7. n̩ ist gutturaler Nasal.

8. b, d, g sind stimmlose Lenes[1]; p, t, k bezeichnet Aspiraten.

9. x bezeichnet wohl palatale als gutturale Spirans, da das Eintreten der einen oder andern stets durch den vorhergehnden Laut bedingt ist; also bax, rixdă.

10. Der Wortakzent wird, in den wenigen Fällen, wo dies nötig scheint, durch einen untergesetzten Strich bezeichnet; also z. B. farganz Vakanz.

Alles übrige dürfte ohne weiteres verständlich sein.

1) Ich sehe nicht ein, warum wir uns von dem Norddeutschen p, t, k zur Bezeichnung dieser Laute aufdrängen lassen sollen. Unterscheidet man die stimmhaften Lenes durch eine leichte Modifikation von b, d, g, so wirkt das viel weniger störend, als bei uns die p, t, k, mit denen der unbefangene Süddeutsche eine ganz andere Lautvorstellung verbindet. b, d, g bezeichnete in Oberdeutschland schon die stimmlose Lenis, als in der Gegend von Berlin noch das Slavische florierte.

Digitized by Google

1. Vokaldehnung vor mehrfacher Konsonanz.

Bei dieser Erscheinung lassen sich vier, auch chronologisch zu trennende, Gruppen unterscheiden.

1. Am ältesten ist die Dehnung vor n[1]) + Spirans; sie fällt noch in die Zeit vor der Trübung[2]) von ahd. â zu offenem ô. Daher finden wir nicht nur z. B. zães m. Zins, lães f. Linse, wãesâ winseln (< mhd. winson < ahd. winisôn), fãesdr finster, fẽãsdr n. Fenster, brãosd f. (Feuers-)Brunst, wãos m. Wunsch, ães uns (< ahd. unsih); bães f. Binse (< mhd. binz < ahd. binuz); zãosd f. Zunft, fãef fünf, sondern auch gös f. Gans, wösd m. Wanst, hôf m. Hanf, rôsd m. Ranft.

2. Jünger zwar, aber immer noch der Diphthongierung der mhd. Längen zeitlich vorausgehnd ist die Dehnung vor Nasal + Tennis.[3]) Das ã < ahd. a (also dãpf, nicht etwa *dôpf u. s. w.) zeigt, daß die qualitative Differenzierung von ahd. a und â bei Eintritt dieser zweiten Dehnung bereits vollzogen war, so daß die neu entstandenen langen a nicht mehr von der Trübung betroffen

1) Vor m+ Spirans findet keine Dehnung statt: also z. B. sems m. Sims; amsl f. Amsel.

2) Die landläufige Annahme, daß ahd. â über ao zu ô geworden sei, will mir nicht einleuchten. Ich nehme vielmehr an, daß ahd. â auf dem gesamten schwäbischen Gebiet zunächst offenes ô geworden und in unserer Gegend auch geblieben ist, außer in der Stellung vor Nasal, wo das offene ô nach dem bekannten schwäbischen Lautgesetz zu geschlossenem ô werden mußte und nun im ferneren Verlauf der Sprach-Entwicklung die Schicksale von ô < ahd. ô zu teilen hatte.

3) Eigentlich sollte man schon im Altoberdeutschen nur von Fortis und Lenis reden. Doch kann man ja auch ein für allemal vorausschicken, daß im Altoberdeutschen die Media stimmlos war, und im übrigen die herkömmlichen termini als Spielmarken (vgl. de Lagarde, Mittheilungen I, 215) weiter verwenden.

Digitized by Google

wurden. Dagegen haben die neuen Längen i, ü, ū die Diphthongierung noch mitgemacht. Über das chronologische Verhältnis der Diphthongierung von ē und ō zur ersten und zweiten Dehnung läßt sich an und für sich — sofern man nicht aus anderen Gründen gleichzeitige Diphthonierung von ē, i, ō, œ, ü, iu anzunehmen hat — nichts sagen. Denn für die Lautverbindung o + Nasal + Konsonant, die sprachgeschichtlich nur durch spätere Synkope entstehn konnte, gibt es kein sicheres Beispiel [1]) und die Fälle mit Umlauts-e (dēpfä u. s. w.) beweisen auch nichts, da gerade in der Stellung vor Nasal auch mhd. ē und œ bei uns nirgends diphthongiert erscheint (also wēnig wenig, zwē m. zwei, šē schön).

In erster Linie kommt hier die Dehnung vor Nasal + Affrikata in Betracht, da ja die letztere sich in Tenuis + Spiranz zerlegen läßt. Auch für germ. k nach Nasal wird unsere Mundart damals noch Affrikata gehabt haben. Beispiele sind: dāpf m. Dampf, dēpfä dämpfen, sāpf m. Ackersenf [2]) (< ahd. *sēmph), glāēpfig geschmeidig, drāōpf m. Trumpf [3]), sāōpf m. Sumpf, štāōpf m. Strumpf; dāzä tanzen, kāzl f. Kanzel, šlēzä schleißen, blāēzlä blinzeln (< mhd. *blinzlen < *blinchzelen [4])), brāōzä harnen; dāg m. Dank, drāg m. (Vieh-)Trank, grāg krank, dēgä denken, šēgl m. Schenkel, fāēg m. Fink, sāēgä finken, gsāēgä gesunken, fāōg m. Funke, dāōgl dunkel, kāōgl f. Spinnrocken. — Unterstützt von der schwä-

1) Allenfalls könnten hierher gehören das später zu erwähnende dāōra donnern, sowie das Fremdwort drāōpf Trumpf, sofern sie auf ein mhd. *donren bezw. franz. triomphe zurückzuführen wären. Fischer (Geogr. d. schw. Ma. S. 23 Anm. 4) setzt dunren als Grundform für dāōrä an und begründet dies durch „die allgemeine Wahrnehmung, daß zwar an, en, in, un, ün, nie aber on diphthongiert erscheint"; diese Argumentation ist etwas eigentümlich: wenn ons, ont u. s. f. sprachgeschichtlich nicht vorkommt, und ahd. o dadurch der Gelegenheit zur Dehnung und Diphthongierung im allgemeinen verlustig geht, so folgt m. E. daraus doch keineswegs, daß auch eine sekundär entstandene derartige Lautverbindung sich den sonst geltenden Regeln entzogen haben muß.

2) Sinapis arvensis, eine gelb blühende Unkrautpflanze. Der Speisesenf heißt senf m. (Lehnwort aus der Verkehrssprache).

3) Dieses Wort wird demnach schwerlich erst im 30jährigen Krieg entlehnt sein, wie Kluge (Et. Wb.[6] s. v.) annimmt.

4) Das Wort gehört doch wohl zu blinken, und nicht, wie Kluge (Et. Wb.[6] s. v.) für möglich hält, zu blind.

Digitized by Google

bischen Verkehrssprache,[1]) dringen allmählich die ungedehnten Formen wider ein, und haben in einzelnen Fällen den einheimischen Laut bereits gänzlich verdrängt. So kommt die gedehnte Form gar nicht mehr vor bei ganz ganz,[2]) granz m. Kranz, sempfla spielen (v. Kindern), monzig winzig, sonzga m. Schinken, monzgla munkeln; für sdāmpf sagt die jüngere Generation stets sdrompf, und auch bronza, bōfeng[3]) u. a. nehmen immer mehr überhand. Doch kann man immerhin sagen, daß in der Mehrzahl der Fälle die einheimische, gedehnte Form noch die weitaus häufigere, ja vielfach die allein übliche ist.

Einfache mhd. Tennis nach Nasal geht entweder a) auf westgermanische Geminata, oder b) auf romanische Tennis zurück, oder ist c) durch Sandhi aus der Media entstanden, oder endlich d) ist die Tennis t < germ. d erst sekundär infolge von Vokal-Synkope unmittelbar hinter den Nasal getreten.[4])

a) Westgermanische Geminata liegt vor z. B. in lāmb m. Lumpen (< mhd. lumpe < westgerm. *lumbbō), sdāmb m. Stumpf, Stummel, halbvoller Sack[5]) (< mhd. *stumpe < westgerm. *stumbbō), rāēg m. Strumpfband (< mhd. riuke < westgerm. *hringgō), hēga henken (< mhd. henken < westgerm. *hanggjan), wāēdr m. Winter (< mhd. winter < westgerm. *winttrus).

b) Romanische Tennis findet sich in allerlei Lehnwörtern, z. B.

1) Vgl. Haag, Maa. d. ob. Neckar- u. Donaulandes S. 108, 5 ff.

2) Dagegen haben andere Orte des Balinger Bezirks, z. B. Geislingen und Onstmettingen, noch gānz.

3) = Buchfink. Älteres bōfāēg kommt, ebenso wie brānza, auch bei der jüngeren Generation noch vor. Ausschließlich herrscht die ältere Form noch in dānāēg m. Tannfink (den zoologischen Namen kann ich leider nicht angeben).

4) Germ d, das schon in ahd. Zeit unmittelbar auf n folgte, scheint überhaupt nie zur Tenuis verschoben gewesen zu sein, so daß also die angeblich spätahd. Erweichung des nt zu nd (s. Paul, Mhd. Gr.[4], § 71, 3) in Wirklichkeit nur eine orthographische Wandlung bedeuten dürfte (vgl. Braune, Ahd. Gr.[2] § 88, Anm. 2). Dies schließe ich daraus, daß Lehnwörter aus dem Romanischen, wie z. B. tinte, mantel, die schwerlich erst in spätahd. Zeit übernommen sind, die Tenuis auch im Mhd. behalten haben.

5) Stump ist also keineswegs nur ndd. oder md., wie Kluge (Et. Wb.[6] s. v.) annimmt, sondern ein gut oberdeutsches Wort.

Digitized by Google

ãbl f. Ampel, mãdl m. Mantel, kãd f. Kanne (< mhd. *chante < ahd. channeta,[1]) dãēdś f. Tinte.

c) Aus der Media geht im Mhd. Tenuis hervor im Silbenauslaut: s. Paul, Mhd. Gr.[4], § 64. Natürlich entsteht auf diese Weise vielfach Lautwechsel innerhalb der Flexion. So z. B. muß das Neutrum lant nach Eintritt der zweiten Dehnung folgendermaßen dekliniert worden sein: Sing. lãnt, lãnts, lande, lãnt; Plur. lãnt, lande, landen, lãnt. Ferner ergiebt sich aus diesem Lautwechsel, in Verbindung mit der Synkopierung der Mittelsilbe,[2]) für die schwachen Verba I mit l- oder r-Suffix, z. B. ahd. *stumbilen, nachstehendes Paradigma: Inf. stũmplen; Part. Pass. gestümplet; Ind. Präs. stümbel, stũmplest, stümplet, stũmplen u. s. f.; Ind. Prät. stũmplet, stümbeltest, stũmplet, stümbelten u. s. f.

In einzelnen Fällen spiegelt sich der ursprüngliche Lautwechsel noch in der heutigen Mundart wider. So namentlich bei hãd f. Hand, Plur. hend[3]). Ferner finden wir: lãgwid f. das den Wagen zusammenhaltende Langholz, lãgweilig langweilig neben lãz lang; lãdfãrr m. Landfahrer, Vagabund, lãdfrend landfremd neben land n. Land; kãēdbed Kindbett neben kend n. Kind; bãēdnãgl m.

1) S. Franck, Et. Wb. s. v. kan. Das Wort ist doch wohl romanischen Ursprungs: ahd. chánneta wird unter dem Einfluß der germanischen Betonung aus dem romanischen Diminutiv cannétta (= Röhrchen) hervorgegangen sein.

2) In unserer Mundart haben nach einander folgende Synkopierungsgesetze gewirkt:

1. Offene kurze Ultima wird synkopiert nach unbetonter Pänultima.

2. Unbetonte kurze Pänultima wird synkopiert nach langer (bzw. geschlossener) oder unbetonter kurzer Silbe.

In mancher Hinsicht also ähnlich wie im Angelsächsischen; vgl. Sievers, Abr. d. agf. Gr. § 20.

3) Dazu gehört noch einerseits hãpll m. Handvoll (im Plur. z. B. zwẽ hẽpll; Diminutiv: hẽpfẽle), hẽdš m. Handschuh (wohl ein falsch erschlossener Singular zu hẽdšã < mhd. * hentscuoh, das man irrtümlich als schwachen Plural empfand), hãdlãōb m. Handtuch, hãdšearb m. das in der Stube stehnde Waschbecken (daneben auch hendšearb, nicht * hẽdšearb, also ein verhältnismäßig junges Kompositum), andrerseits zuodrhendig, fõdrhendig link, recht (in der Fuhrmannssprache). Lehnwörter sind hãndl m. Handel, handlã handeln, handwẽrk n. Handwerk.

Digitized by Google

Bindnagel (zum Garbenbinden) neben bendā binden.[1]) Bei stumbilen ist anscheinend Bedeutungs-Differenzierung eingetreten: šdāēblā heißt: „den Preis drücken, unterbieten", während die ungedehnte Form šdemlā bedeutet: „an einem zu fällenden Baum zuvor die Äste abhauen" (z. B. ā dan šdemlā). Indes könnte šdāēblā auch vor dem Nomen šdāōb (s. o.) abgeleitet sein.

Im übrigen sind die durch den Lautwechsel entstandenen Doppelformen meist zu Gunsten der Kürze wieder ausgeglichen. Doch kommt auch Ausgleichung zu Gunsten der gedehnten Form vor, so z. B. sād n. Sand, wād f. Wand (Plur. wēd), wēdl f. Wanze (< mhd. *wendel, Plur. *wentlun),[2]) hāēdl f. Himbeere (< mhd. *hindel, Plur. *hintlun), brēdalā brenzeln (< mhd. *bräntlen, 1. Plur. Prät. *brändelten).

Ausgleichung zu Gunsten der Dehnung wird auch anzunehmen sein bei dem Präfix[3]) āō < mhd. un-. Hier ist wohl in Fällen wie āōšig m. Ungeschick, āōfršdand m. Unverstand die Dehnung schon in der ersten Dehnungsperiode eingetreten. Dazu kamen dann durch die zweite Dehnung Fälle wie āōzifṛ n. Ungeziefer, āōgroud n. Unkraut, und — wie man im Hinblick auf dāōrā vielleicht annehmen darf — auch āōrēaxd unrecht, āōleidig unleidlich und dergl.[4])

1) Diese vier Beispiele beweisen m. E. unwiderleglich, daß die Dehnung an die nachfolgende Tenuis geknüpft, und nicht etwa aus der Pausastellung übertragen ist.

2) Vielleicht darf man annehmen, daß diejenigen Feminina der Art, bei denen die Dehnung durchgedrungen ist, schon im Mhd. schwach dekliniert wurden, da in diesem Fall nur der Nom. Sing. ursprünglich Kürze hatte; z. B. Sing. Nom. wendel, Gen. Dat. Akk. wentlun u. s. f.; wohingegen bei der starken Flexion die kurze Form im ganzen Singular herrschte: z. B. Sing. Nom.-Akk. windel, Plur. Nom. Akk. wintla, Gen. Dat. wintlon. — Beachtenswert ist, daß auch in Münsingen, das nach Nasal noch Fortis und Lenis unterscheidet, nach Bopp (Vokalismus d. Schwäb. in der Ma. v. Münsingen) *hęntəlę* (21,24), *ęnt* (38,7), *bręntəla* (38,30), *mạntl̥* (38,35) neben *brạnd* (38,30), *šęndl̥* (38,38) u. s. w. steht.

3) āō wird in der heutigen Mundart auch selbständig als verstärkende Partikel (= sehr) gebraucht, z. B. ī hāō miasā āō šbreŋa; dṛ hòd d zē āō blegd.

4) Nimmt man an, daß die unbetonten Kürzen vor dem Hauptton wenigstens teilweise schon vor Eintritt der 2. Dehnung synkopiert wurden, so wird die Zahl der Fälle, wo die Dehnung des un- lautgesetzlich eintreten mußte.

Digitized by Google

Von hier breitete sich die gedehnte Form durch Analogie weiter aus; im ferneren Verlauf ergab sich noch Kontamination mit dem Präfix ão- < ahd. â- vor Nasal (z. B. in ãomáxd < mhd. âmaht), bis schließlich ão- die einzige Form des Negativ-Präfixes ward, so daß es jetzt sogar ãoãgnĕm und dergl. heißt.

Keine Ausgleichung braucht man anzunehmen bei lãbălă welk sein (< mhd. *lamplon < ahd. *lambalôn); ferner bei mĕdš m. und n. Mensch (< mhd. *mentsce mit euphonischem Verschlußlaut nach ursprünglich geminiertem n < ahd. mennisco). Hier blieb der Vokal nach der Muta durchs ganze Paradigma hindurch synkopiert, so daß in allen Formen Tennis und daher Dehnung des vorhergehnden Vokals vorauszusetzen ist.

d) Die ahd. Tennis t ist erst später infolge von Synkope [1]) unmittelbar hinter n getreten in ĕd f. Ente, wobei man vermutlich einen ahd. Nominativ enit zu Grunde zu legen hat.

Wohl noch in höherem Maße als bei den Wörtern mit Nasal + Affrikata sind bei denen mit Nasal + einfacher Tennis die ungedehnten Formen im Vordringen; nur läßt sich dies vielfach nicht mehr mit Sicherheit feststellen, da die Kürze meist auch anders (durch Ausgleichung) erklärt werden kann.

Beispiele für Kürze vor n + Tennis sind:

a) Mit westgermanischer Geminata: send f. Sünde [2]) (< mhd. *sünte < westgerm. *sunddjô). Auch neben lãob und šdãob hört man schon vielfach lomb, šdomb.

b) Mit romanischer Tennis: embdă pfropfen [3]) (< mhd.

---

noch weit größer; dann gehören hierher auch Wörter wie ãográd, ãogleix (< * ünerat, * ünelich) u. s. w.

1) Noch älter als die früher (s. S. 14, Anm. 2) erwähnten, ist folgendes Synkopierungsgesetz unserer Mundart:

Geschlossene kurze Ultima, die auf dentale Muta oder Spirans endigt, wird synkopiert nach betonter (langer oder kurzer) Silbe.

Diese Synkope trat ein zwischen dem ersten und zweiten Umlaut; daher férd (< ferit), aber komd, soufd, laofd (< *chomt, *sûft, *louft).

2) Hier ist natürlich der Einfluß von Kirche und Schule im Spiel.

3) Man sagt auch: d milx embdă d. h. unter die frische Milch ein wenig saure mischen, damit sie rascher gerinnt.

Digitized by Google

*impton < ahd. impitôn < lat. *imputare); zeandnṛ m. Zentner (< mhd. *zëntnaere < ahd. *zëntenâri [1]) < lat. centenarius).

c) Mit Tenuis < Media im Silbenauslaut: mĕdš ist im Munde der jüngeren Generation durchaus zu mendš geworden. In Fällen wie handlă handeln, wondṛă wundern, maŋlă mangeln (< mhd. *hantlon, *wuntron, *manclon) wird wohl, soweit es nicht Lehnwörter sind, die Kürze von den zugehörigen Substantiven handl, wondṛ, maŋl (< mhd. handel, wunder, mangel) übertragen sein.

In die erste oder zweite Dehnungsperiode, jedenfalls aber noch vor die Diphthongierung der mhd. Längen [2]) fällt die Vokaldehnung vor Nasal + Liquida. Es gibt indes, wenn man von den oben erwähnten Fällen wie ãoleidig, ãorèaxd u. s. w. absieht, nur sehr wenige Beispiele; die wichtigsten sind dãoră donnern (< mhd. dunron [3])), fãelă (Plur.) männliche Hanfpflanzen [4]) (< mhd. *vimlun), sowie kẽale (Plur.) Quendel (< *kẽalle, Diminutiv zu einem vorauszusetzenden *kẽală < mhd. *quënlun).

3. Abermals später, nach der Diphthongierung von mhd. ė, i, ô, œ, û, iu, trat die Dehnung ein vor h oder r einerseits + dentaler Spirans oder Fortis (bzw. Affrikata) andrerseits: da

1) Kluge (Et. Wb.[6] s. v.) scheint Aufnahme des Wortes in mhd. Zeit zu vermuten; doch deutet die Brechung des ë > ea auf frühere Entlehnung

2) Mehr läßt sich nicht sagen, da es kein sicheres Beispiel mit a gibt.

3) Ich setze diese Grundform an, nicht als ob ich die Herleitung von dãoră < mhd. * donron für unmöglich hielte (s. o. S. 12, Anm. 1), sondern weil auch das anderwärts vorkommende durnă durch Methathese aus * dunron entstanden sein muß.

4) Obgleich die Herleitung dieses Wortes aus lat. femellae kaum zweifelhaft sein kann, so bleibt doch recht auffallend, daß unser fãelă gerade das Gegenteil von femellae bedeutet. Es läßt sich dies am ehesten noch so erklären, daß die Germanen das Wort, ohne seine eigentliche Bedeutung zu kennen, mitsamt dem Hanfbau von den Romanen übernommen und dann falsch angewandt haben. Daß man, wie Kluge (Et. Wb.[6] s. v. Fimmelhanf) und Franck (Et. Wb. s. v. femelen) anzunehmen scheinen, jemals mit Bewußtsein die männlichen Hanfpflanzen als „Weibchen" bezeichnet haben sollte, will mir nicht recht in den Sinn. — Sehr eigentümlich scheint übrigens der Hanfbau in Horb betrieben zu werden. Denn dort bedeutet (nach Kauffmann, Ma. v. Horb § 23) fãelă „die weiblichen Hanfstengel ausraufen". Wie man in Horb wohl den Hanfsamen gewinnt?

Digitized by Google

die neuen Längen qualitativ unverändert geblieben sind, so können sie erst nach Diphthongierung der mhd. Längen entstanden sein. Die in Betracht kommenden Konsonanzen sind:

hs.

Beispiele: ás f. Achse, ásl f. Achsel, flás m. Flachs, flèse flachsen, wislă wechseln (< mhd. *wibslen), ósuă rindern [1]) (< mhd. *ohsnon), bís f. Büchse.

hz.

Beispiel: sèaxzg sechzig (< ahd. sëhzug).

ht.

Beispiele: náxd f. Nacht, wáxdl f. Wachtel, èxd 8 (< mhd. *ähte), slèaxd schlecht, gsíxd n. Gesicht, dóxdr f. Tochter, méxd möchte, frúxd f. Frucht, zíxdig zierlich, klein (< mhd. zühtec).

rs.

Beispiele: ás m. Arsch, fèrs m. Vers [2]), fèars m. Ferse, gèašdă f. Gerste, glòašdă glimmen (< mhd. *glorston), dòašdl f. Kohlstrunk (< mhd. *torstel [3]), můš morsch [4]), důšd m. Durst, Hůšdă Flurname (< mhd. hursten [5]), bůšdă f. Bürste.

rz.

Beispiele: hiš m. Hirsch (< mhd. hirz < ahd. hiruz), èš f. Erbse (< *ärz < *ärwz < mhd. ārwiz).

rz.

Beispiele: šwáz schwarz, hárz n. Harz, [6]) frhèrză verharzen, Èrzeză Ortsname [7]) (< mhd. Ärzingen), kérz f. Kerze, šmúză schmerzen (< mhd. smirzen), fúz m. Furz, šúz m. Schurz, wúzl f. Wurzel,

1) Das zugehörige Substantiv ist unserer Mundart abhanden gekommen: der Ochse heißt jetzt šdier m., der Stier aber hág m.

2) Dieses Wort ist allerdings der Entlehnung aus der Verkehrssprache verdächtig, und steht jedenfalls unter dem Einfluß von Kirche und Schule.

3) Oder < mhd. * torsel, Kas. obl. * torstlun?

4) Dieses Wort ist also nicht bloß md. ndd., wie Kluge (Et. Wb.[6] s. v.) annimmt.

5) Mhd. hurst = Gesträuch, Gebüsch.

6) Dieses und das davon abgeleitete folgende Wort könnten von der Verkehrssprache beeinflußt sein.

7) Erzingen OA. Balingen.

Digitized by Google

búzlă purzeln, sdúză das Stoppelfeld umpflügen (< mhd. stürzen), gwíz n. Gewürz.

rt.

Beispiele: bárd m. Bart, wárdă warten, Márde Martin, ərdig artig, fédig fertig, héard f. Herde, wéardig m. Werktag (< *wërtag < mhd. wërchtag), húrd m. Hirte, wúrdl m. Wirtel, wierd m. Wirt [1]), wóard n. Wort, móadl f. wilde Möhre [2]) (< *mortel < mhd. *morhtel), gúrd f. Gurt.

Auch da, wo scheinbar vor ahd. rd Dehnung eingetreten ist, wird statt der Media auf die eine oder andere Weise entstandene Tenuis anzusetzen sein. Einmal nämlich kann nach Verners Gesetz schon in vorahd. Zeit d für þ eingetreten sein. Dieser Fall dürfte vorliegen bei hürd f. Hürde (< ahd. *hurt), wo auch in der mhd. Literatur der Plural hürte neben hürde vorkommt; ferner bei mádr m. Marder (< mhd. *marter < germ. *mardras [3])) und endlich bei dem Flurnamen Wédă (< mhd. *werten [4])). — Einige weitere Fälle sind wohl eher durch das Eintreten von Tenuis für Media im Silbenauslaut, z. T. infolge Synkopierung der Mittelsilben, [5]) zu erklären; so namentlich héard m. Herd, wéard wert, sowie die Verba fidrä fördern, fertig bringen [6]) (< mhd. *vürtren < ahd.

1) Auf Fischers Karte 18 verläuft die wiort-Linie zu weit östlich; unter den Orten unserer nächsten Umgebung sollte sie, außer Ostdorf selbst, auch noch Engstlatt einschließen. Heselwangen, Endingen, Geislingen, Erlaheim, Owingen, Großelfingen und Steinhofen haben wíd.

2) Nur die Wurzel heißt móadl; die Pflanze (Daucus carota) selbst wird kolbăsdog genannt.

3) Man beachte auch agf. meard neben mearþ.

4) Ich setze für unsere Gegend ahd. *werit (statt werid) an, was kaum zu beanstanden sein wird. Die Bedeutung kann hier nicht „Insel" sein; solche gibt es im Thalbach, an dem die Flur Wédă liegt, nicht. Ich denke vielmehr, das Wort heißt eigentlich „Wasserbaute" und steht im Ablautsverhältnis zu wuor n. Wehr (anders Kluge im Et. Wb.[6] s. v. Werder, dem ich hier nicht beipflichten kann). Dies paßt im vorliegenden Falle sehr gut; denn der gerade auf Ostdorf zufließende Thalbach macht unmittelbar vor dem Ort, eben bei der Flur Wédă, eine scharfe Biegung nach rechts um's Dorf herum, so daß hier wohl einmal Uferbauten zum Schutz gegen Hochwasser nötig gewesen sein können.

5) S. oben S. 14.

6) Daneben aus der Verkehrssprache: gan nousbefördrä einen hinausbefördern, hinauswerfen.

Digitized by Google

furdiren), fôadṛă fordern (< mhd. *vortron < ahd. fordarôn), môadṛă ungeschickt schneiden[1]) (< mhd. *mortron < ahd. *mordarôn). — Bei ôadélix ordentlich (< ahd. *ortenlih) hat man so frühzeitige Entlehnung des lateinischen ordinem anzunehmen, daß das d noch die Verschiebung zur Tenuis mitmachen konnte.

Es gibt einige Beispiele von unterbliebener Dehnung, bei denen Entlehnung aus der Verkehrssprache nicht wahrscheinlich ist; so insbesondere šixdr schüchtern, šmearz m. Schmerz (< mhd. smërze), hearz n. Herz (< mhd. hërze), herd hart (< mhd. herte) und endlich der Flurname Rôadṛhard (< mhd. *raiterharte[2])). Aus der Thatsache, daß die angeführten Beispiele sämtlich ursprünglich mehrsilbige Wörter sind, darf man vielleicht schließen, daß die Dehnung in der dritten Periode zunächst nur da eintrat, wo die betreffende Doppelkonsonanz im Silbenauslaut stand, und daß sie erst späterhin durch Ausgleichung und Analogie sich weiter ausgebreitet hat. — Gesteht man dies zu, so ergiebt sich weiter aus Fällen wie herd < mhd. herte, daß das auslautende e damals noch vorhanden gewesen sein muß, und wir hätten somit als terminus ante quem für den Eintritt der dritten Dehnung die Synkopierung der kurzen offenen Ultima gewonnen.

Im übrigen sind, namentlich bei den Wörtern mit hs, die ungedehnten Formen der Verkehrssprache stark im Vordringen. Es heißt z. B. stets dags m. Dachs, segs sechs,[3]) wigsă wichsen,[4])

1) Z. B. ă dan nămôadṛă (von ungeschickten Holzhauern); ā ẹabës rommôadṛă.

2) Diese Form wird man doch wohl zu Grunde zu legen haben, da ja fast alle die alten Ortsnamen ursprünglich Dative bzw. Lokative sind. Der erste Bestandteil des Namens ist mir dunkel. Vielleicht ist hier raiter = „r e i t e l, m. (ai) 1) junger Baum, der beim Holzschlage verschont wird; 2) junges Holz zu Reifstangen" (v. S c h m i d, Schwäb. Wb. S. 429); diese Vokabel ist mir aber sonst nicht bekannt. Der zweite Teil des Kompositums ist natürlich mhd. hart Wald.

3) Überhaupt macht sich bei den Zahlwörtern der Einfluß der Verkehrssprache stark geltend: auch ọalf 11 ist im Munde der jüngeren Generation völlig durch èlf verdrängt, und sogar neben èxd 8 hört man schon nicht selten axd. Hieran ist, neben dem Marktverkehr, wohl auch der Rechenunterricht der Schule schuld.

4) Z. B. Stiefel u. dergl. Daneben findet sich noch ein einheimisches wêsă (< mhd. * wähsen) in etwas anderer Verwendung: z. B. dā fádā wêsă (beim Nähen); ọan dúrwêsă einen durchprügeln.

Digitized by Google

fugs m. Fuchs;[1]) šaxdl f. Schachtel,[2]) šbèxd m. Specht.[3]) Bei mhd. mähtec ist Bedeutungs-Differenzierung eingetreten: die einheimische Form mèxdig bedeutet: fähig,[4]) das verkehrssprachliche mèxdig dagegen: stark, gewaltig;[5]) èxd echt ist Fremdwort aus dem Niederdeutschen. Fälle mit rs sind: barrš barsch, ferršdr̥ m. Förster, burrše m. Offiziersbursche.[6])

Ein vereinzelter Fall von Dehnung vor r + gutturaler Spirans ist fúxă fürchten[7]) (< mhd. fürhten).

4. Eine Gruppe für sich bildet die Vokaldehnung vor r + Nasal (rm, rn), die nur a und seine beiden Umlaute e und ä betroffen hat. Diese Erscheinung ist — wenigstens vom Standpunkt der Ostdorfer Mundart aus — mit den unter 2. und 3. behandelten Dehnungsvorgängen chronologisch inkommensurabel. Denn i, u u. s. w. haben sich, wie oben gesagt, in diesem Fall der Dehnung überhaupt entzogen, und mit den wenigen Beispielen mit Umlauts-e ist auch hier wider[8]) nichts anzufangen, da auch vor r mhd. ê bei uns niemals diphthongiert wird (also z. B. sér wund (v. Kindern), léră „lehren" und „lernen" u. s. w.). Man kann also mit Sicherheit nur sagen, daß die Dehnung nach der Trübung von ahd. â eingetreten sein muß.

---

1) Die autochthone Form ist noch erhalten in dem Flurnamen Fúsègr̥ (= Fuchsäcker).

2) Das Wort bedeutet vorzugsweise eine Zigarrenkiste; im übrigen ist das einheimische Wort für Schachtel: lád f.

3) Der echt mundartliche Name dieses Vogels ist bõmbigr m. (= Baumpicker).

4) Z. B. ĭ bẽ-n-id mêxdĭg, dás . . . ich bin nicht im Stande . . . .; dazu ãõmêxdĭg ohnmächtig.

5) Z. B. ă mèxdĭgr̥ hoz̥r̥ ein starker Hunger, mèxdĭg feil geald gewaltig viel Geld.

6) Daneben ein einheimisches búšd (Plur.) Kinder unter 14 Jahren (sowohl Mädchen als Knaben).

7) Der Schwund des t dürfte auf einer unrichtigen Proportion — etwa: gsuoxd: suoxă = gfúxd (< ahd. gafurhtit): fúxa — beruhen; doch könnte man auch daran denken, fúxă von einem mhd. *fürchen < westgerm. *furhhjan abzuleiten. Dazu fúxdĭg furchtsam (< mhd. *fürhtec).

8) Vgl. oben S. 12.

Digitized by Google

Beispiele sind: árm m. Arm, árm arm, dárm m. Darm, wárm warm, wérme f. Wärme, gwérmă wärmen, frbérmlix erbärmlich; gárn n. Garn, wárnă warnen.

Besonders beachtenswert ist bárm m. der untere Scheunenraum neben der Tenne; denn, wie das zugehörige Verbum bárnă aufschichten (Garben in der Scheune) lehrt, ist das Wort auf ein mhd. barn[1]) zurückzuführen. Das m ist hier kaum anders zu erklären, als durch eine falsche Proportion von der Art: áren: árme = bären: bárme; d. h. infolge der Dehnung des Vokals ist bei auslautendem rm und rn Svarabhakti eingetreten, und da m nach unbetontem Vokal zu n werden mußte (vgl. Paul, Mhd. Gr.[4], § 84, 6), so fielen die Substantive auf arm und arn in den endungslosen Kasus zusammen. Mhd. arm wird nach Eintritt der Dehnung etwa folgende Flexion gehabt haben: Sing. áren, árems,[2]) árme, áren; Plur. árne, árme, ármen, árme. Späterhin wurden die unbetonten e sämtlich synkopiert, wobei bei neu auslautendem rm abermals Svarabhakti eintrat; doch wurde diesmal das m nicht in n verwandelt. Schließlich ist dann bei den Substantiven auf rm das rm der obliquen Kasus auch in die ursprünglich endungslosen Formen eingedrungen und hat hier das lautgesetzliche rn verdrängt. Aus alledem aber geht hervor, daß auch beim Eintritt dieser Dehnung das ungedeckte e am Wortende noch existiert haben muß. Denn sonst hätte bei den Substantiven auf -arm in sämtlichen Formen außer dem Dativ Pluralis (und allenfalls auch dem Genitiv Singularis) -áren bezw. später -árn eintreten müssen; und daß von diesen beiden Kasus aus das m wider in's ganze Paradigma eingedrungen sei, ist doch kaum anzunehmen. Somit ergibt sich auch bei dieser vierten Gruppe als terminus ante quem für den Eintritt der Dehnung die Synkopierung der kurzen offenen Ultima.

1) Dieses barn < ahd. * barn scheint allerdings von ahd. barno Krippe zu trennen (vgl. Kluge, Et. Wb.[6] s. v. Barn) und eher mit englischem barn Scheuer identisch zu sein. — Die Etymologie v. Schmid's (Schwäb. Wb. S. 44), der das Wort zum Stamme bër- „tragen" stellt, leuchtet mir in diesem Falle mehr ein, als Kluge's Herleitung von bar- Gerste.

2) Oder árens? Vgl oben S. 16, Anm. 1.

Digitized by Google

Aus der Verkehrssprache stammen wohl ungedehnte Formen wie lèrmă lärmen, erml Ärmel u. s. w.

Als letzter vereinzelter Fall wäre schließlich noch zu erwähnen: ēm m. Bienenstock, f. Biene (< mhd. imbe), wo die Dehnung jedenfalls später als die Diphthongierung der mhd. Längen sein muß. Doch zieht man dieses Beispiel richtiger zu der Dehnung vor einfacher Konsonanz bezw. Geminata, die später einmal im Zusammenhang behandelt werden soll; ich gehe daher hier nicht weiter darauf ein.

* * *

Suchen wir nun, nachdem wir uns bisher im Wesentlichen auf die Konstatierung der Thatsachen beschränkt haben, nach einer Erklärung der im Vorstehnden behandelten Erscheinungen.

Vor allem ist zu beachten, daß in der Mehrzahl der Fälle der dem gedehnten Vokal zunächst stehnde erste Komponent der betreffenden Doppelkonsonanz geschwunden ist; so namentlich stets n, das allerdings dafür in der Nasalierung des Vokals seine Spur hinterlassen hat. Man darf sich dadurch aber nicht verleiten lassen, hier von einer Ersatz-Dehnung in dem Sinne zu reden, als ob von vorn herein der Konsonant gänzlich geschwunden und dafür der vorhergehnde Vokal gedehnt worden wäre;[1]) denn dann wären die immerhin auch nicht seltenen Fälle nicht zu erklären, wo das h oder r nach dem gedehnten Vokal erhalten geblieben ist.[2])

Wir haben uns also nach einer andern Lösung des Rätsels umzusehen.

---

1) Ich selbst bin früher (vgl. Blätter des Schwäbischen Albvereins X, 78) in diesen Irrtum verfallen, indem ich annahm, daß der lautgesetzlich überall geschwundene Konsonant später in gewissen Fällen aus der Verkehrssprache oder den Nachbar-Mundarten wieder eingedrungen sei. Ich habe dabei übersehen, daß die Erhaltung des Konsonanten neben dem gedehnten Vokal dann doch irgendwo lautgesetzlich begründet sein müßte. Zudem machen schon die Fälle mit rm, rn, wo das r sogar Svarabhakti-Vokal entwickelt hat, eine solche Annahme unmöglich.

2) Auch Bopp (Der Vokalismus des Schwäb. in d. Ma. v Münsingen S. 35), der meines Wissens hier zuerst von Ersatz-Dehnung gesprochen hat, ist diese Schwierigkeit keineswegs entgangen, ohne daß er sie indes zu beseitigen versucht hätte.

Digitized by Google

In unserer Mundart muß früher einmal das Lautgesetz gegolten haben, daß bei mehrfacher Konsonanz der erste (bezw. erste und zweite) Komponent Fortis war, während der letzte sowohl Lenis als Fortis sein konnte. Nun scheint aber in gewissen Fällen der erste Konsonant zwar nicht sich dem zweiten assimiliert, aber doch eine Vorstufe der Assimilation betreten zu haben, indem er nämlich zur Lenis abgeschwächt wurde. Und als Ersatz für eine derartige Abschwächung ist, wie ich glaube, die Dehnung des vorhergehenden Vokals anzusehen, so daß wir also doch von einer Ersatzdehnung zu sprechen berechtigt wären. Der vollständige Schwund der so entstandenen Lenis aber wird da, wo er vorkommt, erst sekundär und wahrscheinlich bedeutend später eingetreten sein. [1]) Wir haben demnach beispielsweise folgende Entwicklungsreihen anzunehmen: ganns > gäns > göns > gös; winnter > winter > weinter > wẽter > wãedr; durrst [2]) > dürst > düst > düsd; garrn > gärn > gären [3]) > garn.

Schließlich bleibt noch zu untersuchen, ob sich vielleicht schon mit den heutigen Hilfsmitteln [4]) etwas über die Herkunft der besprochenen Dehnungs-Vorgänge ermitteln läßt.

---

1) Eine Reihe interessanter Parallelen bietet das Nordische. Wir finden dort bei ns, sekundär entstandenem nk, nl und nr, genau wie in unserer Mundart, Schwund des n und Dehnung des Vokals: z. B. an. gós Gans, ósk Wunsch (< * wunsko), Háke Eigenn. < * Hanke < * Haneke), Ale Eigenn. (< * Anle < * Anele), þóre (< * þonre) dem Donner (=Gott); bei ht Schwund des h, Dehnung des Vokals und meist auch des nachfolgenden Konsonanten: z. B. an. nótt Nacht, átta 8, réttr recht, dóter Tochter, sótt Sucht; bei mp. nt, ursprünglichem nk und rs Schwund des m, n, r und Dehnung des folgenden Konsonanten: z. B. an. kapp Kampf, vetr Winter, (< * vettr), drekka trinken, foss Fall (< fors) u. s. w.

2) Konsequenter Weise müßte ich eigentlich durrsst schreiben; der Einfachheit halber bezeichne ich indes bei Spiranten und Liquiden die Fortis nur da, wo es die Deutlichkeit unbedingt erfordert.

3) Vgl. oben S. 22.

4) Durch Fischer's Atlas, und für ein kleineres Gebiet im SW. noch besonders durch Haag's Karte, sind wir ja in Schwaben in dieser Hinsicht bedeutend günstiger gestellt als irgendwo sonst im deutschen Sprachgebiet. Aber trotz alledem bedarf es gerade zu derartigen Untersuchungen noch weit genauerer

Digitized by Google

Bei n + Spirans dürfen wir annehmen, daß die Dehnung am frühesten da aufgetreten ist, wo das neu gedehnte a noch die Schicksale von ahd. â geteilt hat; denn bei a hat sich ursprüngliche Länge und Kürze früher als bei den übrigen Vokalen auch qualitativ differenziert.[1]) In dem Gebiet also, das sich nach Fischer's Karte 4 von der Hornberger Gegend im Westen nach Osten zu über Kaufbeuren hinaus bis an den Lech, und vom Bregenzer Wald im Süden bis nach Geislingen a. d. St. im Norden erstreckt, muß die Heimat der Dehnung vor n + Spirans gesucht werden; vermutlich liegt sie im württembergischen Oberschwaben, das so ziemlich die Mitte einnimmt. Ostdorf liegt nahe der Nordwestgrenze des soeben beschriebenen Rayons;[2]) und die gäs-Enklave bei Ebingen weist darauf hin, daß in unserer Gegend die Dehnung erst unmittelbar vor der Überflutung durch die â-Trübungs-Welle eingetreten ist, wobei jene Enklave noch eine Insel ohne Dehnung vor n + Spirans gebildet haben wird.

Die Dehnung vor Nasal + Tenuis wird wohl von den Gebieten ausgegangen sein, wo auch vor einfacher Tenuis, nicht bloß vor Affrikata,[3]) sämtliche Vokale (nicht bloß a und seine Um-

dialektgeographischer Aufnahmen, wenn sie zu einem einigermaßen befriedigenden Resultate führen sollen.

1) Daraus erklärt sich sehr einfach der in einigen Gegenden vorkommende Plural gäis neben dem Singular gäs, den Fischer (Geogr. S. 23, Anm. 2) nicht zu erklären wagt: die Diphthongierung des ê fällt eben später als die Dehnung, während a und â bei Eintritt der letzteren in den betreffenden Gebieten bereits differenziert waren.

2) Es ist jedoch zu beachten, daß gös durch spätere Wortverdrängung nicht unbedeutende Einbuße an Terrain erlitten zu haben scheint; denn z. B. in unsern Nachbardörfern Geislingen, Erlaheim und Owingen steht hôf neben gäs, ebenso nach Nordosten zu noch in Sebastiansweiler. Das Gebiet der früheren Dehnung muß sich also nach dieser Richtung hin ziemlich weiter erstreckt haben, als dies Fischer's Karte 4, die nur die Grenzen für ‚Gans' gibt, vermuten läßt. — Andererseits scheint die Dehnung von n + Spirans im Südwesten im Ganzen weniger verbreitet zu sein, als man gemeinhin annimmt. Haag's Karte (vgl. auch im Text S. 52) lehrt uns südlich der oberen Donau, um Engen herum, ein Gebiet mit ungedehntem zins u. s. w. kennen, von dem sich auf Fischer's Karte 5 keinerlei Andeutung findet.

3) Das Gebiet, wo die Dehnung von i und u vor Nasal + Affrikata vor

Digitized by Google

laute) so zeitig gedehnt worden sind, daß sie noch die Entwickelung der alten Längen (außer à) mitgemacht haben. Diese Voraussetzungen treffen zu auf zwei räumlich getrennte Bezirke: erstens einen nördlichen, der ganz in's Oberamt Balingen fällt und dem im Nordwesten Ostdorf als Insel vorgelagert ist; zweitens einen südlichen um Spaichingen herum, den Haag nach einem Nebenfluß der Donau „Elta" getauft hat. Diese beiden Bezirke bilden natürlich sprachgeschichtlich eine Einheit[1]) und haben wahrscheinlich früher einmal auch geographisch zusammengehangen; sie wird man als die Brennpunkte des Gebiets bezeichnen dürfen, innerhalb dessen überhaupt Vokaldehnung vor Nasal + Tenuis eingetreten ist.

Mehr nordwestlich, etwa in der Gegend von Sulz a. N., scheint dagegen das Zentrum der Dehnung vor Nasal + Liquida zu liegen. In ursächlichem Zusammenhang damit wird man für das betreffende Gebiet nach Nasalen und Liquidis frühzeitige Synkopierung unbetonter offener Kürze auch nach kurzer Stammsilbe[2]) anzunehmen haben; denn die Entwickelungsreihe lautet doch wohl etwa: duneron > dunnron > dûnron > dounron > dâorâ.

Was die Dehnung vor hs, ht anbelangt, so kann man vermuten, daß dem Herde derselben solche Orte am nächsten liegen, wo auch vor anderer als gutturaler Spirans + t der Vokal etwas

den Eintritt der Diphthongierung fiel, muß viel größer gewesen sein, als es heute den Anschein hat. Spuren dieser weiteren Ausdehnung liegen vor z. B. in Münsingen (Bopp 39, 28: graotsa; 39, 25: maokalesbrao), Reutlingen (Wagner 123, 12: fâôds; 13: grâôdsa; 16: mâôgəlesbrâô; daneben auffallenderweise 79, 9: 'êgə hinken), Horb (Kauffmann § 29: maokəlisprâô.) Die Dehnung vor Affrikata muß der vor einfacher Tenuis zeitlich vorangegangen sein: daher z. B. in Münsingen khêbet (Bopp 38, 12) u. s. f.

1) Dies findet auch Bohnenberger (Alemannia XXIV, 29) sehr wahrscheinlich. Aber mit der Entdeckung der „gemeinschaftlichen" — das soll doch wohl heißen: in beiden Gebieten diphthongierten — Formen, die Bohnenberger zum Erweis der Einheit für nötig zu halten scheint, dürfte es kaum so rasch gehn. Denn in einer Gegend, in der z. B. mhd. gesin als ksîî erhalten geblieben ist, kann auch ein sekundär gedehntes * trinchen, * winter nur als trîîkə, wîîtər erscheinen; und andererseits in einer Mundart, in der z. B. mhd. zwêne zu zwê geworden ist, darf man auch für sekundäres * dênchen, *ênt nichts anderes als dêgə, êd erwarten.

2) Vgl. oben S. 14, Anm. 2.

Digitized by Google

häufiger gedehnt wird;[1]) so unter denen, deren Mundart bereits bearbeitet ist, vor allem Münsingen[2]) und vielleicht auch Reutlingen.[3]) — Von der Dehnung vor r + Dental läßt sich sagen, daß sie wahrscheinlich aus dem Norden oder Nordosten zu uns gekommen ist, da sich ihr ja die Vokale i und u nach Südwesten hin bald zu entziehen beginnen.[4]) Es muß unter diesen Umständen die Frage vorläufig offen bleiben, ob die in der dritten Gruppe zusammengefaßten Dehnungsvorgänge einheitlicher Herkunft sind.

Bestimmt zu verneinen ist dies bei der vierten Gruppe. Die Dehnung des a vor rm haben wir als den äußersten Ausläufer der „baar-hegauischen" (s. Haag l. c. S. 54) Dehnung vor r + Labial zu betrachten; die Nordgrenze von ärm u. s. w. läuft hart an Ostdorf vorbei. Während also diese Erscheinung aus dem Süden stammt, weist bei der Dehnung vor rn der Umstand auf nördliche (bzw. nordwestliche) Herkunft hin, daß in unsern nördlichen Nachbardörfern[5]) nicht, wie in Ostdorf, bloß a, sondern auch andere Vokale

1) Aus unserer Mundart wüßte ich an derartigen Fällen nur anzuführen: grüšd m. Gerümpel und grüšdä f. Krufte. Doch kommen bei beiden Beispielen daneben, obgleich seltener, auch die ungedehnten Formen vor, besonders in den Derivaten des ersten: z. B. grušdä (auch grušdrä) herumstöbern. grušdäde f. Gerümpel.

2) S. Bopp, D. Vokalismus d. Schwäb. in d. Ma. v. Münsingen S. 32. 26 ff.

3) Vgl. Wagner 36,20: eišd; 66,7: grüšd; 70,40: möšd.

4) Man wird doch wohl annehmen dürfen, daß die Dehnung vor dieser Doppelkonsonanz uns bei sämtlichen Vokalen auf dem gleichen Wege zugekommen ist. Daher ist es vom sprachgeschichtlichen Standpunkt aus schwerlich richtig, wenn Haag (Die Maa. des oberen Neckar- und Donaulandes S. 53) für die „r-Dehnung" ganz allgemein den Satz aufstellt: „aus Süden Dehnung der offenen, aus Norden der geschlossenen Vokale." Einmal nämlich kann die Dehnung bei a, ē, o weiter nach Süden vorgedrungen sein, als bei e. i, u. Vor allem aber braucht z. B. die Dehnung des a in hart in Schwenningen und Ostdorf durchaus nicht notwendig gleicher Herkunft zu sein: duo si faciunt idem, non est idem, heißt es auch im Sprachleben.

5) In Erlaheim und Owingen werden vor rn sämtliche Vokale gedehnt; also z. B. gẽän gern, šdīnä Stirn (daneben allerdings hirn Hirn, vielleicht ein Lehnwort), hōän Horn. Großelfingen und Steinhofen dagegen dehnen außer a nur i und u: also z. B. šdirnä Stirn, hirn Hirn, dürn Turm, aber gean

Digitized by Google

dieser Dehnung unterliegen. Ob im Hinblick darauf die Dehnung des a vor rn historisch vielleicht zu der in dritten Gruppe untergebrachten Dehnung vor r + Dental gehört, wage ich nicht zu entscheiden.[1]

Fassen wir nunmehr die Ergebnisse der vorstehnden Untersuchung zusammen, so können wir die Vokaldehnung vor mehrfacher Konsonanz charakterisieren als eine Ersatzdehnung, die, je nach den einzelnen Konsonanzen, verschiedene Verbreitungsherde hat und in desto beschränkterem Umfange eintritt, je weiter sie sich von diesen Ausgangspunkten entfernt.

2. Der indogermanische Stamm (s)quet „schallen."

Dieser Stamm, der im Germanischen als hwe/: ha/ bzw. swe/[2]): ska/ erscheint, liegt vor in folgenden Wörtern unserer Mundart:

gern. hoan Horn. — Ebenso wie in den beiden zuletzt genannten Orten liegen die Verhältnisse in Sebastiansweiler, das trotz O.A.-Beschr. Rottenburg² I, 94, 16 auch hirn Hirn, dürn Turm hat.

1) Die Beurteilung der Sachlage ist hier dadurch sehr erschwert, daß Fischer's Karte 18 leider eine Grenze garn-gärn vermissen läßt, mit der Grenze garn-gärn ist im vorliegenden Falle nichts anzufangen. — Zu erwägen bleibt übrigens auch, ob nicht vielleicht doch sämtliche „r-Dehnungen" schließlich einheitlichen Ursprungs sind. Man hätte dann anzunehmen, daß ihre gemeinschaftliche Heimat in einer Gegend liegt, wo, wie in Basel-Stadt (vgl. Hoffmann § 93, 2) vor r unter allen Umständen Vokaldehnung eingetreten ist, und daß sich die einzelnen Dehnungs-Erscheinungen von dort aus auf verschiedenen, von einander getrennten Wegen weiter verbreitet haben.

2) Vgl. Streitberg, Urgerm. Gramm § 129, 6, a. Die diesbezüglichen Aufstellungen bei Noreen, Abr. d. urgerm. Lautlehre § 48, B, 1 und Kluge in Paul's Grdr. ² S. 384 (§ 67) sind dahin zu erweitern, daß auch in der anlautenden Konsonantengruppe skw der interkonsonantische Guttural im Germanischen schwindet. Doch scheint — angesichts des schwed.-dial. skwella ‚widerhallen' (bei Noreen, l. c. S. 205, 13) — dieser Schwund nicht gemeingermanisch, jedenfalls aber später zu sein als der des u vor idg. o, da idg. squo im Germanischen als ska (nicht swa) erscheint. Die ursprünglichen Verhältnisse schimmern noch durch in dem Nebeneinanderstehn von nhd. ‚Schwertel' < ahd. swërtala (s. Kluge, Et. Wb.⁶ s. v.) und ostdorfisch Sárdl f. < ahd. *scartala: hier liegt germ. *skard- < idg. *squordh-, dort germ. *swerd- < idg. *squerdh- zu Grunde.

Digitized by Google

1) ohne präfigiertes s [1]):

frdhèadlá widerhallen; in gleicher Bedeutung auch reflexiv: se frdhèadlá. Als ahd. Form ist vorauszusetzen *far-ant-hëdalôn; der Schwund des w ist aus der idg. o-Stufe übertragen.[2] Das erste Präfix fr bleibt auch gelegentlich weg, wenn z. B. der unten im Haus befindliche von einem Geräusch im Oberstock sagt: s hòd ganz ra-dhèadlad.

ghealá gellend rufen, singen und dergl. Das Verbum wird schwach flektiert: Part. Prät. ghealád; ob demnach ein ahd. *ga-hëllôn zu Grunde liegt, oder etwa das ahd. starke Verbum hëllan später zur schwachen Konjugation übergetreten ist, muß dahingestellt bleiben. — Ahd. hëll- ist durch Assimilation [3]) aus germ. *hedl- hervorgegangen; germ. d für þ erklärt sich nach Verner's Gesetz.

hál m. Widerhall < ahd. hal(l).

heal hell < ahd. hël(l), mit demselben Bedeutungswandel wie in der Schriftsprache. [4])

pfidra in unterdrücktes Lachen ausbrechen < ahd. *phutiren [5]) < germ. *pudrjan. Als indogermanischer Stamm ist bei diesem Worte *guet vorauszusetzen; [6]) der labialisierte Velar hat im

1) Vgl. Noreen, Abr. d. urgerm. Lautl. § 57, Kluge in Paul's Grdr.² S. 371.

2) Vgl. Noreen, l. c. § 41; Kluge in Paul's Grdr.² S. 373 f.

3) Vgl. Streitberg, Urgerm. Gramm. § 127, B, 1; Kluge in Pauls Grdr.² S. 382.

4) Vgl. Kluge, Et. Wb.⁶ s. v. Ein Beispiel für den umgekehrten Fall, Bedeutungs-Übertragung vom Gesicht auf das Gehör, bietet unsere Mundart in dem Adjektiv glizig ‚glitzernd', das daneben auch ‚schrill' bedeutet: z. B. glizig šwèzà mit schriller Stimme sprechen.

5) Ich nehme in der Stammsilbe altes u (nicht i) an im Hinblick auf das ostfränkische kudern ‚lachen' (s. Heilig. Gramm. d. ostfr. Ma. d. Taubergr. § 65).

6) Daß im Indogermanischen gelegentlich Tenuis und Media wechseln, ist eine anerkannte Thatsache (vgl. Brugmann, Grdr.² I, § 701, Noreen, l. c. § 49), und es ist nicht abzusehen, warum diese Erscheinung auf den Wurzelauslaut beschränkt sein soll. Eine Erklärung wage ich vorläufig nicht zu geben.

Digitized by Google

Germaniſchen in der Schwundſtufe ein u entwickelt und iſt dann ſelbſt zum Labial geworden. [1])

2) mit präfigiertem s:

šėl[2]) f. Schelle; dazu šėla swv. ſchellen, ſowie (ros-)gšėl n. der mit Glöckchen beſetzte Riemen am Pferdegeſchirr.

šol[3]) m. in dem Ausdruck: en šolă nouslaxă hell auflachen. Wegen der Schwundſtufe sko/ β ſ. o. unter pfidră.

šėdră einen hellen, dünnen Mißton von ſich geben (z. B. von zerſprungenem Geſchirr) < mhd. * schäteren < ahd. *scatiren [4]).

šwėza ſchwatzen, ſprechen[5]) (ohne die geringſchätzige Nebenbedeutung der Schriftſprache.) Als germaniſche Grundform iſt anzuſetzen *swadnón (der eigentlich nur den Formen der e-Stufe zukommende Anlaut sw iſt hier durch Ausgleichung in eine ſolche der idg. o-Stufe eingedrungen); daraus entſtand durch progreſſive Aſſimilation[6]) swattón > ahd. *swatzòn. Dieſes Verbum muß, wie der ſekundäre a-Umlaut beweiſt, in ahd. Zeit, und zwar erſt während der zweiten Umlautsperiode, von der II. zur I. ſchwachen Konjugation übergetreten ſein; es entwickelte ſich demnach *swatzòn > swatzjan > mhd. swätzen > šwėzä (Part. Prät. gšwėzd).

---

1) Vgl. Noreen, l. c. § 42, 2; Kluge in Pauls Grdr.[2] S. 375.

2) Das è (ſtatt ea) ſcheint aus der Verkehrsſprache zu ſtammen; in Großelfingen und Steinhofen findet ſich noch die lautgeſetzlich auch in Oſtdorf zu erwartende Form šeala — gšealad u. ſ. f.

3) Dieſes šol iſt etymologiſch jedenfalls zu trennen von šolă (Plur.) Schneeklumpen an den Stiefeln.

4) Holl. schateren entſpricht der Bedeutung nach ziemlich genau unſerem šėdră; in lautlicher Hinſicht macht allerdings der Dental Schwierigkeiten, aber die beiden Wörter gehören dennoch gewiß zuſammen. Vielleicht läßt ſich die ſcheinbare Unregelmäßigkeit vom Standpunkt der niederdeutſchen Dialekte aus erklären.

5) Der Bedeutungs-Übergang von „Geräuſch machen" zu „ſprechen" kommt auch anderwärts, beſonders im Slaviſchen, vor: vgl. z. B. ruſſ. govoritь ‚ſprechen' mit aſl. govorŭ ‚Geräuſch, Lärm'. — Möglicherweiſe gehört zu unſerem Stamm auch got. qiþan; wegen des Anlauts ſ. o. unter pfidra.

6) Vgl. Noreen, l. c. § 44, 2; Streitberg, l. c. § 127, A, 1, b.

Digitized by Google

3. Ahd. „gucken".

Das entsprechende Wort unserer Mundart ist: guga (Part. Prät. gugäd) neugierig schauen, blicken, hinsehen, nachsehen, gucken (ohne den scherzhaften Beigeschmack des schriftsprachlichen Wortes). Beispiele für die Anwendung sind: was gugesd äsó? ‚was machst du für Augen?' gug ao rèaxd! ‚sieh doch recht hin!' sagt man zu einem, der z. B. etwas falsch liest; i wil gäō gugä ‚ich will gleich nachsehen'.

Kluge[1]) meint, das Wort fehle dem Ahd., und sein Ursprung sei dunkel. Ich denke aber, es ist einfach ahd. guechôn ‚kukuk rufen'[2]) < germ. *gukn̄on. Wohl jeder hat schon beobachtet, wie Kinder in dunkle Räume, Höhlen und dergl. ihr „kukuk" hineinrufen; hieraus wird sich die heutige Bedeutung entwickelt haben. Eine Analogie hiezu bietet das Englische, wo to peep[3]) zunächst to chirp, dann aber auch to look pryingly bedeutet.

4. Die Partikel ao beim Imperativ.

Der Imperativ mit folgendem ao ‚auch' (< mhd. ouch) dient in unserer Mundart zum Ausdruck der höflichen Bitte; weitschweifigere Phrasen, wie z. B. sei ao so guod ond . . ., kommen zwischen Einheimischen, selbst zwischen Kindern und Eltern, kaum vor. Es heißt also z. B.: kom ao gswend rá! kom ao dò rā! gaŋ ao äweag! gib mr ao dāō measr! u. s. f. In all diese Beispiele würde durch die Weglassung des ao im allgemeinen ein unhöflicher Ton hineinkommen; nur zwischen Eltern und Kindern, sehr guten Freunden oder dergl. kann die Partikel ohne Verstoß gegen die Etikette wegbleiben.

Die Entstehung dieser Ausdrucksweise hat man sich wohl folgendermaßen zu denken: Wenn ich zu jemand sage: „thue auch dies!" so deute ich damit an, daß ich von dem Betreffenden nicht erwarte, daß er ausschließlich darauf bedacht sei, meinen Wünschen nachzukommen; vielmehr ersuche ich ihn nur, unter anderem auch mein Begehren zu erfüllen. Ohne Zweifel ist dies bescheidener

1) Et. Wb.[5] s. v.

2) S. Braune, Ahd. Lesebuch[3] S. 194 b.

3) Vgl. Kluge-Lutz, Engl Et. s. v.

Digitized by Google

und höflicher, als wenn ich mich darauf beschränke, ihm einfach meinen Wunsch kund zu thun.

5. Konjugierte Konjunktionen.

Ein Anlauf zu dieser Erscheinung[1]) findet sich auch in unserer Mundart. Wenn nämlich in Nebensätzen, die durch aeb ob, bis (bzw. bis dás) bis, dás daß, mö wo, wen wenn, wie wie eingeleitet werden, das Verbum in der 1. Pers. Plur. und das Personal-Pronomen in der betonten (absoluten) Form mier steht, so erhalten die genannten Konjunktionen, ebenso wie das Verbum,[2]) ein e hinten angesetzt. Also z. B.: aebe mier gaɣe ob wir gehn; bise (bzw. bis dáse) mier kome bis wir kommen; wene mier hede wenn wir hätten; wiene mier gsc̄a hèbe als wir sahen u. s. f. Dagegen wenn kein Nachdruck auf dem Pronomen liegt: aeb mɣ gaɣe; bis (bzw. bis da(s) mɣ kome; we(n) mɣ hede; wie mɣ gsc̄a hèbe. Vor andern Verbalformen als der 1. Plur. kommen konjugierte Konjunktionen niemals vor.

6. „Hechzig" = sehr viele.

In neuester Zeit beginnt in unserem Dorf eine merkwürdige Ausdrucksweise für „sehr viele, in Menge" üblich zu werden, in dem in diesem Sinne das Zahlwort sèxzig, dem gezählten Gegenstand nachgestellt, gebraucht wird. Also z. B.: leid sèxzıg Leute genug; drā̃pf sèxzıg Trümpfe in Menge; ebenso nach kollektiven Singularen: geald sèxzıg Geld in Masse; blaz sèxzıg Platz genug. Wem fiele dabei nicht das in ähnlicher Weise gebrauchte lateinische sescenti 600 ein?

Daß die Redensart von draußen importiert ist, lehrt schon die Form sèxzıg, im Gegensatz zu dem einheimischen, sonst noch durchaus gebräuchlichen sèaxzg. Als nächster Ausgangspunkt dieses äußersten Ausläufers der uralten Sexagesimalrechnung[3]) ist die

1) Vgl. v. d. Gabelentz, Die Sprachwissenschaft S. 379.

2) Bekanntlich ist in unserer Mundart in der 1. Pers. Plur. die Konjunktiv-Form auch in den Indikativ eingedrungen.

3) Vgl. Brugmann, Grdr. II, S. 496.

Digitized by Google

Garnison Stuttgart zu betrachten; denn der Ausdruck ist mir bis jetzt hauptsächlich bei Burschen begegnet, die in letzter Zeit dort gedient haben. Aber wie kommt die Soldatensprache zu dieser seltsamen Antiquität? Bei Horn[1]) finde ich darüber nichts.

7. Vokalkürzung in Kompositis.

Haag[2]) erwähnt als Eigentümlichkeit der Schwenninger Mundart die Kürzung des langen Vokals der Tonsilbe in Kompositis, bei welchen einfache Lenis zwischen die Vokale der beiden Bestandteile tritt. Von den von Haag angeführten Beispielen trifft für Ostdorf nur das eine böfeŋg[3]) < mhd. buoch-vinche zu. Dagegen scheinen mir aus dem Bereich unserer Mundart zwei Doppelnamen hierher zu gehören, bei denen gerade in der Tonsilbe die sonst bei uns eingetretene Diphthongierung alter Länge unterblieben ist; ich meine die Rufnamen Mibèrbl (Marie Barbara), Mikèdr (Marie Katharine), Mirósl (Marie Rosine) neben Amei (Anna Marie); ferner Efrósl (Eva Rosine[4]), neben einfachem Aef. Da in böfeŋg doch wohl Monophthongierung des ahd. Diphtongs (nicht Erhaltung des urgermanischen Monophthongs) vorliegt, so wird sich fragen, ob die einfache Länge in den obigen Namen nicht ebenfalls erst sekundär aus ei bzw. ae hervorgegangen ist.

Nachtrag zu S. 16. 7.

Bei mɛds wird doch auch Ausgleichung anzunehmen sein; denn der Nom. Sing. hat vermutlich *menndise gelautet, alle übrigen Kasus dagegen *mentscen.

1) Die deutsche Soldatensprache. Gießen 1899.

2) Die Maa d. oberen Neckar- and Donaulandes S. 20 f.

3) Vgl. oben S. 13 Anm. 2. Die Kürzung ist demnach bei uns nur bis zu einfacher Länge, nicht, wie in Schwenningen, bis zu einfacher Kürze vorgeschritten.

4) In den hiesigen alten Taufbüchern ist Kontamination dieses Doppelnamens mit dem einfachen Namen Euphrosyne eingetreten, so daß z. B. in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts fast durchweg Euphrosyne geschrieben wird.

Digitized by Google

Digitized by Google

Herrn Dr. O. Brenner
hochachtungsvoll überreicht
vom Verfasser.

Ostdorfer Studien.

Zweites Heft.

Von

Friedrich Veit.

Inhalt:

Vorwort. S. 3. — Der ahd. Diphthong ia. S. 5. — Der indogermanische Stamm (s)mreg „brechen, quetschen, zusammendrücken." S. 20. Nhd. „Baum" S. 27. — Pleonastische Negationen. S. 28. — Glossen zum „Schwäbischen Wörterbuch." S. 28. — Nachträge und Berichtigungen zum 1. Heft. S. 50. — Nachträge und Berichtigungen zum 2. Heft. S. 70.

Tübingen.
Druck und Verlag von Gg. Schnürlen
1901.

Ostdorfer Studien.

II.

Von

Friedrich Veit.

Tübingen.
Buchdruckerei von Gg. Schnürlen
1901.

Digitized by Google

Vorwort.

Allen denen zum Trotz, die da befürchtet — oder, je nach dem, auch gehofft — haben, mein Unternehmen werde nach dem ersten Anlauf stecken bleiben, tritt hiemit das zweite Heft der Ostdorfer Studien ans Licht.

Wie gut ich daran that, zunächst solche Vorarbeiten zu veröffentlichen, das zeigen am besten die Nachträge und Berichtigungen die ich schon heute dem ersten Heft nachsenden kann. Zwar die dort (S. 4) ausgesprochene Hoffnung auf die Unterstützung der Fachgelehrten hat sich bisher nur in bescheidenem Maße erfüllt: nur von einigen wenigen Seiten sind mir brieflich Bemerkungen und Ratschläge zugegangen, die ich unter diesen Umständen natürlich um so mehr zu schätzen weiß. In einzelnen Fällen hat man die Zusendung jenes Heftes sogar mit gänzlichem Stillschweigen beantwortet und dadurch gezeigt, wie sehr man sich ärgert, daß auch einer, der nicht auf den ausgetretenen Pfaden der Universitäts- oder Beamten-Carriere nach oben strebt, sich erfrecht, in wissenschaftlichen Fragen mitreden zu wollen.

Ich brauche aber wohl nicht erst zu versichern, daß ich nicht daran denke, mich durch derartige Erfahrungen in meinem Vorhaben beirren zu lassen. Denn meinen Zweck werde ich ja schließlich trotzdem erreichen, indem die Kritik — wenn das Totschweigen einmal nicht mehr angeht — gewiß nicht unterlassen wird, meine Arbeiten auf etwaige Mängel und Irrtümer zu durchsuchen.

Bei einer im Laufe des Frühjahrs vorgenommenen wider-

Digitized by Google

holten Durchstreifung der Umgegend hat sich mir in dialekt-geographischer Hinsicht ziemlich viel Neues ergeben, wenn ich auch gestehn muß, daß sich dadurch im ganzen genommen zunächst mehr Rätsel geknüpft als gelöst haben. Jedenfalls habe ich bei dieser Gelegenheit gelernt, daß man auf solchen Streifzügen zwar allerlei Grenzlinien gewinnen, aber niemals zu historisch richtiger Beurteilung der einzelnen Dorfmundarten gelangen kann: denn gerade die wichtigsten und interessantesten Details bringt auch der nicht in ein paar Stunden zum Vorschein, der sich die ausführlichsten Fragebögen anlegt, die zuverlässigsten Gewährsmänner findet und überhaupt „reichliche Erfahrung in solchen Untersuchungen hat." Einzelnes pflegt einem ja der Zufall in die Hände zu spielen; aber um einen Überblick zu erlangen, dazu bedarf es unter allen Umständen eines längeren, vertrauten Verkehrs mit verschiedenen Individuen.

Das im Vorwort zum ersten Heft gegebene Versprechen, auch Ortsgeschichte und Volkskunde zu berücksichtigen, konnte leider auch in dem vorliegenden Hefte noch nicht eingelöst werden, vor allem, weil die „Glossen zum Schwäbischen Wörterbuch" zu einem unerwarteten Umfang angeschwollen sind. Ich möchte aber hier von neuem darauf hinweisen, daß ich auch diesen Teil meines Programms im Auge zu behalten gedenke.

Schließlich erfülle ich noch die angenehme Pflicht, den Herrn, die mich durch briefliche Beiträge unterstützt und erfreut haben, hiemit meinen verbindlichsten Dank auszusprechen. Ebenso meinem treuen Wandergefährten G. Gonser, der bei unsern linguistischen Exkursionen seine Bekanntschaften von der Militärzeit her in den Dienst der Wissenschaft gestellt hat.

Ostdorf, den 30. Mai 1901.

Friedrich Veit.

Digitized by Google

1. Der ahd. Diphthong iu.

Der Diphtong iu gehört zu den Lauten, über deren Weiterentwicklung in den einzelnen deutschen Mundarten noch die größte Unklarheit herrscht. Zumal bei uns im schwäbisch-alemannischen Südwesten Württembergs, wo auf verhältnismäßig kleinem Raum vier verschiedene Äquivalente für ahd. iu zusammenstoßen und vielfach durcheinander laufen (ui, ú, ei, í), sind die Verhältnisse so verwickelt, daß selbst Fischer[1]) auf eine Erklärung verzichtet hat. Ich denke aber, der Versuch, auf diesem „Trümmerfeld" Ordnung zu schaffen, ist heute, nachdem inzwischen Haag's Bearbeitung der Mundarten des oberen Neckar- und Donaulandes erschienen ist, doch nicht mehr so aussichtslos; daher soll im Folgenden die Sache gewagt werden.

Ich gehe dabei aus von unserer Ostdorfer Mundart, deren Verhalten in dieser Hinsicht nun zunächst zu untersuchen ist.

Im allgemeinen liegt die Sache hier ziemlich einfach: unumgelautetes iu ist in der Tonsilbe fast durchweg mit der alten Kürze u zusammengefallen; d. h. es erscheint im Auslaut, vor alter Lenis, sowie vor den Ersatzdehnung heischenden Doppelkonsonanzen[2]) als ú, sonst als u, vor Nasalen als õ bezw. o.

Es heißt also z. B. drú 3 n.[3]), úb euch[4]) (< ahd. iuwih), úbä euer, húb m. Hieb (< ahd. *hiu[5])), núb neu[6]) (< ahd. niuwi),

1) Geogr. d. schwäb. Ma. § 33.

2) Vgl. Ostdorfer Studien I, S. 11 ff.

3) Das Mask.-Fem. lautet drei.

4) Betonte Form; unbetont ëne: s. u. S. 11.

5) Oder eigentlich *hiuwe; denn das b in húb (und gnúb) stammt aus den obliquen Kasus und ist erst durch Ausgleichung auch in die ursprünglich endungslosen Formen eingedrungen. — Es wird zu erwägen sein, ob nhd. Hieb wirklich, wie Kluge (Et. Wb.[6] s. v.) meint, erst aus dem Präteritum von „hauen" gebildet und nicht vielmehr mit altnord. hió und unserem húb auf ein altgermanisches Substantiv zurückzuführen ist. Vgl. auch alt Hui bei Fischer, Schwäb. Wb. 132,60.

6) Dazu die Flurnamen Núbä und Núbä-wisa.

Digitized by Google

gnúb n. Knie, gnúbă knien (< ahd. *chniuwôn), gnúble n. Knäuel[1]) (< ahd. *chniuwilîn), šbrúbr m. Spreu[2]) (< ahd. spriuwir, eigentlich Plur. Neutr.), grúbă gereut[3]) (< ahd. gahriuwan. Part. Prät.), šúr f. Scheuer (< ahd. sciura), fúr n. Feuer[4]) (< ahd. fiur), dúfl m. Teufel[5]) (< ahd *tiuful), Dúfádál Flurname[6]) (< ahd. tiufin tale), flúg f. Fliege (< ahd. fliuga), zúg m. Zeug[7]) (< ahd.

---

1) Bei der jüngeren Generation ist gnúble durch das gleichbedeutende bobl m. verdrängt.

2) Dazu šbrúbr-frwadr m. „Spreu-Verwater", ein Spitzname der Bürgerausschuß-Mitglieder, denen man nach der Wahl zum Scherz Spreu vor's Haus zu streuen pflegt.

3) Jetzt nur noch gebräuchlich in dem Ausdruck: s išd me grúbă (gsẽẽ), ‚es hat mich gereut'; sonst sagt man für ‚reuen' grébă (Part. Prät. grébd). — Übrigens könnte unser grúbă auch auf ein ahd. *gahriuwan zurückgehn; keinesfalls aber auf ahd. gahrûwan (vgl. Braune, Ahd. Gr.[2] § 334, Anm. 4).

4) Dazu fúršdõã m. Feuerstein, fúrwăd f. Feuerwand und noch einige weitere Komposita mit fúr-; dagegen, als Lehnwort aus der Verkehrssprache, feirwér f. Feuerwehr.

5) Die einheimische Form ist jetzt ganz veraltet und, unter dem Einfluß von Kirche, Schule und Verkehrssprache, durch das im Westen lautgesetzliche deifl ersetzt. — Da die Stammsilbe weder Brechung noch Umlaut zeigt, so kann der Suffix-Vokal nur u gewesen sein.

6) Im übrigen hat unsere Mundart jetzt dief. Da es sich aber hier nicht um eine erstarrte Flexionsform handeln kann, indem — was ich in dem Aufsatz in den Bl. d. Schw. Albvereins (X, 77) übersehen habe — für ahd. tiufin streng lautgesetzlich *deifă- (mit Umlaut) zu erwarten wäre, so wird ‚tief' bei uns ursprünglich überhaupt dúf (mit Ausgleichung zu Gunsten von ahd. iu) gelautet haben und die Form mit ie < ahd. io erst später unter dem Einfluß der Verkehrssprache eingedrungen sein: noch heute heißt es ja im Schmiecha-Thal (Onstmettingen, Thailfingen, Storzingen) regelmäßig duif, ebenso z. B. in Nusplingen, Renquishausen, Kolbingen deif (beides < ahd. tiuf). Man beachte die analogen Verhältnisse in Münsingen, wo (nach Bopp, S. 60) ebenfalls die Ortsnamen Duifądál, Duifąhílą neben sonstigem diaf stehn.

7) Heutzutage ist zúg, vielleicht wieder unter Mitwirkung der Verkehrssprache, durch das aus dem Westen stammende zeig verdrängt; ebenso gehören die zúgmaxr (Zeugmacher) jetzt der Vergangenheit an. — Wenn es, nach Kluge (Et. Wb.[6] s. v.) ein mhd. ziuc giebt, so wird man trotz Nagl (Deutsche Maa. S. 220), auch ein ahd. *ziug ansetzen dürfen: ahd. gaziugi wird sich zu diesem *zing etwa verhalten wie ‚Gestein' zu ‚Stein'.

Digitized by Google

*ziug), Bronăfúxdă, Ondrfúxdă Flurnamen (< mhd. brunnen-fiuhton, under-fiuhton[1]).

Ferner gehören hierher die Singulare des Imperativs und des Ind. Präf. der ſtarken Verba II; z. B. frlúr — frlúrſd — frlúrd (zu frlieră verlieren), frúrd (zu frieră frieren), grúx — grúxſd — grúxd (zu griexă kriechen), zú — zú(x)ſd — zú(x)d[2]) (zu zie ziehen), flúg — flúxſd — flúxd[3]) (zu fliegă fliegen), lúg — lugſd — lugd (zu liegă lügen). Letzteres Verbum iſt das einzige dieſer Art, das den Wechſel von Länge und Kürze innerhalb des Sing. Ind. Präf. bewahrt hat; in allen übrigen hierher gehörigen Fällen iſt da, wo ein ſolcher Wechſel lautgeſetzlich ſtattfinden ſollte, Ausgleichung zu Gunſten der 1. Perſon (Länge) eingetreten. Alſo z. B. búd — búdſd — búd (zu biedă bieten), súd — súdſd — súd (zu siedă ſieden), nús — núſd — núsd (zu niesă nieſen), gnús — gnúſd — gnúsd (zu gniesă genießen), šús — šúſd — šúsd (zu šiesă ſchießen), gšblús — gšblúſd — gšblúsd (zu gšbliesă ſchließen[4]), šúb — šúbſd — šúbd (zu šiebă neue Zähne bekommen[5]), von Pferden und Rindvieh).

Selten und teilweiſe nicht ganz klar ſind die Beiſpiele mit

1) Die Kiefer heißt in der heutigen Mundart fiexd < ahd. fiohta. Auch in dieſen beiden Flurnamen können indes keine erſtarrten Flexionsformen vorliegen, da ja gerade vor dem ô des Dat. Plur. (fiohtôm) die Brechung hätte eintreten müſſen; ebenſo wenig geht es an, darin einen Überreſt des altoberdeutſchen Lautſtandes zu ſehen, da germ. h auch im Altoberdeutſchen niemals die Brechung verhindert hat. Vielmehr hat man, ähnlich wie oben bei Dúfădál, anzunehmen, daß in unſerer Mundart einheimiſches fúxd ſpäterhin durch das verkehrsſprachliche fiexd verdrängt worden iſt.

2) Bei dieſem Verbum ſchwindet meiſt in der 2. und 3. Perſon die lautgeſetzliche Gutturalſpirans durch Ausgleichung zu Gunſten der 1.

3) Hier iſt, wie im Angelſächſiſchen (ſ. Sievers, Abr. d. agſ. Gr. § 90, Anm. 3), Kontamination von fliegen und fliehen eingetreten: flúxſd, flúxd (< ahd. fliuhis, fliuhit) gehört eigentlich zu flie (< ahd. fliohan). Letzteres Verbum iſt aber in der heutigen Mundart nicht mehr recht lebendig, und bildet im Sing. Ind. Präf. flie-fliešd-flied.

4) Den eigentümlichen Anlaut (< ahd. *ga-bi-sliozan) hat z. B. auch Schwenningen (Haag S. 28) und Schaffhauſen (Stickelberger S. 49). Im Oſten (z. B. in Hauſen i. Killrthl. und Thailfingen) findet ſich dafür bšliesš.

5) Die reine Mundart kennt das ſtarke Verbum šiebă nur in dieſer

nasaliertem iu. Länge vor Lenis liegt wohl vor in nõ nur (< mhd. niure[1]) < ahd. ni wâri); Kürze vor einfachem m in dem Flurnamen Nomädä (< mhd. niu-maden); Kürze vor — sonst Ersatzdehnung heischender — Doppelkonsonanz in nonds nichts (< *niunts < *niunehts < ahd. nio ni wihtes[2]) und nonzg 90[3] (< ahd. niunzug).

Das östlich von uns, im schwäbischen Hauptgebiet, herrschende ui ist in zwei Fällen auch in unsere Mundart eingedrungen: in šbuia speien[4] (Part. Prät. gšbuid) und brui m. Brauer (< ahd. *briuwo).

---

speziellen Bedeutung. Für das schriftsprachliche schieben gebraucht sie teils šobä (Part. Prät. gšobäd), teils šaldä (Part. Prät. gšaldä); z. B. gabẽs en sag šobä (in die Tasche stecken); ẽn karä šaldä.

1) Man braucht unser nõ nicht von einer Form niuwan abzuleiten, da es sich recht wohl auf dieselbe Grundform wie schriftsprachliches nur zurückführen läßt: progressive Nasalierung kommt ja auch sonst vor, und der Schwund des r erklärt sich nach Paul, Mhd. Gr.[4] § 70. — In unserer Nachbarschaft heißt es überall, außer im Südosten, nãõ statt nõ. Man darf hier aber nicht an die unsere Gegend durchziehende lõ-lãõ-Grenze denken, da ja lãõ, mãõ u. s. w. gerade auf den Südosten beschränkt ist, so daß also in Engstlatt, Heselwangen, Balingen, Frommern und Endingen nõ neben lãõ, dagegen in Geislingen, Erlaheim, Owingen, Großelfingen und Steinhofen nãõ neben lõ steht. Vielmehr hat man nãõ in Parallele mit Fällen wie feil ‚viel', hãẽ ‚hin' zu stellen; die Entwicklungsreihe wird demnach etwa folgende sein: niure > niũr > nũr > nũ > nou > nãõ. Weiteres über dieses Wort s. unten S. 15, Anm. 1.

2) Dies scheint mir die einzige lautlich zu rechtfertigende Herleitung des schwierigen Wortes zu sein. Daß sich, wie Fischer (Geogr. S. 57) annimmt, die progressive Nasalierung gewissermaßen zu einem zweiten n verdichtet habe, leuchtet mir nicht recht ein. Das iu < io ist vielleicht ähnlich zu erklären wie ahd. friund < *friônd. Wegen der unterbliebenen Vokaldehnung in nonds und nonzg vgl. unten den Nachtrag zu I, S. 25,17 ff.

3) Die Form nonzg ist jetzt ganz veraltet; die jüngere Generation kennt nur noch nãẽzg. Vgl. Ostdorfer Studien I, S. 20, Anm. 3.

4) < ahd. spiuwan. Dieses ursprünglich starke Verbum wird, weil es sich an keine der vorhandenen Ablautsreihen anschließen konnte, zur schwachen Flexion übergetreten sein. Es ist zu beachten, daß auch im Süden des „Trümmerfelds" (Renquishausen, Kolbingen) dem weiter nördlich herrschenden šbeibä-gšbibä ein schwaches šbeiä-gšbeid gegenübersteht, das sich über Unterdigisheim, Hossingen, Lautlingen, Thailfingen, Onstmettingen bis nach Hausen i. Killertl.), also weit ins ui-Gebiet hinein, erstreckt.

Digitized by Google

Das im Westen aus ahd. iu entstandene i dürfte vorliegen in dem geschlechtigen Pronomen der 3. Person si sie[1] (< ahd. siu), sowie in id, ids nicht[2] (< mhd. *niuht, *niuhten).

Das gleichfalls dem Westen angehörige ei < unumgelautetem iu hat, unter dem Einfluß der Verkehrssprache, in einigen Fällen das einheimische ú ersetzt; so namentlich in deifl und zeig, wo sich indes (s. o. S. 6) beidemal die ursprüngliche Form noch nachweisen läßt.

Aus dem Streisen im Süden, wo auch die letzte Diphthongierungswelle noch das Gebiet des ú < unumgelauteten iu erreicht hat (vgl. unten S. 18), scheinen zu stammen nāēzg 90 und frāēd m. Freund, Verwandter[3]. Doch reicht hier auch die Annahme einer Einwirkung der Verkehrssprache kaum aus, um die weite Ausbreitung dieser lautgesetzlich auf ein so kleines Territorium beschränkten[4] Formen zu erklären. Vielmehr wird bei nāēzg zu-

---

Da das ei hier kaum anders als durch alten Umlaut des iu zu erklären ist, so wird man schon für's Ahd. ein schwaches Verbum l *spinjan vorauszusetzen haben. Das in Ostdorf lautgesetzlich zu erwartende šdúbă-gšdúbă hat unter allen umliegenden Orten nur Gruol bewahrt. Binsdorf hat dafür ein merkwürdiges šdúbă-gšdúbš, das ein ahd. *stiuwan ‚spielen' voraussetzt. Der idg. Stamm lautete vermutlich * pteu, mit s-Präfix spteu, und der schwierige Anlaut spt wurde dann in der Regel zu sp, gelegentlich aber, wie es scheint, auch zu st vereinfacht: auch griech. πτύω erklärt sich auf diese Weise einfacher, als durch den überhaupt etwas problematischen Lautwandel πτ > πτ (vgl. Brugmann, Grdr.² I, § 299).

1) Die ursprünglich nur dem Nom. Sing. Fem. und Nom. Akk. Plur. Neutr. zukommende Form ist von da aus auch in den Akk. Sing. Fem. und Nom. Akk. Plur. Mask. und Fem. eingedrungen.

2) Der Wegfall des anlautenden n wird mit Fischer (Geogr. S. 57) aus falscher Worttrennung zu erklären sein. In dem -ă der längeren Form könnte vielleicht auch das emphatische ahd. -â stecken. Wegen der Kürze des i vgl. unten den Nachtrag zu I, S. 20,5 ff.

3) Während sich für nāēzg ein veraltetes nonzg wenigstens noch nachweisen läßt (s. vorige Seite), ist das lautgesetzlich zu erwartende frond in Ostdorf gänzlich verschollen, dagegen findet es sich noch, allerdings auch schon mehr oder weniger veraltet, z. B. in Pfeffingen, Thailfingen, Hausen i. Killerthl.; in letzterem Ort repräsentiert es sogar, zusammen mit nonds, den einzigen Überrest der alten Verhältnisse (sonst fast durchweg ui).

4) An ein Eindringen aus dem größeren Gebiet im Nordwesten, wo ú < in gleichfalls durchweg diphthongiert worden ist, darf wohl nicht gedacht werden.

Digitized by Google

gleich Anlehnung an das überall vorhandene nãẽ (mit ãẽ < umgelautetem iun), bei frẽd an das den Gegensatz dazu bildende fãẽd vorliegen.

Der alte, organische Umlaut von ahd. iu ist mit dem von ahd. û zusammengefallen und erscheint in unserer Mundart als ei; dabei ist jedoch zu beachten, daß hier altes w stets umlauthindernd gewirkt hat: also üb, nüb u. s. w. In folgenden Wörtern kann man mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit, umgelautetes iu vermuten: nãẽ 9 (< ahd. niuni), leid (Plur.) Leute (< ahd. liuti), reidă [1]) reuten (< ahd. riuttian), deidă deuten (< ahd. diuttian), deidš deutsch (< ahd. diutisc), zeigă Zeugnis ablegen (< ahd. *ziuggian), zeig m. Zeuge (< ahd. *ziuggio), šei scheu (< ahd. *sciuhi), deir teuer (< ahd. tiuri), šdeir f. Steuer (< ahd. *stiuria [2]), šdeirš 1) stolz, hochfahrend, 2) aufgeregt, reizbar (< ahd. *stiurisc), feirig feurig [3]) (< ahd. fiurig).

Daneben gibt es noch einen späteren, unorganischen, analogischen Umlaut ü: i, der nur innerhalb gewisser formaler Gruppen auftritt. So beim Plural der Maskulina: hib Hiebe (zu hüb); beim Plural der Neutra: fir Feuer (zu für); bei der Diminutiv-Bildung: firle Feuerchen, širle kleine Scheuer [4]); beim Komparativ: nibr neuer (zu nüb) u. s. f.

In unbetonter Silbe ist ahd. iu in unserer Mundart mit ahd. i zusammengefallen, d. h. es erscheint als e; also z. B. a guode bier eine gute Birne, guode ros gute Pferde [5]) (beidemal < ahd.

1) Die beiden ursprünglich schwachen Verba reidă, ‚reuten' und deidă, ‚deuten' haben sich in der heutigen Mundart an die starken Verba I angeschlossen; also Part. Prät. gridă gereutet, didă gedeutet. Demnach ist reidă ‚reuten' äußerlich vollständig zusammengefallen mit dem von Haus aus starken Zeitwort reidă, ‚reiten'.

2) Vgl. Schatz, Ma. v. Imst S. 66.

3) Man sagt auch: a feirigr agr, d. h. ein fruchtbarer, gut gedüngter Acker mit üppigem Wachstum.

4) Dagegen heißt die zum hiesigen Farrenstall gehörige Scheune stets Hágášürle: dieses Nomen proprium hat sich dem späteren analogischen Umlaut entzogen.

5) Aber z. B. guod šdier gute Ochsen, guod bieră gute Birnen: unsere Mundart unterscheidet im Nom. Akk. Plur. des starken Adjektivs noch das

Digitized by Google

guotiu). — Hierher gehört auch das unbetonte Pronomen ẽne euch (Dat. und Akk.): in dem zweiten e steckt nämlich mhd. iu(ch), während das ẽn- eine durch falsche Worttrennung daran hängen gebliebene Verbalendung ist, ähnlich wie das d in dr ‚er' und ‚ihr'. Da ‚euch' naturgemäß am häufigsten in Verbindung mit der 1. Plur. gebraucht wird, so hat das Sprachbewußtsein aus Sätzen wie mr ságe-n-e < mhd. wir sagen iu oder mr kene-n-e < mhd. wir chennen iuch schließlich eine Pronominalform ẽne abstrahiert [1]).

* * *

Versuchen wir nun, ob es gelingt, die historische Entwickelung des heutigen Lautstandes aufzuklären.

Was das ununmgelautete iu betrifft, so leuchtet ohne weiteres ein, daß nur diejenigen Formen bei uns bodenständig sind, wo das iu mit der alten Kürze u zusammengefallen ist, während wir die vorkommenden Ausnahmen von dieser Regel als das Resultat späterer Wortverdrängung zu betrachten haben.

Daher können wir uns zunächst auf den genannten Fall (den Lautwandel iu > u) beschränken, und haben nun also zu untersuchen, wieso es zu diesem spurlosen Verschwinden des i kommen konnte.

Fischer (Geogr. S. 42) meint, es sei klar, „daß wir es hier nur mit einer Modification des ui-Lautes zu thun haben." Aber mit Recht hat dies schon Bohnenberger [2]) bezweifelt; denn ein solches gänzliches Verstummen des zweiten Komponenten

---

Neutrum von den beiden andern Geschlechtern (vgl. schon OA.-Beschr. Balingen S. 141, 31 f.).

1) Fischer, welcher meint (OA.-Beschr. Ehingen² I, S. 161, 3), ono stamme „wohl aus der 3. Pers. Plur.", scheint hier durch ungenaue Schreibweise seiner Gewährsmänner irregeführt. Ich vermute, daß man im Oberamt Ehingen, so gut wie bei uns, zwischen ẽne ‚euch' und ẽnä ‚ihnen' unterscheidet. Schon dadurch aber wird Fischer's Erklärung unwahrscheinlich.

2) Alemannia XXIV, 40. Ebendaselbst ist auch bereits die Reihe iu > (so doch wohl statt <) iu > ü als möglich ins Auge gefaßt; wobei freilich unklar bleibt, wie aus iu direkt, ohne Mitwirkung der späteren, alle alten Kürzen gemeinsam betreffenden Dehnungs-Vorgänge, ein langes ü hervorgegangen sein soll.

Digitized by Google

eines Diphthongs wäre in unserer Mundart sonst fast ohne Beispiel. Dagegen ist bekanntlich[1]) der erste Komponent eines Kurzdiphthongs in manchen Fällen konsonantisch geworden. Etwas derartiges kann demnach bei uns auch dem iu passiert, und z. B. niuwi zunächst zu n̯iuwi geworden sein. Durch den allen deutschen Dialekten gemeinsamen Schwund des postkonsonantischen i̯ aber mußte sich dann dieses n̯iuwi weiter zu *nuwi entwickeln, ähnlich wie im Fränkischen guotiu über guot̯iu zu guotu geworden ist.[2]) Chronologische Bedenken können hiegegen kaum geltend gemacht werden; denn einerseits hindert uns nichts, die Konsonantisierung des i beliebig weit in die ahd. Zeit hinaufzurücken, und auf der anderen Seite dürfte der Schwund des postkonsonantischen i̯ doch immerhin später fallen, als dies die ahd. Denkmäler vermuten lassen.[3]) Es ergibt sich somit die Entwicklungsreihe iu > i̯u > u (> ú bzw. ŏ).

Bei dem Umlaut[4]) iū hat die Sache einen anderen Verlauf

1) Ich erinnere nur an e̯asă < casă < mhd. ëzzen, oder zo̯arn < zoarn < mhd. zorn. Selbstverständlich braucht indes i̯u < iu deshalb noch nicht in dieselbe Zeit zu fallen wie e̯a < ca u. s. w.

2) S. Braune, Ahd. Gr.² § 248, Anm. 6. — Schwierigkeit macht allerdings úb < iuwib, wo das i̯ im Anlaut geschwunden zu sein scheint. Indes wird dies mit W. Horn (Btr. z. dtsch. Lautl. S. 31) durch satzphonetische Gründe zu erklären sein: das Personalpronomen tritt ja z. B. oft hinter konsonantisch auslautende Präpositionen.

3) Beispiele wie filă < mhd. vüllen < ahd. fullian beweisen, daß das i̯ mindestens zur Zeit des zweiten Umlauts noch vorhanden gewesen sein muß.

4) Auf die Gefahr hin, von Nagl (s. Deutsche Maa. S. 222) ebenfalls für einen „geistreichelnden Lautgesetz-Witterer" gehalten zu werden, muß ich an dem „kleinlichen und kindischen Umlaut des iu" festhalten. Einzelne der oben S. 10 angeführten Beispiele, wie z. B. das Zahlwort nãe (vgl Ostd. St. I, S. 20, Anm. 3), könnten ja allerdings aus der Verkehrssprache stammen, bei einzelnen könnte auch eine schwundstufige Form mit ahd. û statt iu zu Grunde liegen; aber alle lassen sich doch nicht so „weg-escamotieren". Was die von Nagl angeführten Fälle betrifft, „wo das fragliche Lautgesetz auch gelten müßte, aber nicht wirkt", so erklärt sich das Unterbleiben des Umlauts in der 2. 3. Sing. Ind. Präs. der starken Verba II höchst einfach durch das Synkopierungsgesetz unserer Mundart (s. Ostd. St. I, S. 16, Anm. 1). Im übrigen aber möge sich Nagl doch bei Schatz (§ 49, Abs. 2) die zahlreichen

Digitized by Google

genommen. Hier ist bei uns wie im weitesten Umkreis auf allen Gebieten, mögen sie das unumgelautete iu sonst noch so verschieden behandeln, das i frühzeitig mit dem folgenden ü zu langem ü verschmolzen und dadurch mit dem Umlaut von ahd. ú zusammengefallen.[1])

In unbetonter Silbe endlich ist unumgelautetes iu, dem im Westen auch für die Tonsilbe geltenden Gesetze entsprechend,[2]) zunächst zu ü geworden; Entwicklungsreihe demnach: iu > ü > ı > i > e.

* * *

Was die geographische Verbreitung unseres u < ahd. iu anbelangt, so bemerkt Fischer (Geogr. S. 42) mit Recht, daß das Gesamtgebiet dieses Lautwandels „früher sicher nicht kleiner war" als der Rayon, innerhalb dessen er heute überhaupt noch vorkommt. Dieses Gebiet wäre allerdings immer noch klein genug; die Grenzen sind, soweit meine — im Wesentlichen auf den Süden beschränkten — Beobachtungen reichen, auf Fischer's Karte 14 richtig angegeben[3]): es ist ein nicht sehr breiter Streifen, der sich von Oberdigisheim im Süden bis Gärtringen O.A. Herrenberg im Norden erstreckt. Und über dieser Sprachinsel schlagen bereits die von Ost und West andringenden Wogen zusammen: ui in šbuiš ist schon bis Erzingen, Geislingen, Owingen, Stetten O.A. Haigerloch, Hirrlingen[4]) vorgedrungen; und andererseits

Fälle ansehen, wo der Umlaut des u nicht eingetreten ist: was dem einfachen u recht ist, muß dem iu billig sein.

1) Also ganz wie im Angelsächsischen und Nordischen, wo umgelautetes germ. eu ebenfalls als y erscheint.

2) Näheres über diesen Lautwandel s. unten S. 15 nebst Anm. 2.

3) Da indes mehrere der hier in Betracht kommenden Ortschaften bei Fischer überhaupt fehlen, so stelle ich hiemit fest, daß Hausen i. Killrthl. (nonds, frond), Thailfingen (flúg, nonds, frond), Burgfelden (nonds, nonzg, flúg), Laufen (nonds), Oberdigisheim (lugd lúgt), Weilborf noch innerhalb des heutigen u-Gebiets (in dem erwähnten weitesten Sinne) liegen, nicht aber Lautlingen, Hossingen, Unterdigisheim, Hausen a. Thann, Roßwangen, Heiligenzimmern, die meines Wissens keine derartige Form aufweisen.

4) Dies wäre zugleich der richtige Verlauf der „äußersten Grenze des Lautes ui", die Fischer auf Karte 14, infolge seiner Auffassung des u als

Digitized by Google

hat i in fixd (< ahd. fiuhta) Hoffingen, Bitz, Hauſen i. Killerthal, Sebaſtiansweiler erreicht.[1]) Eben hieraus aber möchte ich ſchließen, daß dieſe Wogen ſchon früher gewiſſe Teile unſerer Inſel völlig verſchlungen haben, d. h. daß das urſprüngliche Gebiet des Lautwandels iu > u noch über die heutigen äußerſten Grenzen des ú u. ſ. w. hinausreichte und Gegenden umfaßte, wo ſich jetzt keine Spur mehr davon nachweiſen läßt.[2])

Oſtdorf gehört zu den Orten, welche die urſprünglichen Verhältniſſe in dieſer Hinſicht noch am treueſten bewahrt haben; ihm laſſen ſich zur Seite ſtellen Geislingen, Owingen, Großelfingen, Steinhofen und im Norden Hirrlingen. Sonſt ſind die Ausnahmen allenthalben zahlreicher.

Den alten Umlaut des iu, heute ei, haben wir natürlich mit dem Oſten und Weſten gemein: er reicht, ſoweit überhaupt altes ü in der heutigen Mundart als ei erſcheint.

* * *

einer Modifikation von ui, zu weit nach Weſten vorſchiebt. Weiter nach Süden zu fehlt ui meines Wiſſens ganz in Thieringen und Oberdigisheim, bildet dagegen die Regel in Unterdigisheim, des — trotz Haag's Linie 22a — fuir (daneben allerdings ßbeiä) hat.

1) Freilich herrſcht jetzt im größeren Teil des mir näher bekannten Gebiets die Nebenform fiexd (< ahd. fiohta), nämlich außer in Oſtdorf ſelbſt (vgl. oben S. 7 Anm. 1) noch in Heſelwangen, Engſtlatt, Steinhofen, Wöſſingen, Großelfingen, Hirrlingen, Stetten, OA. Haigerloch, Owingen, Gruol, Erlaheim, Binsdorf, Heiligenzimmern, Roſenfeld und Iſingen; außerdem im Süden (Thieringen, Hauſen a. Thann, Dormettingen) fëar (< ahd. fërha) bzw. (z. B. in Storzingen, Unterdigisheim, Nuſplingen, Renquishauſen) fõar (< ahd. forha); ebenſo in Schwarzenberg OA. Freudenſtadt fór. — Jedenfalls entſpricht es aber nicht den Thatſachen, wenn Fiſcher (Geogr. S. 42) behauptet: „nach W. (nämlich des u-Gebiets) ſind die Grenzen ziemlich feſt." Thieringen, Erlaheim, Binsdorf, Gruol, bis zu einem gewiſſen Grade auch Weildorf und Stetten OA. Haigerloch, ſind ſtark mit ei- und i-Formen durchſetzt; und z. B. in Gruol ſteht dem šür der älteren Generation ebenſo ein šir der Jüngeren gegenüber, wie etwa in Streichen, Heſelwangen und Dürrwangen älterem šür ein jüngeres šuir.

2) Dies ſcheint auch Bohnenberger's Anſicht zu ſein; vgl. Alemannia XXIV, S. 40.

Digitized by Google

Da, wie wir gesehen haben, sowohl der Osten als der Westen ihre Schatten in unser Gebiet hereinwerfen, so empfiehlt es sich schließlich, auch die dortigen Verhältnisse des ahd. iu in den Kreis unserer Betrachtung zu ziehen.

Sehr einfach liegen die Dinge in dem großen östlichen Gebiet, das den größten Teil Schwabens und, wie es scheint, auch Bayerns umfaßt: hier ist unumgelautetes iu überall gleichmäßig zu ui geworden. Dieser Lautwandel ist ohne Zweifel mit Schatz (Ma. v. Imst S. 66) als Metathese aufzufassen. Die Lautfolge iu scheint dem deutschen Munde unbequem gewesen bzw. geworden zu sein, wie sie denn auch, soweit ich sehe, in keiner deutschen Mundart mehr vorkommt.

Desto verwickelter ist die Sache im Westen, wo sich an unser u-Gebiet zunächst das berüchtigte „Trümmerfeld" anschließt, auf dem nicht umgelautetes iu bald durch ei, bald durch i vertreten ist.

In erster Linie scheint mir sicher, daß hier, wie im ganzen Gebiet des Alemannischen, ahd. iu zunächst durchweg[1]) zu ū monophthongiert worden ist. Ob wir hiebei etwa die Reihe iu > ui > üi > ū anzusetzen haben, oder ob sich der Monophthong direkt aus iu entwickelt hat,[2]) mag dahingestellt bleiben. Man sollte nun a priori annehmen, daß dieses ū im ferneren Verlauf die Schicksale

1) Die einzige mir bekannte Ausnahme bildet die Partikel nā̆ bzw. weiter südlich (z. B. in Schwenningen: s. Haag S. 28,5) nūū ‚nur'. Vielleicht hat man anzunehmen, daß die Dehnung des u nicht nur vor die Diphthongierung der mhd. Längen (vgl. oben S. 8, Anm. 1), sondern im Westen auch vor die Monophthongierung von ahd. iu fiel, und daß nur jū, nicht aber auch jū von dieser letzteren betroffen wurde; dann mußte auch hier das postkonsonantische i schließlich schwinden, worauf sich *nūr zu nūū weiterentwickelte. — Übrigens bleibt zu bedenken, daß sich, nach Fischer's Karte 6, nō̆ auch weit nach Osten hin erstreckt, wo man statt dessen etwa *nō̆ē < *nuir erwarten sollte. Bei solchen vielgebrauchten Partikeln scheint sich manchmal eine bestimmte Form auf Kosten der übrigen weit über ihr eigentliches Gebiet hinaus zu verbreiten: ich erinnere nur an das bekannte negs (vgl. Fischer, Geogr. S. 43, Anm. 1). Auch statt des schriftsprachlichen nur sollte man lautgesetzlich eher *neur erwarten, während nur auffallenderweise gerade dem Lautstand unseres u-Gebietes entspricht.

2) Man könnte daran denken, ob hiebei nicht der allerdings sonst erst bedeutend weiter westlich einsetzende Lautwandel u > ü ins Spiel kommt.

Digitized by Google

der übrigen alten Längen, insbesondere des Umlauts von ü, zugleich seines eigenen Umlauts, geteilt hat. Statt dessen aber finden wir — und darin liegt eben die große Schwierigkeit —, daß sich ü < ahd. unumgelautetem iu gegen die Diphthongierung viel spröder verhält als i, ú und die beiden Umlauts-ū, so daß z. B. in Rosenfeld šir Scheuer, fir Feuer, zid zieht (3. Sing.), dri 3 (n.), flig Fliege ueben deir teuer, mour Mauer, leixd leicht, drei 3 (m. f.), geig Geige steht.

Wie ist das zu erklären?

Zunächst müssen wir im Auge behalten, „daß in Südwest-Deutschland zwischen consequenter Erhaltung der Monophthonge und consequenter Diphthongierung ein Gebiet in der Mitte liegt, welches unter bestimmten Umständen Monophthong, unter bestimmten andern Diphthong hat", [1]) und daß unser Trümmerfeld in dieses Gebiet — sagen wir einmal: hineinragt. Es ist ferner bekannt, daß die Diphthongierung vor Nasalen, Liquiden und h am wenigsten weit nach Südwesten vorgedrungen ist. Zu den genannten der Diphthongierung widerstrebenden Stellungen ist nun, wie ich glaube, auch noch die im absoluten Auslaut hinzuzufügen. Für Basel-Stadt hat schon Hoffmann [2]) erkannt, daß die Diphthongierung nur im Hiatus lautgesetzlich berechtigt, dagegen da, wo sie im absoluten Auslaut vorkommt, erst durch Ausgleichung eingedrungen sei. Dafür aber, daß die Diphthongierung im absoluten Auslaut wirklich mit am spätesten eingetreten [3]) und daher wohl auch am weitesten zurückgeblieben ist, scheint mir namentlich auch der Umstand zu sprechen, daß in unserer Mundart zu den vereinzelten Fällen, wo die letzte Diphthongierungswelle noch gewisse in offener Silbe frühzeitig gedehnte alte Kürzen ergriffen hat,

1) Fischer, Geogr. S. 37.

2) Der mundartl. Vokalismus von Basel-Stadt §§ 14, 15, 18, 145, 188, 199.

3) Man wird mindestens zwei zeitliche Vorstufen der durchgängigen Diphthongierung anzunehmen haben: eine erste, wo nur im Hiatus (bzw. vor j und w) diphthongiert wurde, und eine zweite, wo die Diphthongierung vor den Verschlußlauten und sonstigen Konsonanten, außer Nasalen, Liquiden und h hinzutrat. Vgl. auch Behaghel in Pauls Grdr.² I, S. 702, 8 f.

Digitized by Google

neben hãẽ hin, feil viel, šbeirä ſpüren, gfraorä gefroren, ſrlaorä verloren [1]) auch dou ‚du' gehört.

Natürlich mußte ſich hieraus in den Gebieten, die von der letzten Diphthongierungswelle nicht mehr erreicht wurden, bei der Flexion der Wörter mit ſtammauslautender alter Länge ein Lautwechſel i: eij, û: ouw, ü̂: öüw ergeben; und ebenſo natürlich hat ſich dieſer Lautwechſel mit der Zeit bald nach dieſer, bald nach jener Seite ausgeglichen, wobei gelegentlich die nur dem Wortauslaut zukommende einfache Länge vor das nur den Hiatusformen gebührende, jedoch häufig auch in die endungsloſen Formen gedrungene b < w getreten iſt. [2]) Der neckiſche Zufall aber hat gewollt, daß bei einzelnen Wörtern mit ahd. iu einem ſüdlichen Gebiet mit Ausgleichung zu ei ein nördliches mit Ausgleichung zu i gegenüberſteht. Daher „das ɔi in ‚Knie' ſüdlich vom i", das Fiſcher (Geogr. S. 43) ſo zu ſchaffen macht.

Mit alledem wäre uns freilich an ſich nicht viel geholfen, da auch ſo noch immer dunkel bleibt, warum ahd. iu auch in ſolchen Mundarten als i erſcheint, die ſonſt i, û und Umlauts-ü in allen Stellungen diphthongiert haben, alſo ſcheinbar auch noch von der dritten Diphthongierungswelle erreicht worden ſind. Nun müſſen wir uns aber erinnern, daß in unſern Mundarten, wie beſonders Haag [3]) hervorgehoben hat, „organiſche Umgeſtaltung durch Lautgeſetze" und „regelloſe Verſchüttung durch Wörterimport, der Hauptgrund lautlicher Inkonſequenz", nebeneinander herzugehn pflegen; und es iſt von vornherein wahrſcheinlich, daß die diphthongierten Formen, von der Verkehrsſprache unterſtützt, im Lauf der Zeit noch ein gutes Stück über ihre lautgeſetzlichen Grenzen hinaus vorgedrungen ſind. Die Annahme erſcheint alſo unter dieſen Umſtänden gewiß plauſibel, daß die letzte Diphthongierungswelle noch innerhalb des u-Gebiets, möglicherweiſe auch gerade an der urſprünglichen Grenze

1) Daß das ao in dieſen beiden Partizipien aus dem Sing. Ind. Prät. ſtamme, erlaube ich mir, trotz Kauffmann (Ma. v. Horb § 26, a) zu bezweifeln: warum heißt es dann nicht auch z. B. *gflaogä geflogen, *gšdôagä geſtiegen u. ſ. f.?

2) So hat z. B. Roßwangen gnib Knie, Binsdorf šbribr Spreu u. ſ. f.

3) Die Maa. des oberen Neckar- und Donaulandes S. 89.

Digitized by Google

desselben, zum Stehn gekommen sei, zumal wenn man bedenkt, daß jenes Gebiet, wie oben (S. 14) gezeigt wurde, auch nach Westen hin einst weiter als heutzutage gereicht haben kann.[1])

Südlich des u-Gebiets muß allerdings auch diese letzte Diphthongierungswelle noch ein kleines Stückchen des ü-Gebiets überflutet haben. Zu dieser Annahme nötigt vor allem die dort vorkommende Form nāēds ‚nichts' (vgl. Fischer's Karte 23), die von nirgends her entlehnt sein und kaum anders als aus *nünts < *niunts erklärt werden kann: also Diphthongierung vor Nasal. Dazu stimmen weiter die Formen šeir, feir, heir in Nusplingen sowie das von Oberdigisheim bis Kolbingen reichende Neutrum drei; denn in einer Gegend, wo ringsum das Neutrum dieses Zahlworts vom Maskulinum und Femininum unterschieden wird, ist dieses drei kaum durch Ausgleichung zu erklären, vielmehr wird hier Diphthongierung im absoluten Auslaut vorliegen.

Sind obige Voraussetzungen zutreffend, so folgt daraus weiter, daß (abgesehen natürlich von dem für uns viel zu entlegenen Gebiet im Nordwesten: vgl. oben S. 9, Anm. 4) Formen wie nāēzg, frāēd, šeir, *zeixd (< *ziuht), drei (< driu) lautgesetzlich nur in der soeben erwähnten Sprachinsel entstanden sein können, da ja die letzte Diphthongierungswelle bei uns ein kurzvokaliges *nunzeg, *frund, *šur(e), *zuxd, *dru, bzw. weiter östlich *nuinzeg, *fruind, *šuir(e), *zuixd, drui vorfand. Und es ist ferner klar, daß sich zwar wāē, deir, feirdig, leixd, drei (< dri), die ein großes, geschlossenes Gebiet hinter sich hatten, durch Wortverdrängung nach Südwesten ausbreiten konnten, daß hingegen die jenem südlichen Inselchen eigentümlichen Formen sich nur mit Mühe in ihrem eigenen Gebiete zu halten, und nur unter Mitwirkung gewichtiger anderweitiger Faktoren (wie bei nāēzg, frāēd: vgl. oben S. 9—10) sich über ihre ursprünglichen Grenzen hinaus auszudehnen vermochten.

Aber auch damit ist noch nicht alles erklärt, denn immer noch erhebt sich die Frage, warum auch in solchen Stellungen, wo die alte Länge schon von der zweiten (d. h. vorletzten) Diphthon-

1) Diesen Weg zur Lösung des Problems hat Bohnenberger bereits 1892 gezeigt (Gesch. d. schw. Ma. im XV. Jh. I, 120, 28 ff.), indes, wie es scheint, ohne ihn selbst zu Ende zu gehn.

Digitized by Google

gierungswelle ergriffen wurde, so häufig ahd. iu durch i vertreten erscheint, oder mit andern Worten, warum z. B. in Rosenfeld und Jfingen flig neben geig, oder in Binsdorf und Thieringen bid, gsblisd (< biutit, -sliuzit) neben zeid, reisd (< zit, rizit) steht? Hier ist darauf hinzuweisen, daß die Verkehrssprache den auf ahd. iu zurückgehnden Formen unserer Mundart nicht selten solche mit ie < ahd. io gegenüberstellt, indem die Ausgleichung des durch die Brechung veranlaßten Lautwechsels dort in anderem Sinne erfolgt ist als bei uns. Und da nun ein mundartliches flig dem verkehrssprachlichen flieg immerhin näher steht als mundartliches fleig, ja sich mit dem fligĕ der höheren Verkehrs- bzw. der Schriftsprache hinsichtlich des Vokals der Stammsilbe sogar vollständig deckt, so konnte es, nach dem von Haag[1]) ganz richtig formulierten Prinzip, nicht ausbleiben, daß die der Verkehrssprache näher stehnde Form die stärker abweichende teils (wie bei flig)[2]) zurückdrängte, teils sogar (wie im Sing. Ind. Präs. der starken Verba II)[3]) völlig verschwinden ließ. — Aus eben diesem Grunde, weil ihnen ein verkehrssprachliches sie, fiexd zur Seite stand, sind auch si und fixd so weit in's u-Gebiet hinein vorgedrungen.[4])

Damit sind wir am Ende unserer Untersuchung angelangt. Mag auch im einzelnen noch mancherlei aufzuklären bleiben, so hoffe ich doch im Vorstehnden den Faden gezeigt zu haben, der aus dem Labyrinth des „Trümmerfeldes" hinausführt.

1) Die Maa. d. oberen Neckar- und Donaulandes S. 108.

2) Auch hier haben wir wieder, ähnlich wie bei ‚Knie', flig nördlich von fleig. Vielleicht hängt dies damit zusammen, daß weiter nördlich die Einwirkung der Verkehrssprache sich stärker geltend machen konnte.

3) Hiebei mag allerdings auch die Analogie der lautgesetzlichen Formen zi(x)d, flixd, frird, frlird eine Rolle spielen, die sich mit großer Zähigkeit zum Teil selbst da gehalten haben, wo, wie in Tormettingen, Roßwangen, Hausen a. Thann, Nusplingen, Renquishausen, Kolbingen, die lautgesetzlichen ei im Sing. Ind. Präs. durch Ausgleichung zu Gunsten von ie beseitigt sind.

4) Aehnlich steht es wohl auch bei id ‚nicht': hier wird neben altem *niuht > *nixd, *núxd, *nuixd ein gebrochenes *niobt > *niexd hergegangen sein. Doch vgl. auch oben S. 15, Anm. 1.

Digitized by Google

2. Der indogermanische Stamm (s)mreg „brechen, quetschen, zusammendrücken".

Dieser Stamm, der im Germanischen bald das brek [1]), bald als mek [2]), bald — mit s-Präfix — als sprek [3]) erscheint, hat sich in unserer Mundart zu einer weit verzweigten Wortsippe entwickelt. Er steckt u. a. in folgenden Wörtern, von denen einzelne, soweit ich sehe, bis jetzt nicht als hierher gehörig erkannt worden sind:

1) ohne präfigiertes s:

breaxă I brechen; starkes Verbum IV: 3. S. Ind. Präs. brixd, Part. Prät. broxă. 1. transitiv: šdõã breaxă; dă fuos breaxă; s brixd me ich muß mich erbrechen. [4]) — 2. intransitiv: dr fád brixd; dr išd broxă er hat einen Unterleibsbruch; mit Übertragung auf das Gehör: i hão ẽn šuz haerã breaxă ich hörte einen Schuß knallen; ferner: dr lôd s breaxă er farzt. [5])

Dazu eine Anzahl Komposita, z. B.

abreaxă abbrechen;

ãbreaxă aubrechen, dazu

ãõãbroxă unangebrochen, unangewendet;

ufbreaxă aufbrechen;

---

1) S. Kluge in Paul's Grdr. [2] I, S. 384 (§ 68). Natürlich gehört auch lat. frango hierher: s. Brugmann, Grdr.[2] I, § 413,s.

2) Einen unter gewissen Bedingungen eintretenden „Ausfall von wurzelhaftem r nach Labialen" erkennt auch Kluge an (Paul's Grdr.[2] I, S. 378). In chronologischer Hinsicht ist zu bemerken, daß dieser Ausfall jedenfalls älter sein muß als der Lautwandel mr > br im Germanischen, da er ja die Existenz des m noch zur Voraussetzung hat.

3) Hier ist, unter dem Einfluß des vorhergehenden tonlosen s, p statt b eingetreten. Die theoretisch ebenfalls mögliche Stammform germ. *smek (vgl. unten S. 36, 1) kommt, soviel ich sehe, wenigstens in unserer Mundart nicht vor. Auf die aus dem Lautwechsel im Stamm-Auslaut sich ergebenden Verschiedenheiten (z. B. idg. mrank > germ. mang, idg. smrenk > germ. spreng) ist oben keine Rücksicht genommen.

4) Hier schimmert m. E. noch die Bedeutung „zusammendrücken, würgen" durch.

5) Es ist mir sehr zweifelhaft, ob in den beiden letzten Beispielen wirklich unsere Wurzel mreg „brechen", und nicht vielmehr ein zu einem andern Stamme gehöriges, von Haus aus einen Schall bezeichnendes Zeitwort vorliegt.

Digitized by Google

æbreaxă einbrechen: mă hòd m æbroxă man hat bei ihm eingebrochen;

ombreaxă umbrechen, umreuten: ă wis ombreaxă (um einen Acker daraus zu machen);

frbreaxă zerbrechen, dazu

frbreaxlix zerbrechlich;

zsemă-breaxă zusammenbrechen.

breaxă II brechen; schwaches Verbum II: Part. Prät. breaxăd. Nur in der Bedeutung ‚Hanf brechen' [1]) und zwar meist ohne Objekt, gebraucht. Dazu das Nomen instrumenti

breaxă f. Hanfbreche: Plur. breaxănă.

brux m. Bruch, speziell Unterleibsbruch. Aus der Soldatensprache scheint zu stammen die bei der jungen Generation gebräuchliche Redensart: s išd brux = es steht schlimm, ist gefehlt. [2])

Dazu widerum Komposita, z. B.

abrux m. Abbruch;

bōă-brux m. Beinbruch;

æbrux m. Einbruch;

núb-brux m. ‚Neubruch', neu umgereutetes Ackerland (vgl. oben ombreaxă);

šdōă-brux m. Steinbruch.

Ferner Adjektive, z. B.

ăbrixig anbrüchig: ă-n-ăbrixigr epfl, ă-n-ăbrixigr zăt.

Zu einem bei uns nicht mehr vorhandenen Nomen ahd. *brast < germ. *brahstus [3]) gehört

brèšdhaft gebrechlich. Dem è kann nicht mhd. ë zu Grunde

1) Eigentlich quetschen". Vgl. auch altfranz. maque ‚Hanfbreche', das wohl aus einem germanischen Dialekt entlehnt ist.

2) Vgl. P. Horn, die deutsche Soldatensprache S. 131. Könnte übrigens hier nicht die Bedeutung „zusammendrücken" zu Grunde liegen, so daß brux in dieser Redensart eigentlich etwa „Klemme" bedeuten würde?

3) S. Streitberg, Urgerm. Gramm. § 129. 1 b. Anderwärts, z. B. in Renquishausen, ist ahd. *brast noch erhalten als brèšd m. ‚Gebrechen', das aber zur schwachen Flexion übergetreten ist: ĕn brèšdă hāŭ. — Natürlich ist auch nhd. bersten (holl. barsten) dergestalt auf idg. mreg bzw. mrekst- zurückzuführen; ebenso das von Kluge (Et. Wb.[6] s. v.) angezogene altirische brissim ‚breche' < *mreĝstim: vgl. Brugmann, Grdr.[2] I, §§ 417,4; 776.

Digitized by Google

liegen; vielmehr ist es wahrscheinlich [1]) als s-Umlaut von ahd. a zu erklären. Denn dieser bisher immer nur als sch-Umlaut bezeichnete [2]) Umlaut ist in unserer Mundart nicht bloß vor sch, sondern überhaupt vor s + Muta eingetreten; daher z. B. fèsd fast (< ahd. fasto), jèsd m. Aufregung (< ahd. *jast), hèsbl m. Haspel (< ahd. haspal [3]). Die Ausnahmen sind — soweit nicht Lehnwörter aus der Verkehrssprache vorliegen — zum Teil durch späteren analogischen Rückumlaut zu erklären: so werden z. B. gasd ‚Gast', kasdä ‚Kasten' zu den lautgesetzlichen Pluralen gesd, kèsda nach Analogie von seg: sag, bèlgä: balgä gebildet sein. Doch bleiben immer noch einige schwer zu erklärende Fälle, wie z. B. gerade das doch wohl ebenfalls zu ahd. *brast gehörige [4])

brasdlä p r a s s e l n, von brennendem Holz und dergl. (schwaches Verbum II); ferner

brasdl f. verächtliche Bezeichnung für eine s c h l e c h t e (gebrechliche) K u h.

broga b r o c k e n, B r o c k e n m a c h e n; schwaches Verbum II < ahd. *brocchôn < germ. *broknôn: Part. Prät. brogäd. Häufig ohne Objekt gebraucht: drɛ̃ broga = Brot oder dergl. hinein (d. h. in eine Flüssigkeit) brocken; doch auch: braod en kafé broga.

Dazu das Kompositum

ɛ̃broga e i n b r o c k e n; oft auch übertragen = ‚zusetzen' (Vermögen): sɛ̃ sèxle ɛ̃broga.

brogla f a l l e n [5]) (vom Obst); schwaches Verbum II. Z. B.:

1) Man könnte immerhin auch an ein ahd. Neutrum *gabrasti (mit sekundärem i-Umlaut) denken.

2) So auch noch von W. H o r n (Beitr. z. disch. Lautl. S. 5 ff.), der diese Erscheinung bisher am eingehndsten und besten behandelt hat.

3) Es kann nicht etwa ahd. *hespil zu Grunde liegen, da dies bei uns als *hesbl erscheinen müßte.

4) Es ist jedoch zu beachten, daß unsere Mundart neben brasdlä auch ein gleichbedeutendes braslä kennt, das — sofern es nicht aus der Verkehrssprache stammt — auf ein ahd. *brassalôn oder *brazzalôn zurückgehn muß. Somit läge die Möglichkeit vor, daß das d (bezw. t) in brasdlä erst später, nach Eintritt des st-Umlauts, in ein mhd. *brasslon oder brazzlon eingeschoben wäre, wodurch das Unterbleiben jenes Umlauts erklärt würde.

5) Anderwärts, z. B. in G r o ß e l f i n g e n, wird dieses Wort auch transitiv gebraucht: epfl brogla = Äpfel brechen.

Digitized by Google

die biera brogläd afaŋá rá = dieſe Birnen beginnen zu fallen.

mogl[1]) m. Brocken, Stück < ahd. *mocchal < weſtgerm. *mokklas < *mruklas < idg. mŗglós. Z. B. a mogl zugr, a mogl holz; ſpeziell bedeutet mogl auch Erd-Scholle: daher megl ſŗglopfa (oder frśläa) = die beim Pflügen entſtandenen Erdſchollen zerklopfen. — Dazu das Diminutiv megële ‚Stückchen': megële laxa iſt ein Euphemismus für ‚ſich erbrechen'.

Kompoſita ſind z. B.

bódá-mogl m. Erdſcholle;

ždog-mogl m. Holzſcheit von einem Baumſtumpf (ždog);

ferner das Adjektiv

gmogläd (grobs-)ſchollig (vom Ackerboden)[2]).

mag m. ſchadhafte (brüchige) Stelle, beſonders auch am menſchlichen oder tieriſchen Körper; ſchwaches Maskulinum < ahd. *macche < weſtgerm. *makkō < *mrakon- < idg. *mragu-[3]): Kaſ. obl. magä. Man ſagt z. B. von einer Wagenachſe, die eine Bruchſtelle hat, ſie habe ën maga; ähnlich heißt es von einem, der

1) Nördlich von uns, z. B. in Großelfingen, Owingen, Stetten O.A. Haigerloch, Hirrlingen, Schlatt, ebenſo, wie ich zufällig weiß, in Reinerzau und Schwarzenberg O.A. Freudenſtadt, heißt es mugl < ahd. *mucchil. Das ch < weſtgerm. kk kann indes nicht aus germ. *mukilas, ſondern nur aus (weſtgerm. *mokklas <) germ.* moklas ſtammen: alſo doppelter Lautwechſel (o: u und kk: k) mit ſich kreuzender Ausgleichung. — Sebaſtiansweiler hat dafür brigl m. (< ahd. *brucchil).

2) Möglicherweiſe könnte auch unſer mudšl f. Semmel hierher gehören, ſo daß alſo mudšl < mhd. *muechzel eigentlich etwa „die (in der Mitte) Gebrochene" hieße. Doch kommen auch andere, zum Teil noch wahrſcheinlichere Ableitungen in Betracht, ſo daß ich vorläufig nicht wage, eine Etymologie mit Beſtimmtheit aufzuſtellen.

3) Ich denke, dieſe Ableitung iſt, beſonders im Hinblick auf das gleichbedeutende engl. brack, mindeſtens ebenſo wahrſcheinlich als die von dem hebr. Femininum makkā (oder, wie das elſäßiſche Wörterbuch zu ſchreiben beliebt, makkâh). — Ob nhd. Makel ebenfalls hierher gehört, oder, wie Kluge (Et. Wb.[8] s. v) meint, auf lat. macula zurückgeht, mag dahingeſtellt bleiben. Jedenfalls iſt aber auf der andern Seite der germaniſche Stamm mak- auch in die romaniſchen Sprachen eingedrungen. Zwar ſind ſchwerlich alle bei Diez (Et. Wb.[5] S. 198) unter macco angeführten Wörter hierher zu ziehen, aber doch wenigſtens ſpan. maca ‚Quetſchung an Früchten, Fleck', das oben (S. 21 Anm. 1) erwähnte altfranz. maque ‚Hanfbreche', ſowie ital. am-maccare ‚zerquetſchen' u.ſ.f.

Digitized by Google

nach längerer Kränklichkeit schließlich ernstlich krank wird: dṛ hòd šāō laŋ ěn magá ghed.

Von einem neben *maccho hergehnden, bei uns nicht mehr vorhandenen ahd. *braccho stammt

bragá Auslese halten; schwaches Verbum II: Part. Prät. bragád. Es heißt z. B. von einem zu Wohlstand gelangenden Bauern, der seine minderwertigen oder abgelegenen Äcker losschlägt, um dafür bessere zu kaufen: dṛ bragád. Besonders wird das Wort von Schäfern gebraucht, wenn sie die minderwertigen Schafe aus der Herde aussondern: ein bei dieser Gelegenheit ausgeschossenes Schaf heißt

brag-šòf n. Ausschußschaf.

Das Kompositum

ousbrag st. m. bedeutet überhaupt Ausschuß.

Ferner gehört hierher das Adjektiv

bragád leicht gefroren (so daß es gern bricht) < ahd. *bracchaht. Wenn es z. B. im Winter zu gefrieren anfängt, so daß der Straßenkot zwar schon ein wenig erstarrt ist, aber doch noch unter den Tritten einbricht, so heißt es: s išd šāō á weŋ bragád.

migá bremsen (meist ohne Objekt). Da das Part. Prät. gmigád lautet, so ist zunächst ein schwaches Verbum II mhd. *micchon zu Grunde zu legen; aber das i der Stammsilbe setzt ein schwaches Verbum I ahd. *micchian < westgerm. *mikkjan < *mrekjan voraus, das erst in historischer Zeit zur II. Konjugation übergetreten sein muß. — Im Hinblick darauf, daß nhd. Bremse mit holl. pramen ‚drücken, pressen' zusammenhängen soll (s. Kluge, Et. Wb.[6] s. v.), sowie auf das zweifellos mit unserem migá zusammenhängende engl. brake ‚Bremse' scheint mir diese Etymologie des schwierigen Wortes ziemlich gesichert [1]), obgleich ich gestehn muß, daß sie mir sachlich nicht besonders einleuchtet. Jedenfalls aber ist die bisher übliche Zurückführung des Wortes auf franz. mécanique — mag dies letztere auch als Lehnwort z. B. im Elsäßischen vorkommen — schon darum abzulehnen, weil es äußerst unwahrscheinlich ist, daß ein Wort, das doch erst verhältnismäßig spät entlehnt

1) Man vergl. auch das von Franck (Et. Wb. s. v. sprenkel) angeführte niederdeutsche sprenkel „ein Stück Holz um etwas zusammen zu klemmen oder auseinander zu sperren".

Digitized by Google

ſein könnte, in dieſer kurzen Zeit eine ſo ſtarke Verkürzung erlitten haben ſoll.

Ein Kompoſitum iſt

zuo-migä die Bremſe anziehen.

Das Nomen instrumenti zu migä iſt

mige f. Bremſe[1]); dazu die Kompoſita

mige-ärm m. etwa Bremsarm, d. h. das quer zum höl (ſ. u. S. 46) liegende Holz, in welches das Schraubengewinde der mige eingelaſſen iſt;

mige-šuo m. Hemmſchuh[2]);

mige-šeid n. etwa Hemmſcheit, d. h. das Querholz, an dem die beiden mige-šuo befeſtigt ſind.

Die Dehnſtufe idg. mrēg liegt vor in dem Adjektiv

brô brach < ahd. *brâch; dazu die Karmadhâraya-Kompoſita

brô-agr m. Brachacker;

brô-eš m. Brachfeld, als terminus technicus der Dreifelder-Wirtſchaft.[3])

bröxä (Part. Prät. bröxäd) den Brachacker zum erſten Mal umpflügen; dies geſchieht in der Regel im Juni, der daher auch

bröx-mönäd m. Brachmonat heißt.

Die in lat. mancus ‚gebrechlich' vorliegende naſalierte[4]) Wurzel-Variante idg. mrank ſteckt in

manl m. Mangel; dazu

manlä[1]) mangeln, fehlen (ſchwaches Verbum II) nebſt deſſen Kompoſitum

---

1) Es bleibt immerhin ein merkwürdiges Spiel des Zufalls, daß, wie Bremſe zugleich ein Inſekt bezeichnet, ſo unſer mige an mug f. Mücke anklingt.

2) D. h. nicht etwa der „Radſchuh", ſondern der Holzklotz, der durch die mige gegen das Rad gepreßt wird.

3) Da bei uns der brô-eš zum größten Teil mit Kartoffeln, Klee und dergl. angepflanzt wird, ſo haben wir ein Brachfeld im eigentlichen Sinn des Worts überhaupt nicht.

4) Auf ein nicht naſaliertes idg. mrak ſcheint zu führen ital. magagnare ‚beſchädigen' (wegen der Endung vgl. das ebenfalls aus dem Germaniſchen ſtammende guadagnare). Denn nach Ausweis der Parallelformen mit h (z. B. altfranz. méhaigner) muß das mag- durch den dem Germaniſchen eigentümlichen „grammatiſchen Wechſel" aus germ. mah- < idg. mrak hervorgegangen ſein.

Digitized by Google

fṛmaŋlá entbehren: i kã s šão fṛmaŋlá ich kann es schon entbehren.

Ferner in

maŋá die Wäsche mit der Glättrolle rollen; schwaches Verbum II < ahd. *mangôn: Part. Prät. gmaŋad. Die Grundbedeutung ist demnach „pressen, zusammendrücken“ [2]); das von Kluge und Franck s. v. angezogene griech. μάγγανον wird schwerlich hierhergehören. [3])

Dazu das Nomen instrumenti

maŋe f. Mange, Glättrolle;

2) mit präfigiertem s:

šbreŋa springen, bersten; starkes Verbum III: Konj. Prät. šbrõŋ, [4]) Part. Prät. gšbroŋá. Wie ich glaube, sind in nhd. ‚springen‘ zwei ursprünglich verschiedene Wortstämme zusammengefallen, nämlich I) das zu idg. smrenk, also hierher gehörige ‚springen = brechen, bersten‘, und II) das mit griech. σπέρχεσθαι ‚eilen‘ [5]) zu einem idg. Stamme spergh bzw. sprengh zu ziehende ‚springen = hüpfen, laufen, eilen‘. Das uns hier allein angehnde šbreŋá I ist als Simplex in unserer Mundart nicht sehr gebräuchlich, wohl aber die Komposita

ašbreŋá abspringen: ã mãem measṛ išd d lõml (Klinge) agšbroŋá;

ousšbreŋá Scharten bekommen (von Messern, Äxten u. dergl.);

fṛšbreŋá zerspringen.

šbroŋ m. Sprung, Riß. [6])

1) Wegen der Lautform vgl. Ostd. Stud. I, S. 17, 4 ff.

2) Vgl. namentlich holl. prangen pressen, drücken, klemmen.

3) Damit soll nicht bestritten sein, daß z. B. in ital. mangano Kreuzung des germanischen mit dem griechischen Worte vorliege; ebenso vielleicht in dem vermutlich auf den „höfischen“ Jargon beschränkten mhd. mange „Kriegsmaschine zum Steineschleudern“, von dem dann unser maŋe zu trennen wäre.

4) Diese Form ist wohl Analogiebildung, etwa nach nõm ‚nähme‘ < ahd. nâmi. An dem Unterbleiben des Umlauts (neben Formen wie ês ‚äße‘ < ahd. âzi) ist wohl der Nasal schuld.

5) Vgl. Kluge, Et. Wb. [6] s. v.

6) Obige Derivate und Komposita haben zum Teil auch Bedeutungen, die zu šbreŋá II gehören. Dieselben können jedoch hier außer Betracht bleiben.

Digitized by Google

3. Nhd. „Baum."

Für dieses Wort, in unserer Mundart böm, ist bisher keine befriedigende Etymologie aufgestellt worden.

Franck (Et. Wb. s. v. boom) meint: het is ook niet eens uitgemaakt, welke grondbeteekenis het germ. woord had: „boom, als plant" of „boom als een houten stam, een hout of blok." Ich denke indes, die Bedeutung des englischen beam, sowie gewisse Komposita unserer Mundart (wie bisböm, löadräböm) weisen darauf hin, daß das Wort ursprünglich ein dickes Holz bezeichnete. Daher ist die noch in neuester Zeit von Uhlenbeck (Et. Wb. d. got. Spr.² s. v. bagms) vertretene Ableitung von der idg. Wurzel bheu̯ „sein, werden" [1]), trotz der Analogie des griech. φῦμα, abzulehnen.

Vielmehr möchte ich unser böm zu griech. παχύς ‚dick' altind. bahu ‚viel' bzw. bahula ‚dick' stellen und demgemäß auf einen idg. Stamm bhag̑h zurückführen. [2]) Als indogermanische Grundform wäre somit etwa *bhag̑hmos anzusetzen; Entwicklungsreihe: idg. *bhag̑hmos > urgerm. *bag̑mas > germ. *baumas (Brugmann, Grdr.² I, § 681 d) > ahd. boum. Gotisch bagms ist dann entweder (nach Sievers Regel) durch urgermanischen Akzentwechsel zu erklären, oder aber ist, da die Giltigkeit jener Regel neuerdings m. E. mit Recht bestritten wird [3]), ein indogermanischer Lautwechsel *bhag̑hm-: *bhag̑hm- = urgerm. *bag̑m-: *bagum- anzunehmen. Altnordisch badmr bleibt freilich nach wie vor ein Rätsel.

Wen alles dieses noch unwahrscheinlich dünken sollte, der beachte, daß im Nhd. neben Mast (= baum) das Adjektiv mast steht, und überlege sich weiter, ob nicht das aus franz. dru zu erschließende romanische *drūto- ‚dick, fett' zu griech. δρῦς Eiche, altslav. drěwo Baum, ahd. triu gehören könnte?

---

1) Was läßt sich, mit Hilfe der modernen Studierstuben-Phantasie, von dieser Wurzel nicht alles ableiten!

2) Ich weiß natürlich wohl, daß sanskr. bahuś (und vielleicht auch griech. παχύς) zunächst auf einen nasalierten Stamm *bhanguh- zurückgeht.

3) S. z. B. Streitberg, Urgerm. Gramm. § 122, 4 c Anm. 2.

Digitized by Google

4. Pleonastische Negationen.

In unserer Mundart gilt noch die mhd. Regel [1]), daß in demselben Satze mehrere negative Pronomina oder Adverbia neben einander stehn können, ohne daß die Negationen sich gegenseitig aufheben: i hãō nie nonds ghaerd ich habe nie etwas gehört; ães hòd neãmrd nonds gsaed uns hat niemand etwas gesagt; i hãō neãnā koan gseã ich habe nirgends einen gesehen; s hòd koãr nonds dãfò gwisd es wußte keiner etwas davon. Es ist jedoch zu bemerken, daß id ‚nicht' niemals in dieser Weise pleonastisch gebraucht wird; man kann z. B. nicht sagen: *i hãō s nie id ghaerd ich habe es nie gehört, oder *ães hòd mā nonds id gsaed uns hat man nichts gesagt.

Weiter finden sich bei uns gelegentlich pleonastische Negationen infolge syntaktischer Kontamination.[2]) So erzählte z. B. ein Knecht von seinem früheren Herrn, der alles selbst überwachen wollte: mā hòd deafā nonds ārégā, fòar r id dò gsãē išd d. h. man durfte nichts anrühren, bevor er da war. Hier ist die Negation aus einem dem Sprecher vorschwebenden Nebensatz mit „solange" oder dergl. in den mit „bevor" eingeleiteten Temporalsatz eingedrungen. Man beachte übrigens, daß man im vorliegenden Fall auch auf französisch sagen könnte: avant qu'il ne fût là.

5. Glossen zum „Schwäbischen Wörterbuch."

Ich habe die jüngst erschienene erste Lieferung von H. Fischer's Schwäbischem Wörterbuch mit meinen auf die hiesige Mundart bezüglichen lexikalischen Sammlungen verglichen, und veröffentliche nun im Folgenden das Resultat dieser Vergleichung nebst einigen sonstigen Berichtigungen und Nachträgen, die mir gerade zur Hand sind. Die Sache war nicht so ganz einfach, da mein Material, im Unterschied vom Schwäbischen Wörterbuch, nach etymologischen Gesichtspunkten geordnet ist. Aus eben diesem Grunde wird mir auch noch manches entgangen sein, da ich leider eine Zeit lang

1) Paul, Mhd. Gr.[4] § 313.

2) Vgl. Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte[2] S. 137 ff.

Digitized by Google

versäumt habe, bei den einzelnen Wörtern, namentlich bei den Präpositionen, die an anderer Stelle aufgeführten Komposita zu verzeichnen, deren erstes Glied sie bilden: sonst hätte ich vielleicht noch mehr Wörter mit a b- nachtragen können.

Überhaupt wundere ich mich eigentlich, daß ich verhältnismäßig so wenig zu ergänzen fand. Denn seitdem ich einsehen gelernt habe, daß ein Jahrzehnt kaum hinreicht, um den Wortschatz eines einzigen Dorfes zu erschöpfen, mußte mir von vornherein klar sein, daß ein Wörterbuch, das mehr als 2000 Gemeinden umfassen soll, unmöglich absolute Vollständigkeit erreichen kann, selbst wenn zwei Generationen daran gearbeitet haben. Es wäre darum thöricht, dem im Erscheinen begriffenen Werke aus solchen gelegentlichen Lücken einen Vorwurf machen zu wollen; man muß vielmehr dem Herausgeber dankbar sein, daß er sich nicht durch Bedenken der angedeuteten Natur hat abhalten lassen, uns endlich ein dem heutigen Stande der Wissenschaft entsprechendes schwäbisches Wörterbuch zu schenken.

Um zunächst noch einige Bemerkungen allgemeiner Art voranzuschicken, so möchte ich namentlich meiner Freude darüber Ausdruck geben, daß in dem vorliegenden Werke auch der Etymologie mehr Raum gegönnt ist, wie denn einzelne Wortstämme (z. B. A g e n) bis in's Indogermanische zurück verfolgt werden. Unser schwäbisches Wörterbuch unterscheidet sich dadurch auf's vorteilhafteste z. B. von dem Martin-Lienhart'schen „Wörterbuch der elsäßischen Mundarten", das in dieser Richtung mit Verweisen auf andere Dialektwörterbücher und allenfalls noch Anführung älterer nhd. Formen für gewöhnlich genug gethan zu haben glaubt.[1]) Freilich hätte ich gewünscht, daß wenigstens bei allen Stammwörtern die aus der heutigen Lautgestalt zu erschließenden ahd. Formen beigefügt worden wären, damit auch der Laie sich eine zutreffende Vorstellung davon machen könnte, wie unsere Vorfahren etwa gesprochen haben.

1) Wenn sich das elsäßische Wörterbuch, in der richtigen Erkenntnis, daß ihm „zu eigenen Untersuchungen die Gelegenheit" noch nicht „ganz vorweg" genommen ist, doch hin und wider eine Etymologie leistet, so hat es damit nicht immer Glück, wie z. B. die höchst gezwungene, von F i s c h e r s. v. mit Recht zurückgewiesene Herleitung von A l e f a n z zeigt. Vgl. unten S. 46 Anm. 1.

Digitized by Google

Außerdem würde dadurch vielleicht in etwas dem in der dialektwissenschaftlichen Literatur sich breit machenden Unfug gesteuert, neben das mundartliche Wort das altdeutsche einfach in der Form zu stellen, die zufällig gerade überliefert ist, unbekümmert darum, ob sie dem ersteren überhaupt zu Grunde liegen kann oder nicht. [1])

Im ganzen ist auch im Schwäbischen Wörterbuch der Bücherſprache meines Erachtens immer noch viel zu viel Recht eingeräumt, ſo daß darüber die lebendige Mundart gelegentlich zu kurz kommt. Manche Artikel ſind dermaßen von Zitaten überwuchert, daß es oft ſchwer fällt, die paar der heutigen Volksſprache gewidmeten Zeilen herauszufinden. Ja, nicht ſo ganz ſelten hat das literariſche Unkraut den Weizen unſerer Bauernſprache gänzlich erſtickt. Denn es kommt z. B. vor, daß, einer in irgend einem Schmöker aufgeſtöberten veralteten Bedeutung zu Ehren, noch ganz lebendige Wörter ein † erhalten, das doch von Rechts wegen höchſtens der betreffenden Bedeutung zukäme. [2]) Ein klaſſiſches Beiſpiel der Art bietet auch der Artikel a l l B I, wo der Herausgeber, nachdem er 25 Zeilen lang in Zitaten geſchwelgt hat, am Ende glücklich vergißt, daß jener Gebrauch des Wortes keineswegs „in mod. MA. nur ausnahmsweiſe“ vorkommt. [3])

In einzelnen Fällen habe ich mich gefragt, ob der Herausgeber ein fehlendes Wort wohl abſichtlich deshalb nicht aufgenommen hat, weil es ſich hinſichtlich der Bedeutung vollſtändig mit der Schriftſprache deckt. [4]) Sollte eine derartige Vermutung zu-

1) Was ſoll man z. B. — um nur e i n e n typiſchen Fall herauszugreifen — dazu ſagen, wenn B o p p, den, nach der Vorrede, zwei Profeſſoren „liebevoll in die Wiſſenſchaft einführten“, S. 51 unſer ſchwäbiſches bösgä einfach zu einem ahd. bôsô ſtellt, und dann eine unerklärliche Ausnahme von der Regel ahd. ô > ſchwäb. ao ſtatuiert? Iſt einem der Blick nicht durch die Scheuklappen der zünftigen Germaniſtik beengt, ſo ſieht man doch ohne weiteres, daß hier ſchwundſtufiges ahd. o > ſchwäb. ó vorliegen muß.

2) Vgl. z. B. unten das zu a b t r a g e n, a b w e n d e n, a b w ü r g e n Bemerkte.

3) S. unten S. 47 f.

4) So z. B. bei a b b r ü h e n, a b h a l t e n, a b k o c h e n, a b m a g e r n, a b r a t e n.

Digitized by Google

treffen, so fände ich dieses Verfahren nicht richtig: ein schwäbisches Wörterbuch muß, ohne Rücksicht auf die Schriftsprache, alles umfassen, was in Schwaben gebräuchlich ist. Die Zeiten, wo man das Idiotikon als Kuriositäten-Sammlung ansah, sind ja glücklicherweise vorbei.

Eine gewisse Schwierigkeit erwächst dem Herausgeber auch aus der gewählten alphabetischen Anordnung insofern, als man bei den mit Adverbien zusammengesetzten Zeitwörtern oft im Zweifel sein kann, ob sie als eigentliche Komposita in einen besonderen Artikel gehören, oder vielmehr unter ihren einzelnen Bestandteilen zu behandeln sind. Soweit sich aus der vorliegenden ersten Lieferung, wo Komposita mit abe nicht aufgeführt werden, ein Schluß ziehen läßt, scheint Fischer Verbalkomposita, deren erstes Glied seinerseits ein zusammengesetztes Adverbium ist, nicht aufnehmen zu wollen; und angesichts der schier unübersehbaren Menge von Zusammensetzungen, die namentlich mit nâ, nuf, râ, ruf u. s. w. gebildet werden, hat dieses Prinzip vielleicht seine Berechtigung. Aber ich kenne doch auf der andern Seite eine Reihe von Zusammensetzungen mit ãne-, ouse-, ãene-, die eine ganz spezielle Bedeutung haben und mindestens ebenso gut einen eigenen Artikel verdienen, als manche Komposita mit einfachem ã-, ous-, ãe u. s. f. Ich bin neugierig, wie in den folgenden Lieferungen diese Klippe umschifft wird.

Ein Punkt, wo vielleicht etwas mehr hätte geschehen können, ist die geographische Abgrenzung des Geltungsbereichs der einzelnen Wörter und Ausdrücke. Freilich fürchtet ja Fischer,[1]) „daß eine solche Wortstatistik nicht mit eben der Sicherheit und dem Eingehen auf die einzelnen Localunterschiede möglich sei wie die Lautstatistik. Die Existenz eines Wortes zu kennen ist sehr leicht, die Nichtexistenz — sehr schwer." Indes, so sehr schwierig, scheint mir, wäre die Sache doch nicht gewesen. Ich selbst stoße in den Nachbardörfern recht häufig auf Vokabeln und Redensarten, von denen mein hiesiger Begleiter sofort erklärt: só saed mã bei ães id. Ich mache im Folgenden gelegentlich darauf aufmerksam, wenn ein Ausdruck, bei dem eine andere Gegend oder nur ein einzelnes Dorf

1) Geogr. d. schwäb. Ma. S. 11 f.

Digitized by Google

als Fundort angegeben ist, auch bei uns oder in unserer Nachbarschaft vorkommt.

Indem ich nun zu den Einzelheiten übergehe, weise ich darauf hin, daß alles von mir beigebrachte Dialekt-Material, sofern nicht ausdrücklich anders bemerkt, zunächst nur für Ostdorf gilt.

Zu ab. Die Angaben über die heutige Lautform sind für unsere Gegend nicht ganz zutreffend. In Ostdorf liegt die Sache so: Die Präposition lautet stets áb, das Adverbium, wenn es allein steht, á. In Verbal-Kompositis heißt es vor Vokalen, Halbvokalen, Nasalen, Liquiden und h durchweg á-, sonst in der Regel a-: áeŋgšdă, ánẽa, álaofa, áhaobă. aber afală, asèagă, abreaxă, adôală, agẽ. Doch dringt im letzteren Falle das á aus der absoluten Stellung gelegentlich auch in die Komposition ein, so daß man z. B. nach dṛ sèagăd á auch einen Infinitiv ásèagă bildet. Es bleibt dies aber immerhin Ausnahme, und speziell im Part. Prät. ist die kurze Form so gut wie ausschließlich im Gebrauch: also z. B. áeŋgšdá — ageŋgšd.[1]) Bei den Nominal-Kompositis sind zunächst die Nomina deverbalia auszuscheiden, die selbstverständlich durchaus mit dem Verbum gehn: álaof, áreaxneŋ, árom. Bei den übrigen bleibt das b meist erhalten, und die Quantität des a richtet sich nach den allgemeinen Dehnungsgesetzen: ábholz, ábhèldig, aber absaz, abdrid u. s. f.[2]) Doch scheint, wie man im Hinblick auf Fälle wie áwasṛ, áwèag, áwendig annehmen muß, wenigstens vor w dieselbe Entwickelung wie beim Verbum Platz zu greifen. — Da wo ab als a- erscheint, wird wohl Assimilation des b an den nachfolgenden Konsonanten anzunehmen sein. Dafür spricht auch die auffallende Erscheinung, daß in Großelfingen und Umgegend (Wessingen, Thanheim) die Assimilation des b an folgendes s nur bis zu dem dentalen Verschlußlaut d vorgeschritten ist, so daß es dort z. B. adsèagă, adšweŋă, adšdemlă, radságă (= heruntersagen) heißt.

Die Präposition áb ist bei uns noch sehr gebräuchlich. Weitere Beispiele für die Anwendung sind: zu II 1 ǫan áb m̥ lèabă

1) Obige Regeln gelten natürlich auch für die Komposita mit ná und rá.

2) Daß alle derartigen Fälle, wie Fischer annimmt, aus der Schrift- (bezw. Verkehrs-) Sprache stammen, ist doch wenig wahrscheinlich. Wagner wird demnach mit seiner Aufstellung doch wenigstens teilweise Recht behalten.

Digitized by Google

dõa einen um's Leben bringen; ferner das zum Adverbium gewordene abhăd (ſ. u. S. 36); áb dă beargă ſind bei uns die Leute, die auf der Alb (ſpeziell hinter der Lochen) wohnen, áb m Haebearg die Bewohner des Kleinen Heuberg's (Leidringen, Täbingen u. ſ. w.); ein Roß kann z. B. áb m Waldhóf ſtammen. Zu II 2 gehören Fälle wie áb ęabĕs ă fraed hão, se áb ęam šemă; wer in der Schule ſchlecht ſingt, kann áb m seŋă šdrèa ibṛkomă d. h. wegen des Singens Schläge bekommen.

Zu ab=ängſten. Bei uns iſt namentlich das Part. Prät. agęŋgšd gebräuchlich in der Bedeutung „verſchüchtert".

Zu ab=beten. Dieſes Wort iſt bei uns häufig im Sinne von „abbitten": wer einen andern beleidigt hat, muß abeadă.

Zu ab=blaſen. Man ſagt beſonders auch: s liexd ablòsă. Daher auch ohne Objekt: ablòsă = das Licht löſchen.

Zu ab=brennen. Es heißt ſpeziell: ĕn ĕmă-n-abrenă d. h. ein Bienenvolk durch Schwefeldämpfe abtöten, um den Honig zu gewinnen.[1]) — Sehr häufig gebraucht man ferner abrenă in der übertragenen Bedeutung „einem zuſetzen, einen hart mitnehmen": ęan abrenă = einen ſtechen (von Inſekten), dann auch = einen (beim Handel) übervorteilen; abrend wèară mit einer Geldſtrafe belegt werden; ă wis herd abrenă eine Wieſe hart am Boden abmähen.

Hinter „abbrüchlich" fehlt ab=brühen. Es wird z. B. das als Viehfutter verwandte Maismehl mit Waſſer abried: auch die Wäſche bried mă-n-á.

Vor „abdachſen" fehlt ab=dachen. Z. B. ă roũle adaxă d. h. ihm durch Abtragen von Erde eine ſanftere Neigung geben. — Sodann kann einer auch ſcherzhaft ſagen, er habe hente ſo und ſo viele Schoppen Bier adaxăd d. h. vertilgt.[2])

Zu ab=decken. Die Steinbrecher gebrauchen adegă ohne Objekt in dem Sinne: die oberen Erdſchichten abtragen, ehe man mit dem Herausbrechen der Steine beginnt.

1) Da unſere Bienenzüchter jetzt vervollkommnete Gerätſchaften haben, die eine ſolche Prozedur überflüſſig machen, ſo kommt mit der Sache allmählich auch der Ausdruck in Abnahme.

2) Etymologiſch iſt dieſe letztere Bedeutung jedenfalls von der zuerſt erwähnten zu trennen und eher zu dem folgenden ‚abdachſen' u. ſ. w. zu ziehen.

Digitized by Google

Zu ab-drehen. In der Dreherei bedeutet „ein Stück Holz adrêa“ soviel als „das Holz vor der weiteren Bearbeitung zunächst abrunden, ihm eine zylinderförmige Gestalt geben.“

Zu ab-drucken. Das Wort wird transitiv besonders in der Bedeutung „durch Drücken abbrechen“ gebraucht; z. B.: es ist einem etwas auf den Fuß gefallen und hat ihn ihm adrugd.

Zu abe. Bei uns ist ábe jetzt so ziemlich veraltet und durch ná ersetzt; so z. B. sagt man statt des älteren ábe-furbä „die Stiege hinunter kehren“ (ohne Objekt) heutzutage meist na-furbä. — Dagegen ist abe um die obere Donau, z. B. in Renquishausen OA. Tuttlingen, noch durchaus gebräuchlich.

Zu Abend. Zur Bedeutung 1b gehört auch der Ausdruck die êbäd = in den letzten Tagen. — Der Abend des 31. Dezember heißt aldájôr(s)ôbäd.

Zu Abend-feuchte. Bei uns heißt der Nachttau ôbädfeixde; in der Heuernte z. B. ist man sehr darauf bedacht, das Heu noch vor der ôbädfeixde unter Dach zu bringen.

Zu Abend-rot. Als Substantiv ist dieses Wort unserer Mundart nicht geläufig; dagegen wird es als prädikatives Adjektiv gebraucht: s išd (oder síxd) ôbädraod.

Zu äber. Es wundert mich, daß noch niemand daran gedacht hat, êbr von einem ahd. *â-bîri (oder auch *â-bâri) abzuleiten und zum Stamme ber- „tragen“ zu stellen: êbr ist, was nichts trägt, keinen Schnee, keine Frucht u. s. f.[1])

Zu ab-fallen. Handwerker und Steinhauer, die aus einem Stück Holz oder Stein etwas herausarbeiten sollen sagen: s feld ãogšigd á, wenn dabei viel Material als Abfall verloren geht.

Statt „abfitschen“ heißt es bei uns ab-fitschlen: afidšlá < mhd. *ab-vickzlen.

Zu ab-flohen. Im Kartenspiel ist aflaoä ein ganz gewöhnlicher Ausdruck für „abstechen“: ǫam dá zẽnr aflaoä.

1) Die Weisheit des ♉-Rezensenten im Schwäbischen Merkur (Schwäb. Kronik 1901, Nr. 265, Abendblatt), der êbr zu lat. aperio u. s. w. ziehen will, kann man füglich auf sich beruhen lassen. Jenem anonymen Kritikus scheint entgangen zu sein, daß man aperio jetzt zu einem Stamme uer- „schließen“ oder dergl. zieht: also aperiō < *apueriō eigentlich = „schließe auf“. Vgl. Brugmann, Grdr.² I, § 361.

Digitized by Google

Hinter „abfummlen“ fehlt ab-fürben = abkehren: gabẽs mid m bésa-n-afurbá.

Zu ab-führen. Eine weitere, prägnante Bedeutung ist „beim Fuhrwerken abbrechen“; es kann z. B. einer sagen: hãẽd hãõ-n e dă deisl agfierd, wenn ihm beim Fahren die Deichsel abgebrochen ist.

Nach „Abfutter“ fehlt ab-futtern = mit dem Füttern (des Viehs) fertig werden: hòšd šãõ agfuodṛăd? pflegen morgens die Nachbarn einander zu fragen.

Zu ab-gablen. Beim Dreschen ist agáblá ein terminus technicus; nach jedem draš wird, nachdem das übrige Stroh ufgšaobăd ist, das auf dem Getreidehaufen zurückgebliebene Stroh mit einer Gabel entfernt[1]: dies nennt man agáblá (ohne Objekt).

Zu ab-geben 1b. Bei uns hat agẽ beim Kartenspiel eine andere Bedeutung; wenn einer sicher ist, zu gewinnen, so sagt er zu seinen Mitspielern: dr kenăd agẽ d. h. die Karten hinwerfen und die Partie verloren geben. — Ferner zu 2: wenn es bei irgend einer Ungesetzlichkeit noch ohne Einmischung der Behörden abgegangen ist, so heißt es: s hòd nonds agẽa.

Hinter „abgeben“ fehlt ab-gebeschließen: s hous agšbliesä[2]) das Haus abschließen.

Zu ab-gehen 3. Nicht bloß im Part. Prät. bedeutet agãõ „in Abnahme kommen, obsolet werden“; nur zu oft hört man von einer alten Sitte, einem Ausdruck oder dergl. sagen: s gòd á.

Zu ab-geschirren. Bei uns wird agšurá (nicht etwa ousgšurá) im eigentlichen Sinne des Worts gebraucht.

Zu ab-geschmaldert. Mit diesem unserer Mundart fehlenden Worte ist zu vergleichen unser ãõšmadṛá ‚einschrumpfen‘, zsemá-šmadṛá ‚zusammenschrumpfen‘, sowie das mir nur aus Unterdigisheim bekannte šmudṛ f. ‚Runzel‘, aus denen sich ein mhd. *smateron ‚schrumpfen‘, *smuter(e) ‚Runzel‘ erschließen läßt. Alle diese Wörter gehören vermutlich zu einem idg. Stamme smalt ‚schrumpfen‘ (Erweiterung aus (s)mal ‚klein‘?), der im Germanischen

1) Unter der im Wörterbuch erwähnten Abgablete (bei uns nicht gebräuchlich) ist offenbar das beim „Abgablen“ gewonnene Stroh zu verstehn.

2) Vgl. oben S. 7, Anm. 4.

Digitized by Google

bald als *smalʃ- erscheint, bald über *smlaʃ- zu *smaʃ-, *smad- geworden ist. [1])

Hinter „abgeschweigen“ fehlt ab-geschwellen, mundartlich agšwealá ‚abschwellen‘.

Zu ab-gewönen. Unsere Mundart hat die Form agwendá < *-gewennden [2]) < ahd. gawennian (oder < *-gewônnden < ahd. *-gawonnian?) und daneben ein gleichbedeutendes agwönă < mhd. *-gewonon < ahd. *-gawonôn.

Nach „abhällisch“ fehlt ab-halten, mundartlich áhaldă. Bedeutung wie in der Schriftsprache: gan áhaldă (= verhindern); ă fešd áhaldă (= feiern, begehn). — Ferner fehlt

ab-hand, in der Mundart abhād, das so gut wie z. B. „abstatt“ einen besondern Artikel verdient: s leid eabes abhād es ist etwas abgelegen.

Zu ab-hauen 3. Man gebraucht áhaobă in übertragener Bedeutung auch ohne Objekt im Sinne von „aufhören“ (z. B. mit Schwatzen, Streiten): dă hedešd solă beldr áhaobă, sagt man etwa zu einem, wenn er sich lange mit einem andern herumgezankt hat.

Zu ab-heben. Auch als terminus technicus beim buzá des Getreides wird áhébă gebraucht; es wird nämlich das Getreide, nachdem es durch die buzmüle und die šeafareidr gelaufen ist, in einem engeren Sieb, der dreafzäreidr, durch eine nicht ganz leicht zu erlernende drehende Handbewegung so geschüttelt, daß der Abfall, soweit er nicht durch das Sieb kann, sich in der Mitte sammelt, worauf er mit der Hand von dem Getreide aghebd wird (übrigens wird áhébă in diesem Sinne meist ohne Objekt gebraucht). Dieser Abfall heißt

Ab-hebete, mundartlich áhébäde f., und dient z. B. als Geflügelfutter.

1) Wegen des geschwundenen l vgl. oben S. 20, Anm. 2 den analogen Schwund des r in mreg.

2) Man wird für unsere Mundart als Lautgesetz aufstellen dürfen, daß geminiertes n ein d als Nachschlag erhielt, und zwar, wie der Fall mēdš (vgl. Ostd. St. I, S. 16) beweist, mindestens vor der Ersatzdehnung vor n + Fortis. Freilich ist dieses d jetzt vielfach, wohl unter dem Einfluß der Verkehrssprache, wieder geschwunden. Aber immerhin läßt sich z. B. noch nachweisen, daß für jetziges kenă ‚können‘ zu Anfang des vorigen (19.) Jahrhunderts kendă gesprochen wurde, wie dies heute noch z. B. in Oustmettingen der Fall ist.

Digitized by Google

Zu ab-hören. Trotz der Behauptung des Wörterbuchs ist bei uns in der Bedeutung „sich etwas hersagen lassen“ nicht ‚behören‘, sondern ‚abhören‘ üblich: o̯am gsezr (Bibelsprüche) áhaerä; — Ferner heißt es beim Kartenspiel: o̯am ēn pfenen áhaerä (= abgewinnen).

Hinter „abkifen“ fehlt das nur im Part. gebräuchliche ab-kitzeln, mundartlich akizälä. Wenn einer gegen das Kitzeln unempfindlich ist, so sagt man scherzhaft, er sei akizäläd.

Zu ab-knällen. Scherzhaft wird agnelä ähnlich wie adaxä (s. o.) gebraucht: ēn šobä-n-agnelä.

Hinter „abknirglen“ fehlt zunächst ab-knitten, mundartlich agnidä. = „abknicken“, und zwar 1) so, daß der geknickte Gegenstand immerhin noch zusammenhängt: dr lufd hòd ä bēmle agnid; 2) so, daß der geknickte Gegenstand völlig entzwei ist: ēn drôd agnidä. — Ferner fehlt

ab-kochen, mundartlich akoxä: Bedeutung wie in der Schriftsprache.

Nach „Abkraut“ fehlt ab-krimmen, mundartlich agremä, = „abkneifen, abzwicken.“

Zu ab-kommen. Bedeutung 3 ist nicht veraltet.

Zu ab-kröpfen. Bei unsern Handwerkern bedeutet ç̯abēs agrepfä „an etwas einen staffelförmigen, rechtwinkligen Absatz anbringen.“ Das F ist demnach zu tilgen.

Zu ab-lassen 1. In Gruol habe ich gehört: s hòd gremänälis aglāo = geregnet. — Die Bedeutung 3 ist z. B. auch bei uns durchaus gebräuchlich: mä hòd belr aglāo.

Zu Ab-lauf. Bei uns ist álaof in der schriftsprachlichen Bedeutung ganz gäng und gäbe: dés wasr hòd koan álaof.

Zu ab-löschen 1. In der Bedeutung „die Lichter löschen“ wird álešä (ohne Objekt) bei uns häufig gebraucht; wenn man z. B. spät abends an einem Hause vorbei geht und kein Licht mehr bemerkt, heißt es: dò hòd mä šāo aglešd. Das † ist also zu tilgen.

Zu ab-losen. Bei uns ist in der angeführten Bedeutung álósnä üblich: das *, in dessen Bereich unsere Gegend doch wohl nicht mehr gehört, ist also zu streichen.

Zu ab-lösen 1. Der letzte Satz dieses Abschnitts scheint

Digitized by Google

auf einem Misverständnis Buck's zu beruhen, und ist jedenfalls unklar. Bei uns heißt ên gloz álaesă: an einem in Bretter zersägten Stamm (sèaggloz) das eine, nicht zersägte Ende (sèagkopf), welches das Ganze noch zusammenhält, abtrennen, so daß die einzelnen Bretter dadurch los werden.

Hinter „Ablösung" fehlt ab-lotschen, mundartlich álodšă, = „durch (insbesondere nachlässiges, schlürfendes) Gehn abnützen": d šdifl álodšă; auch von Pferden: d šdolă (am Hufeisen) álodšă.

Nach „abmachen" fehlt ab-magern, mundartlich ámágra: Bedeutung wie in der Schriftsprache.

Zu ab-mähen. Bei uns hat ámèa die prägnante Bedeutung: „in der Heu- oder Grummet-Ernte mit dem Mähen fertig werden"; marn mène mr á heißt also: morgen mähen wir unsere letzte Wiese ab.[1])

Statt ab-martern sollte es natürlich ab-mortern heißen; in dem (bei uns nicht gebräuchlichen) Kompositum steckt jedenfalls das Ostd. St. I. S. 20 erwähnte ahd. *mortarôn.

Zu ab-nemen I 2c. Bei uns heißt es: ǫam d zeid ánẽa, dă guodă dág ánẽa = den Gruß erwidern.

Warum ist unter ab-nützen nur auf „Abnütz" verwiesen? In Ostdorf ist ánuză in der schriftsprachlichen Bedeutung gebräuchlich.

Zu ab-passen. „Einem abpassen" kann auch bedeuten: warten, bis er fertig ist. So habe ich in Hausen i. Killerthl. beobachtet, wie ein Mann beim Tränken seine Kuh schließlich vom Brunnen wegzog mit den Worten: i kã dr id abasa.

Vor „abplatzen" fehlt das adverbiale ab-platz, dem ebenfalls (vgl. oben „abhand") ein eigener Artikel gebührt. Im übrigen ist abblaz (= vom Fleck) im Wörterbuch schon Sp. 3 unter „ab" verzeichnet. — Beachtenswert ist die Ausdrucksweise: dr glae gôd id abblaz = der Klee kommt nicht vorwärts im Wachstum.

Hinter „abramen" fehlt ab-raten, mundartlich árôdă: Bedeutung wie in der Schriftsprache.

1) In diesem und einigen andern Fällen (vgl. abfüttern, abschieben, abschneiden) verleiht die Präposition, ähnlich wie im Slavischen, dem Verbum perfektiven Sinn.

Digitized by Google

Vor „abraumen“ fehlt das zugehörige Substantiv Ab-raum, mundartlich árom m. = „was beim áromä entfernt wird.“

Nach „abraupen“ fehlt Ab-rechete, mundartlich áreaxäde: so heißt das Heu, das man vom geladenen Heuwagen „abzieht“ (s. u. s. v.).

Zu „abrechnen“ in der zuletzt angeführten speziellen Bedeutung gehört das Nomen Ab-rechnung. Die áreaxner, findet in der Regel am Samstag nach der Hochzeit Abends in dem Wirtshaus, wo die letztere gehalten wurde, statt. Teilnehmer sind außer dem jungen Ehepaar selbst die beiden Väter, die „Gesellen“ und „Gespielen“ von der Hochzeit her, sowie die „Kameraden“ des Ehemanns, welch' letztere aber, im Unterschied von den übrigen Teilnehmern, für gewöhnlich nicht zechfrei sind.

Zu ab-reden. Eine vierte, bei uns allerdings nicht sehr gebräuchliche Bedeutung ist „abraten“: mä hòd m agred man hat ihm abgeraten.

Vor „Abrédete“ fehlt das zugehörige starke Verbum ab-rëden, mundartlich árèadä = „absieben“. Das Wort ist in der Mühle als terminus technicus gebräuchlich; doch kann ich die dadurch bezeichnete Verrichtung im Augenblick leider nicht näher definieren.

Zu ab-reiben. Ähnlich wie in dem angeführten Beispiel bedeutet bei uns oan áreibä „auf jemands Kosten zechen bei einer Gelegenheit, wo er durch die Sitte zum Bezahlen der Zeche verpflichtet ist,“ wozu es indes keiner List bedarf. Wenn beispielsweise beim haozeidr-frsoufä tüchtig getrunken worden ist, so heißt es vom Bräutigam: dean hoand se rèaxd agribä.

Zu ab-reißen. In Oßweil OA. Ludwigsburg kann, wie ich mich zufällig erinnere, ein im Aufbruch begriffener Besuch etwa sagen: jez wil e áreisä (scil. den Gesprächsfaden); also ähnlich wie bei uns áhaobä (s. o. s. v.).

Zu ab-richten. Eine dritte Bedeutung ist bei uns „ableiten“: s wasr árixdä (bei der Wiesenwässerung).

Zu ab-sägen. Der Frack wird bei uns scherzhaft als agsèagádr rog bezeichnet.

Zu ab-schaben. Bei uns ist auch das Verbum finitum ge-

Digitized by Google

bräuchlich, z. B. in dem Ausdruck: ă wis ašábă d. h. auf einer Wiese das nach der Grummeternte noch nachgewachsene Gras (šábgrás) abmähen.

Zu ab-schaffen 1. Ašafă bedeutet auch „durch Arbeiten (šafă) abnützen", z. B. Werkzeuge u. dergl.; auch abgegriffene Münzen werden als agšafăd (nicht etwa = abgeschätzt) bezeichnet.

Hinter „abscheinig" fehlt ab-schelten, mundartlich ašealdă, = „ausschelten."

Zu ab-schieben 1. Ašiebă, ohne Objekt, bedeutet, wenigstens bei uns, nicht: „die Milchzähne verlieren", sondern: „mit dem Zahnwechsel fertig werden". Ein Pferd, das einige, aber noch nicht alle Milchzähne verloren hat, hat gšóbă, jedoch erst, wenn es alle Milchzähne verloren und sein neues Gebiß vollständig bekommen hat, hat es agšóbă.

Zu ab-schlagen 1b γ. Bei uns sagt man: agšlágă wie ă húrdăšdeag.[1])

Zu ab-schneiden 1. Der physische Begriff des schriftsprachlichen Wortes wird bei uns durch áhaobă ausgedrückt, während ašnaedă speziell bedeutet: „in der Ernte mit dem Schneiden des Getreides fertig werden" (vgl. oben „abmähen"); haed hè-mr agšnidă heißt also: „heute haben wir unser letztes Getreide geschnitten."

Zu ab-schöpfen. In Renquishausen entspricht abšepfă unserem áhébă (s. o. s. v.) als terminus technicus beim ufmaxxă (= ostd. buzá) des Getreides. Dazu das Nomen

Ab-schöpfete, mundartlich abšepfádă, = ostd. áhébăde.

Hinter „abschweif" fehlt ab-schweihen, mundartlich ašwaeă, eigentlich = „abschwingen"; ă wis ašwaeă bedeutet: „eine Wiese mit spärlichem Gras abmähen", da man in diesem Falle die Sense nur so darüber hin zu schwingen braucht. — Unser šwaeă ‚schwingen' muß

1) Die heutige Mundart versteht unter húrdăšdeagă die šdozá, welche zur Befestigung der Hürden in den Boden geschlagen werden, und die ja in der That durch das häufige Hineinschlagen mit der Zeit recht „abgeschlagen" werden. Es fragt sich aber trotzdem, ob in obiger Redensart mit dem húrdăšdeagă ursprünglich wirklich ein Hürden-Stecken, und nicht vielmehr ein Hirten-Stecken oder Hirtenstab gemeint war. Letzteres würde besser zu dem anderweit dafür eintretenden „Bettelstecken" passen.

Digitized by Google

auf ein mhd. *swaihen < ahd. *swaihian < westgerm. *swaihhjan zurückgehn, vermutlich eine Art Intensiv-Bildung zu einem vorauszusetzenden germ. *swihan, das sich zu ahd. swingan ähnlich verhält wie got. þreihan zu ahd. dringan.[1])

Zu ab-schweißen. Speziell sagt man beim Kartenspiel: ǫam ĕn pfeneŋ ašwôasă einem einen Pfennig abgewinnen.

Vor „Abschwingen" fehlt das zugehörige Verbum ab-schwingen, das mir nur aus Großelfingen — und zwar in der Form adšweŋă: vgl. oben S. 32 — bekannt ist. Es ersetzt dort unser abaosă, ‚abbosen', indem die Großelfinger vor dem eigentlichen Dreschen mit dem šweŋmeasr (Holzsäbel) d šaeb adšweŋád.

Zu ab-seilen. Auch bei uns kommt asôală in der angegebenen Bedeutung vor: das * gehört also weg.

Hinter „absetzen" fehlt Ab-sicht, das, wie das gedehnte i der mundartlichen Form absíxd beweist, der Volkssprache zu vindizieren ist.

Nach „abspinnen" fehlt ab-spitzen. Unsere Steinbrecher verstehen unter ašbizá: „eine Steinplatte mit dem Zweispitz behauen."

Hinter „absprechen" fehlt ab-springen, mundartlich ašbreŋă: s. o. S. 26.

Zu ab-stäuben. Dieses Verbum, in der Bedeutung „die Möbel abstäuben" auch ohne Objekt gebraucht, erscheint bei uns in beiden Formen: ašdaebă und ašdaobá. Ich habe festgestellt, daß man in dem einen Hause ašdaebá-agšdaebd, in dem andern ašdaobá-agšdaobád sagt; doch scheint ersteres zu überwiegen.

---

1) Zur heutigen Lautform ist zu bemerken, daß nach einem Gesetz unserer Mundart ôa < ahd. ai vor (ursprünglichem oder sekundär für h eingetretenem) i Kürzung erlitten hat, worauf dann der erste Komponent des Kurzdiphthongs oa konsonantisch geworden und schließlich in postkonsonantischer Stellung meist geschwunden ist; also etwa: šwaeă < *šwǫaęă < *šwoaiă < *šwôaiă < *šwaiien < mhd. *swaihen. Ebenso z. B. fŗšraeă schw. Bb. I ‚ins Geschrei bringen, verleumden' < mhd. *verscraien; maeă, Kas. obl. zu mae m. ‚Mai, Maie' < mhd. maien; raeă, Kas. obl. zu rae m. ‚Reihe, Zeile' < mhd. *raihen (nicht rîhen!). Dagegen im Anlaut: ǫaeŗ ‚Eier' < mhd. aier. — Die für Ostdorf in einer früheren Periode vorauszusetzenden Formen wie *môaiă u. s. w. haben sich in Rosenfeld und Isingen als môaęă u. s. w. wirklich noch erhalten.

Digitized by Google

Zu ab-stümmlen. In Großelfingen ist adšdemlä (vgl. oben S. 32) in der Bedeutung des ostdorfischen šdemlä[1]) noch durchaus gebräuchlich: das † also zu tilgen.

Nach „Abtag" fehlt ab-teilen. Geht ein Witwer oder eine Witwe eine zweite Ehe ein, so werden die Kinder erster Ehe adöald, d. h. ihr Mutter- bezw. Vatergut wird ausgeschieden.

Zu ab-tragen. Adrägä wird ohne Objekt gebraucht im Sinne von „den Tisch abdecken"; das † ist zu tilgen.

Zu ab-tun 1. Man gebraucht adõa, obgleich seltener, auch vom Schießen von Jagdtieren. — Zu 3 Schluß bzw. 4 ist zu bemerken, daß es bei uns heißt: dr höd s m adõa = er hat sich's abgewöhnt; vgl. übrigens schon Uhland's „Schwäbische Kunde":

Und mancher deutsche Reitersmann
Hat dort den Trunk sich abgethan.

Hinter „abverbrennen" fehlt ab-verdienen, mundartlich afrdẽnä, = „durch Arbeit bezahlen."

Zu ab-wäschen. Bei uns wird áwèšä auch ohne Objekt gebraucht für das wöchentlich einmal vorgenommene Abwaschen des Holzwerks in der Stube (Tisch, Stühle, Bänke, Fenstersimse u. s. w.).

Zu Ab-weg. In Ostdorf ist áwèag noch gebräuchlich in der Bedeutung „Seitenweg, von einem andern Weg abzweigender Weg." Anderwärts, z. B. in Dürrwangen, bedeutet es auch noch „Nebenweg, neben dem eigentlichen Weg herlaufender Fußpfad." Jedenfalls gehört das † weg.

Nach „abweichen" fehlt ab-weisen, mundartlich áweisä, das, neben der schriftsprachlichen, auch noch die Bedeutung „ablenken" hat; so sollen z. B. die Prellsteine d wègä-n-áweisä. Daher

Abweis-stein, mundartlich áweis-šdõa (oder, mit volksetymologischer Anlehnung an áweixä, auch áweix-šdõa) m. = „Prellstein."

Zu ab-wenden. Auch áwendá ist bei uns (in der Bedeutung der Schriftsprache) keineswegs veraltet: demnach ist auch hier das † nicht berechtigt.

Zu ab-wischen. Im württembergischen Unterland wird

1) S. Ostd. Stud. I, S. 15.

Digitized by Google

abwiſă ohne Objekt in der Bedeutung „die Möbel abſtäuben" (alſo wie unſer ašdaebă) gebraucht.[1]) Der dazu verwendete Lappen heißt ebenda

Abwiſch-lumpen, mundartlich abwiślomb m. Hiezu will ich mir ausnahmsweiſe auch einmal ein Zitat, allerdings mordernſter Art, leiſten; im Schwäbiſchen Merkur (Schwäbiſche Kronik 1901, Nr. 270, Mittagsblatt) heißt es in dem „Gedenkblatt für Rektor Strölin"[2]): „wenn . auch vielleicht . . . . . die altehrwürdigen Heiden vom Herodot bis zum Salluſt in einer Ecke des Bücherſchranks einen durch keinen Abwiſchlumpen geſtörten Schlaf des Gerechten ſchlafen."

Zu ab-würgen. Dieſes durchaus nicht veraltete Wort, in unſerer Mundart áwurgă, bedeutet: „durch Herumdrehen abbrechen", iſt alſo ein Synonym der im Wörterbuch aufgeführten Verba „abdratlen", „abdreheu", „abdrillen".

Zu ab-zäpfleu. Man ſagt ſpeziell: çardepfl azèpflă d. h. „die Keime an den Kartoffeln abzupfen."

Zu ab-ziehen 1b. Es heißt auch: dă wágă-n-azie, d. h. von dem beladenen Heu- oder Strohwagen mit einem Rechen das loſe Heu oder Stroh abziehen, damit es unterwegs nicht verloren geht; das ſo gewonnene Heu heißt áreaxăde: ſ. o. s. v. — Ferner iſt azie (ohne Objekt) ein terminus technicus beim Dreſchen: je nach dem dritten draš wird das Getreide, das, wie oben (S. 35) erwähnt, zuvor nach jedem einzelnen draš „abgegabelt" worden iſt, mit dem Rechen azógă. Was dabei von dem Getreide entfernt wird, heißt der zúghouf, und iſt vermutlich identiſch mit dem, was das Wörterbuch unter

1) Allerdings gehört die mir in der Erinnerung haftende Form, wie die Erhaltung des b in ab zu beweiſen ſcheint, zunächſt der Verkehrs- (bzw. Honoratioren-) Sprache an; doch wird ſich wohl auch ein echt mundartliches áwiśă in der angegebenen Bedeutung nachweiſen laſſen. Zudem bin ich gegen die Angaben des Schwäbiſchen Wörterbuchs über die mundartliche Ausſprache des ab ein wenig mistrauiſch geworden: vgl. oben S. 32.

2) In dieſem einem Meiſter der echt ſchwäbiſchen Landexamensdreſſur gewidmeten Artikel wird man auch echt ſchwäbiſches Sprachgut vorausſetzen dürfen, wenngleich ſonſt unſerem Merkur, bei ſeiner bekannten Tendenz, eher eine gewiſſe Vorliebe für Berliner Deutſch zuzutrauen iſt.

Digitized by Google

Ab-zug 3 erwähnt.[1]) Der zúghouf enthält u. a. auch noch ganze Ähren, und wird daher später noch einmal besonders gedroschen.

Vor „Achskunde" fehlt ächsen, mundartlich èsä (schw. Vb. I), = „die Achsen in Stand setzen." Ist z. B. an einem Wagen die Achse verbogen, so muß er friš gèsd werden. — Ferner

Achsenstock, mundartlich ásäšdog m., „das Holz, in das unten die Wagenachse eingelassen ist."

Zu acht I. Hinsichtlich der Aussprache ist zu bemerken, daß sonstigem è ausnahmsweise ein kurzes a gegenübersteht in der Verbindung axd dág = eine Woche. Beachtenswert ist auch die Ausdrucksweise: hæ̈d axd dág = il y a huit jours; ebenso: maru axd dág morgen vor acht Tagen. — Anderwärts hat auch bei diesem Zahlwort[2]) die verkehrssprachliche Form die lautgesetzliche verdrängt, so daß etwa axd 8 neben äxzg (bzw. ázg) 80 steht.

Zu acht II. Die Bemerkung: „-ę [soll wohl heißen: ę-] wohl im selben Umkreis wie bei acht I" trifft wenigstens für unsere Gegend heutzutage nicht zu. Hier wie in den Nachbardörfern steht einem èxd = octo ein axd = octavus gegenüber.[3])

Hinter „ächtig" fehlt achtlos, mundartlich áxd-laos: Bedeutung wie in der Schriftsprache.

Zu ackern. Die Bemerkung: „es wird aber nur das (dritte) Bestellen des Ackers unmittelbar vor der Saat so genannt", trifft bei uns nicht zu. Dieses dritte Bestellen nennt man hier z sòd léga, während das (übrigens nicht eben häufige) agrá ganz allgemein „pflügen" bedeutet.

Nach „Ackersalat" fehlt Ackerschäufelein. Das agr-šeifele braucht man beim Pflügen, um den Pflug von der anhaftenden Erde zu reinigen.[4])

---

1) Renquishausen hat dafür die merkwürdige Bezeichnung suppä f.

2) Vgl. Ostd. Stud. I, S. 20, Anm. 3; II, S. 8, Anm. 3.

3) Da wo èxd = octavus wirklich vorkommt, wird das è analogisch von der Kardinalzahl übertragen sein; denn in der Ordinalzahl (< ahd. ahtodo) ist ein organischer Umlaut nicht wohl denkbar (außer etwa in einem Gen. Dat. Sing. *èxdä < mhd. *ähten < ahd. ahtodin).

4) Dasselbe Gerät heißt z. B. in Heiligenzimmern zagršeifalo oder

Zu Agelstern-auge. Dieses Wort ist keineswegs veraltet, sondern bei uns (neben hèzänaog, hēaraog) als nágl-šdearnänaog, in Renquishausen und Kolbingen als nagl-šdurmánaug noch ganz gebräuchlich.

Zu äheren. Bei uns wird auch èrä allein gelegentlich euphemistisch für „stehlen" (besonders Feld- oder Walddiebstahl) gebraucht.

Zu Ahorn. In unserer Gegend hat sich die Volksetymologie auch der ersten Silbe dieses Wortes bemächtigt und ōähoarn (= Einhorn) daraus gemacht. Dazu gehört das Adjektiv

ahörnen, mundartlich ōähearne. In Sebastiansweiler heißt es dafür óheane, was auf ein mhd. *åhörnin (also doch mit langem å) hinweist.

Zu ai. Da unserem ae doch wohl ein ahd. *ê < germ. *ai (vgl. ahd. sè, wè < *sai, *wai) zu Grunde liegt, so sollte das „Schwäbische Wörterbuch", das ja mit Recht an die Spitze der einzelnen Artikel die für die Schriftsprache vorauszusetzende Form stellt, das hier Angeführte etwa unter „eh" oder dergl. bringen.[1]) Da aber die Partikel nun einmal hier untergebracht ist, so will ich auch hier anführen, daß aejò bei uns außer den im Wörterbuch sub 1 verzeichneten Bedeutungen auch noch die einer lebhaften Affirmation hat.[2]) Wenn z. B. am Abend eines heißen Sommertags jemand äußert: hāed išd ēs hôas gsāe, so kann ein anderer, der das auch empfunden hat, beifügen: aejò! d. h. etwa: „das will ich meinen!"

Zu Alafanz 2. Das Wörterbuch hat gewiß Recht, wenn es in unserem álāfāz m., ‚Geizhals' nur ein substantiviertes Abstraktum sieht. Das viel gebräuchlichere Adjektiv

alafänzig, mundartlich álāfēzig, weist hinsichtlich der Bedeutungs-Nuance lokale Unterschiede auf: während es bei uns

---

pfluogšeifäle; in Roßwangen, Hossingen bluibl, in Oberdigisheim Nusplingen, Renquishausen bleibl (< ahd. *bliuwil).

1) Ich bin der Ansicht, daß man auch derartige Wörter, solang es irgend angeht, nach den geltenden Lautgesetzen behandeln, und nicht, wie dies z. B. Kluge in seinem „Etymologischen Wörterbuch" so gerne thut, sich gleich hinter der Onomatopoiese verschanzen sollte.

2) Die Grundbedeutung des germ. *ai ist indes meines Erachtens negativ: vgl. z. B. schwed. ej ‚nicht'.

Digitized by Google

„geizig" bedeutet, ist es z. B. in Großelfingen = „boshaft, spöttisch" und entspricht also etwa unserem koanzig (eigentlich „keinnützig"). — Was die Etymologie des schwierigen Wortes anbelangt, so hat man es wohl zunächst in älä-fäz zu zerlegen und den zweiten Bestandteil zu dem plurale tantum unserer Mundart fëz ‚Grillen, Possen' in Beziehung zu setzen: der daraus zu erschließende Singular ahd. *fanz geht m. E. so gut wie engl. fancy (s. Kluge-Lutz, Engl. Et. s. v.) auf griech.-lat. phantasia zurück. In dem älä- aber wird germ. ala- „ganz" (s. Kluge, Et. Wb.[6] s. v. all) stecken, so daß demnach ahd. *alafanz ursprünglich bezeichnete, was „gänzlich Phantasie", also lauter Lug und Trug ist.[1] Hieraus lassen sich die weiteren Bedeutungen wohl ohne besondere Schwierigkeit ableiten: denn wer den Leuten etwas vorphantasiert oder vorspiegelt, thut dies häufig nicht aus bloßer Spottlust und Schalkheit, sondern auch aus Habsucht, um sich einen Vermögensvorteil zu verschaffen.

Zu Alen-bäume. Gemeint ist ohne Zweifel, was man bei uns höl-êrm nennt. Das gabelförmige Holz an der Vorderachse des Wagens, an das sich vorne die Deichsel anschließt, heißt höl (< ahd. *hâhal); die beiden nach hinten divergierenden, durch den „Achsenstock" (s. o. s. v.) laufenden Zinken dieser Gabel aber, deren hintere, divergierende Enden durch das etwas hinter dem migeseid (s. o. S. 25) liegende rei-seid[2] verbunden sind, während sich

1) Die von Fischer — der übrigens die Frage nach der Etymologie des Wortes unentschieden läßt — angeführte Ableitung aus franz. à l'avance (bzw. ital. all' avanzo) scheitert daran, daß sie z. B. das von Kluge (Et. Wb.[6] s. v. Alfanzerei) angeführte ahd. gianavenzôn unerklärt läßt; auch ist so frühzeitige Entlehnung eines derartigen romanischen Ausdrucks schon an und für sich unwahrscheinlich. — Die von Martin-Lienhart (im Elsässischen Wörterbuch s. v.) vertretene Zurückführung auf got. aljis und nord. fantr ließe — abgesehen von der Bedeutungs-Entwicklung, die einen starken Glauben an die Unfehlbarkeit des Elsässischen Wörterbuchs voraussetzt — in der ersten Silbe unter allen Umständen ein Umlauts-e erwarten: daher ist höchstens etwa das aus der Prudentius-Glosse beigebrachte elevenz = advena — aber auch nur dieses — auf die angegebene Weise zu erklären.

2) Der erste Bestandteil gehört zu dem germanischen Stamme *wrih- ‚drehen': vgl. Kluge, Et. Wb.[6] s. vv. Reihen[2] und Rist.

Digitized by Google

an die im spitzen Winkel zusammenlaufenden vorderen Enden die deisl-bagä [1]) schmiegen, — diese Zinken also heißen bei uns „Hahelarme", im Oberamt Blaubeuren aber, wie es scheint, „Hahlenbäume". Das Wort gehört demnach unter das H: dieser Buchstabe schwindet ja auch sonst gelegentlich im Anlaut, besonders in Wörtern, deren Herkunft undeutlich geworden ist.[2])

Zu all A. Auch bei uns ist eläm als Dat. Sing. M. und N. im Gebrauch. Dagegen ist es für unsere Gegend gänzlich unzutreffend, wenn das Wörterbuch die Flexion von „all" als besser erhalten in Gegensatz zu der der sonstigen Adjektive stellt. Wir sagen stets: mid guodm wäⁿ, mid wármm wasr, ẽ graosä-n-öarda [3]); nur wenn Adjektiv und Substantiv zu einem Karmadhâraya-Kompositum zusammengewachsen sind (wie z. B. brendäwäⁿ Branntwein, baxäšdöä Backstein, kuzfuodr Häckfel), wird das Adjektiv natürlich nicht flektiert. Daß unsere Mundart im Nom. und Akk. Plur. des starken Adjektivs noch das M. und F. von Neutrum unterscheidet, wurde schon oben (S. 10, Anm. 5) erwähnt. — Zu B I. Ich verstehe nicht, wie der Herausgeber zu der Behauptung kommt, daß der Singular, von dem Neutrum „alles" abgesehen, in der heutigen Mundart nur noch ausnahmsweise gebraucht werde. In Verbindung mit Kollektiven ist ein solcher Gebrauch doch auch heutzutage

1) Die „Deichselbacken" sind also keineswegs, wie Fischer vermutet, identisch mit den „Hahlenbäumen"; während jene zur Deichsel gehören und mit derselben vom Wagen entfernt werden können, sind die Hahlenbäume untrennbar mit der Vorderachse verbunden. — Indes ist zu bemerken, daß in manchen Gegenden die abnehmbaren Deichseln überhaupt nicht üblich sind. So heißt z. B. in Renquishausen, wo die Deichsel selbst untrennbar mit der Vorderachse verbunden zu sein pflegt, das, was wir hölërm nennen, deislërm, während unsere deislbagä dort ganz fehlen.

2) Vgl. z. B. bei uns die Flurnamen Ésdrös < mhd. her- strâze, Ésënhaldä < mhd. hesinn halden: hesinn ist wohl, im Hinblick auf unser hése = colurnus (z. B. ä hésëne ruod eine Haselrute), auf ein ahd. hesilinûn zurückzuführen (vgl. auch Paul, Mhd. Gr.[4] § 60: mhd. gevangen < *gevangenn < ahd. gafanganen.

3) Das Beispiel „in viel(e) Ort" ist nicht sehr glücklich gewählt. Denn wenn wir hier ẽ feil ôardä sagen, so entspricht dies schon dem mhd. Sprachgebrauch, nach dem ebenfalls in vil orten das Gewöhnlichere ist: vgl. Paul, Mhd. Gr.[4] § 212. Anm. 1.

Digitized by Google

noch ganz gewöhnlich: èlă [1]) mæ̃ ‚aller Wein', èle früxd ‚alles Getreide' kann man täglich hören; ebenso appositionell: déšd mæ̃ salód èlă ‚das ist all mein Salat', mæ̃ géašdá-n-èle ‚all meine Gerste'; sogar mit Auslassung des Substantivs: dr hòd èlă (Wein) dræ̃gă, èle (Suppe) geasă. Erwähnenswert ist noch der Ausdruck: fõ èlr weide = von weitem. — Zu a. Hier wären zu erwähnen gewesen die Ausdrücke: s wud èls sæ̃, dás . . ., s wud èls brouxă, dás . . . (ersteres mehr von der Vergangenheit, letzteres mehr von der Zukunft gebraucht), die etwa so viel als: „es muß gut gehn, wenn . . ." bedeuten. Hat man etwa von ferne ein schweres Gewitter über einer Markung niedergehn sehen, so kann einer sagen: s wud èls sæ̃, dás és id ghäglád hòd; von einem Baum, der durch Frost gelitten hat, kann es heißen: s wud èls brouxa, dás r dăfõ komd. — Zu B III 2 a. Zu beachten sind Wendungen wie èls dé šderkšdá roussuoxă je die stärksten auswählen; èls dá-n-andră dág jeden zweiten Tag.

Zu allemal 1. Für Fälle wie mă saed èlămòl oder mæ̃ ène hòd èlămòl gsaed stellt man besser eine besondere (vierte) Bedeutung auf, die etwa folgendermaßen zu definieren wäre: steht unbetontes „allemal" beim Verbum, so erhält dieses dadurch iterativen Sinn, wie in der Schriftsprache durch die Verbindung mit „pflegen." Wenn z. B. von einem, der früher hier wohnte, gesagt wird: dr išd èlamól zuo-n-és komă ond hòd dés ond seal dæ̃, so läßt sich dies in der Schriftsprache am besten so widergeben: „er pflegte zu uns zu kommen und dies und das zu thun." — Zu der Bedeutung 2 hat èlămòl den Hauptton meist auf der Ultima: s išd neme wie èlămòl.

Zu Aller-ärgste. Zu der von Buck angegebenen Aussprache „Aellerjörgst" möchte ich bemerken, daß bei uns Komparativ

1) Die Form ist eigentlich Akkusativ. Der weiter westlich eingetretene Zusammenfall von Nominativ und Akkusativ (vgl. Haag, D. Maa. d. oberen Neckar- und Donaulandes S. 45 ff.; 87) hat sich nämlich in einem bestimmten Fall auch bis zu uns erstreckt; derselbe läßt sich in folgende Regel fassen: Steht ein kollektives Maskulinum ohne (bestimmten oder unbestimmten) Artikel oder Pronomen im Nom. Sing., so zeigt sowohl das Substantiv als auch ein etwaiges als Attribut dazu gehöriges Adjektiv die Form des Akkusativs. Also z. B.: išd dés glaeă? ‚ist das Klee?' aber déšd kõă glae ‚das ist kein Klee'; ferner: šěnă wõasă ‚schöner Weizen', aber: ă šěnr wõas ‚ein schöner Weizen'.

Digitized by Google

und Superlativ von arg regelmäßig jergr-jergšd lauten. Eine befriedigende Erklärung dieses auffallenden j-Vorschlags ist mir bisher nicht gelungen.

Zu alle-weile. Bei uns wird èlweil̲ (oxytoniert) auch als Konjunktion in der Bedeutung „während" gebraucht: èlweil̲ i só nã-laof während ich so hingehe (praesens historicum).

Zu alls-gemach. In unserer Mundart lautet die Aussprache èlsgmax (mit kurzem a).

Zu allweg 2c. Bei uns wird èlwêag in diesem Sinne mit allen möglichen Verben verbunden; es hat außer der im Wörterbuch angegebenen noch folgende Bedeutungs-Nuancen: 1. „kreuz und quer, nach allen Seiten": die šeidr̥ lígăd èlwêag dò; dr̥ lufd hòd d wolgă-n-èlwêag gnomă (bei einem Gewitter). 2. „im Quadrat": dc̃ar gárdă-n-išd èlwêag zc̃a médr̥ = hat 10 qm. 3. „mittelmäßig, so, so": wie iš nò gsãe nèxd? (nun, wie war's gestern Abend?) Antwort: s išd èlwêag gsãe.

Zu als. Hinsichtlich der Aussprache ist zu bemerken, daß bei uns das l nicht selten deutlich artikuliert wird; möglicherweise ist das auf schriftsprachliche Einflüsse zurückzuführen. — Warum ist bei dem unter 1 b α aus der Literatur belegten „als der" das gleichbedeutende as dr̥ ‚desto' unserer Mundart nicht erwähnt? Etwa, damit das † vor „demonstrativ" nicht um seine Berechtigung kommt? Aus der klein gedruckten Bemerkung am Schlusse des Artikels „also" scheint hervorzugehn, daß der Herausgeber selbst der Ansicht ist, das „asdə beim Compar." sei dort nicht am richtigen Platz.[1]) — Zu dem unter 2 a β aus Bairisch Schwaben belegten Gebrauch von „als" nach „all" führe ich aus unserer Mundart an: s hòd èls omr̥ ghágląd as hie idá es hat ringsum gehagelt, nur hier nicht.

Zu also 1. Während vor Substantiven schriftsprachliches „solche" durch só ausgedrückt wird, tritt, wenn es allein (ohne

1) Unsere Mundart, in der „also 2" als ásă erscheint, zeigt das auf's deutlichste; anderwärts scheint allerdings Kontamination von „also 2" und „als der" eingetreten zu sein. — Beiläufig möchte ich hier die Frage aufwerfen, ob das dr̥ nicht aus dem alten Instrumentalis diu hervorgegangen sein könnte? Das r̥ wäre dann ähnlich zu beurteilen, wie z. B. in unterländisch mr̥ ‚man'.

Digitized by Google

nachfolgendes Substantiv) steht, äsó dafür ein: s geid só leid ‚es gibt solche Leute'; aber: s geid äsó, ‚es gibt solche'. Ferner: ond äsó ond äsó = „und so weiter". — Zu 2. Wenn man etwas lange Gesuchtes findet oder einem andern etwas von ihm Gesuchtes zeigt, so sagt man wohl: dò leid s äsá graos. Die Bedeutung „ganz" wird u. a. vorliegen, wenn man z. B. Musik äsá šè findet.

Zu alt. In Zeile 4 dieses Artikels ist offenbar nicht alles in Ordnung; vermutlich soll es heißen: „wie nhd. —I. absolut." Der relative Gebrauch folgt dann aber nicht etwa unter II., sondern ist als 4 den drei Unterabteilungen von I. angereiht. — Zu den unter 1a angeführten Scheltwörtern trage ich aus unserer Mundart nach: aldr feaz. — Z 4. Bei uns wird als Bild für hohes Alter gebraucht: so ald as Raorlox.[1]) In Roßwangen habe ich gehört: so ald as Nóé, und as Abrähäm.

Hinter „alten" fehlt das etymologisch unklare Altenwachs, mundartlich aldäwás, = „Flechsen im Kochfleisch".[2])

6. Nachträge und Berichtigungen zum 1. Heft.

Zu S. 9 f. Daß meine Schreibung der Ostdorfer Mundart da und dort Anstoß erregen werde, war vorauszusehen. Herr Professor Dr. Haag in Stuttgart hatte die Güte, mir am 22. April d. J. darüber Folgendes zu schreiben:

. . . Zunächst habe ich . . . . . ein Bedauern . . . auszusprechen.

Das Bedauern bezieht sich auf die gewählte Lautschrift. Es gibt heutzutage nur eine einzige Lautschrift, die allen Bedürfnissen gerecht wird, und das ist die der ‚Association phonétique internationale' bei der seit 12 Jahren alle großen Phonetiker Pathe gestanden sind. Sie ist klarer, schöner, einfacher, ja geradezu volkstümlicher, laienhafter, als die von ihnen zur

1) Raorlox ist der Name eines Waldes auf Balinger Markung. Ich kann jedoch nicht sagen, ob und inwiefern obige Redensart damit zusammenhängt.

2) Oder soll dieses Wort erst beim W kommen? Vgl. Perathoner, Über den Vocalismus einiger Maa. Vorarlbergs S. 11.

Digitized by Google

Qual ihrer Mitmenschen erfundene. Zur Qual sage ich, weil bei der herrschenden Verwirrung jede Neuerung eine Vermehrung des Übels ist. Ich selbst habe in meinem Buch sie gewählt bis auf die Zeichen ſ (š) und : (Dehnung), deren Anschaffung ich dem Drucker nicht zumuten wollte. Es waren das auch gerade die beiden Zeichen, die am fremdartigsten darin berühren. Die Dehnung der Vokale und Konsonanten durch Doppelung ist eine uralte, völlig volkstümliche und sehr anschauliche Schreibung, die man ohne Not nicht opfern sollte. Sie selbst . . . . . sind in dieser Sache nicht konsequent; es herrscht in ihrer Schreibung auch andernorts nicht die wünschenswerte Harmonie . . . . . Wenn Sie es noch ändern können, so bitte ich Sie, bringen Sie das Opfer Ihrer Erfindung[1]) und tragen Sie zum Heil aller Mundartenforschung damit bei, daß Sie Ihr Buch in jener Lautschrift herausgeben. . . . .

Und in einem weitern Brief vom 31. Mai d. J.:

. . . Schreibungen wie z für ts, daneben aber ks[2]); _ für Länge bei Vokalen, daneben aber Doppelung für Konsonantenlänge sind sehr uneben. . . . .

Den hier meiner Schreibweise gemachten Vorwurf der Inkonsequenz muß ich als durchaus berechtigt anerkennen. Einzelnes, wie z. B. das z für ts, erklärt sich ja von dem I, 9, ‹ f. geltend gemachten Gesichtspunkt aus. Aber ich gestehe gern, daß ich heute manches anders machen, vielleicht sogar die von Professor Haag so sehr gepriesene Lautschrift der Association phonétique internationale zur Anwendung bringen würde, wenn ich jetzt erst eine Entscheidung zu treffen hätte. Ich hatte eben vor sechs Jahren noch weniger Erfahrung in solchen Dingen.

Nun aber, wo ich bereits im Banne einer gewissen Tradition stehe und für mich so mancherlei drum und dran hängt, könnte ich mich zu einer Änderung meiner Orthographie nur entschließen, wenn sich dieselbe irgendwie als unzulänglich erweisen sollte. Bis

1) Prof. Haag thut mir zu viel Ehre an, wenn er mich als den „Erfinder" der von mir angewandten Lautschrift bezeichnet: ich habe dieselbe nur durch ein eklektisches Verfahren aus verschiedenen Schriftsystemen zusammengestellt.

2) Ich schreibe nie ks, sondern stets gs.

Digitized by Google

jetzt kann ich indes im Gegenteil versichern, daß sie sich mir speziell für meine Zwecke in jeder Hinsicht bewährt hat. Zudem wird es vorläufig nicht so leicht einem Universal-Abecedarius — und auch keiner Association Phonétique — gelingen, auch nur die deutschen Dialektforscher unter einen Hut zu bringen. Selbst die neu gegründete „Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten" mußte ja ihren Mitarbeitern nach dieser Richtung hin einen weiten Spielraum lassen.

So denke ich denn, ich will bis auf weiteres meiner bisherigen Schreibweise treu bleiben; und sollte ich dadurch wirklich meinen Mitmenschen gelegentlich zur Qual werden, so gewährt mir das vielleicht eine gewisse Genugthuung für die Behandlung, die mir von Seiten des Professor Bohnenberger[1]) zu Teil geworden ist, als ich vor etlichen Jahren für die „Blätter des Schwäbischen Albvereins" einen zweiten Aufsatz über Ostdorfer Flurnamen, unter Beibehaltung meiner eigenen Lautschrift, schreiben wollte.

1) Dieser Herr hat damals für gut befunden, als Leiter der neu gegründeten „Flurnamenstelle" des Schwäbischen Albvereins in einem Briefe an mich (d.d. 15. II. 98) die folgenden Sätze zu schreiben:

..... Was die Zeit betrifft, in der wir solche [weitere Aufsätze aus Ihrer Hand] zum Abdruck bringen können, so müssen wir zunächst Nr 3 Mein erster (der Zensur des Herrn Bohnenberger noch nicht unterworfener) Artikel war in Nr. 2 erschienen.

vorübergehen lassen, um einen gewissen Abstand herzustellen. Dann habe ich selbst in Nr 4 wieder einzugreifen, so werden in Nr 5. oder 6. Ihre auf Ihren Namen laufenden

aber von Herrn Bohnenberger revidierten

Beiträge gedruckt werden können.

Herr Bohnenberger scheint von seinen indischen Studien die Auffassung mitgebracht zu haben, daß er, der Vertreter der akademischen Brahmanen-Kaste, durch mich, den er wohl für eine Art literarischen Paria hält, gewissermaßen verunreinigt würde, wenn der Ausfluß seiner Weisheit Numer an Numer — ohne „einen gewissen Abstand" — neben mein nicht von ihm approbiertes Geschreibsel zu stehn käme. — Mittlerweile ist es nun übrigens von der seinerzeit etwas geräuschvoll in Szene gesetzten „Flurnamenstelle" wider merkwürdig still geworden: seit mehr als zwei Jahren hat dieses von Herrn Bohnenberger einst so schneidig geleitete Institut nichts mehr von sich hören lassen. Oder sollte diese auffallend lange Pause ebenfalls nur den Zweck haben, „einen gewissen Abstand" von irgend einem Herrn Bohnenberger besonders mißliebigen Artikel herzustellen?

Digitized by Google

Zu S. 11 ff. Da Haag, der sich zuletzt mit den Mundarten unserer Gegend eingehnder beschäftigt hat, in Betreff der Entwicklung des ahd. ë und o(r) eine von der meinigen vielfach abweichende Anschauung vertritt, so erachte ich es, im Interesse des richtigen Verständnisses meiner Ausführungen über die „Vokaldehnung vor mehrfacher Konsonanz", für geboten, mich hier mit ihm auseinanderzusetzen.

Zunächst noch ein Wort zur Schreibung, da auch diese — — wie mir eine Korrespondenz mit Herrn Professor Dr. Haag gezeigt hat — zu Misverständnissen Anlaß geben kann. Sowohl mein ea, oa als mein ęa, ǫa sind Kurzdiphthonge und unterscheiden sich nur durch den Akzent, der bei ea, oa auf dem ersten, bei ęa, ǫa auf dem zweiten Komponenten ruht.[1]) Haag's ja und wa hat demnach, entsprechend dem Lautstand unserer Mundart, bei mir je zwei Aquivalente: ja = ea, ęa; wa = oa, ǫa. Haag's ɛa, ɔa (bzw. ɛə, ɔə) dagegen entspricht meinem ëa, öa.

Ich will nun zuerst versuchen, Haag's Standpunkt klarzulegen.

Aus der nicht zu bestreitenden Thatsache, daß öa < ahd. ai in vereinzelten Fällen[2]) vor ursprünglicher oder sekundär (durch Synkope) entstandener Fortis zu oa bzw. ǫa verkürzt erscheint (z. B. was[3]) weiß, mašdr Meister, ǫalf 11, ǫan einen, ǫam einem, koan keinen) zieht Haag (S. 63 f.) den m. E. etwas voreiligen Schluß, daß seine wa sämtlich nicht als einfache Brechung, sondern als sekundäre Kürze anzusehen seien, die erst aus langem ɔa sich bildete; er läßt dabei die Möglichkeit außer Acht, daß o vor r und öa <

1) Dies geht übrigens schon, wenn auch vielleicht nicht mit der wünschenswerten Deutlichkeit, aus Punkt 5 der „Grundlagen meiner Schreibweise" (I, 10) hervor. — Dagegen hätte dort jedenfalls noch bemerkt werden sollen, daß ea, oa qualitativ mit ëa, öa identisch, d. h. daß der erste Komponent der beiden Kurzdiphthonge ebenfalls offenes ë bzw. ö ist.

2) Regelmäßig tritt die Verkürzung nur ein vor unmittelbar folgendem i: s. o. S. 41, Anm. 1.

3) Kommt ǫa unmittelbar hinter einen Labial zu stehn, so pflegt das ǫ vollständig zu schwinden: was < *wǫas < *woas < wôas < mhd. waiz; ebenso margă < mhd. morgen u. s. f. Es ist aber zu bemerken, daß das so entstandene a kein gewöhnliches, reines a ist, sondern immer noch den dunkleren Timbre des ă (= Haag's ɔ) beibehält.

Digitized by Google

ahd. ai sich von zwei verschiedenen Seiten her direkt zu oa entwickelt haben können, ohne daß or den Umweg über ôar zu machen brauchte. Und auf daß das wa nicht allein sei, wird auch dem ja diese Marschroute vorgeschrieben (S. 64): „Auch hier haben wir keine ursprüngliche Kürze, wie im südlichen Teil des ë-Brechungsgebiets, sondern Kürzung von ea.“ Dadurch sieht sich Haag (S. 54) weiter zu der nicht gerade wahrscheinlichen Annahme genötigt, daß für ë und o die „baar-heganische“ Dehnung vor r mit Labialen und Gutturalen „ursprünglich auch im Nordosten, wo jetzt die Formen stwark, bjarg & herrschen“, gegolten habe; und natürlich ist er dann, entgegen meiner I, 21 aufgestellten Behauptung, auch der Ansicht, daß ë und o vor rn auf dem ganzen Gebiet seiner Karte, also auch in Ostdorf, früher einmal gedehnt gewesen sei. Dazwischen hinein (S. 62) gelangt er indes zu der richtigen Erkenntnis: „Eben dieses einfache Verhältnis von ja zu ea zwingt zu der Annahme, daß diese spontane Brechung von ë der Keim des unechten Diphthongs ea überall ist, wo er auftritt, also wohl einst lautgesetzliche Geltung hatte; bis an die Linie 12a.“ [1] (12a = wɛag—wɛɛg.) Also nach Haag: bërg > bjarg > bɛarg > bjarg.[2]

Nun aber fühlt sich Haag doch einigermaßen geniert durch den Keil mit kurzem ungebrochenem ô(r)n und ê(r)n, der sich von Süden her in sein Dehnungsgebiet hereinschiebt, und dessen nördlichster Spitze Roßwangen noch Geislingen als Insel vorgelagert ist; daher er sich denn (S. 54) beschwert: „Von Westen und Süden her geschieht in regelloser Weise dieser gemein-alemannischen, wie der baarischen Dehnung .... Abbruch; am consequentesten in -orn .....; Geißlingen im Norden einziger Ort [3] mit diesen kurzen Formen ...“.

1) Hiernach könnte es scheinen, als ob Haag, ebenso wie ich (s. u), annähme, daß bis zu seiner Linie 12a ursprünglich sämtliche ë gebrochen wurden; vermutlich will er indes nur sagen, daß überall da, wo heute ea steht oder — seiner Ansicht nach — einmal gestanden hat, die Zwischenstufe ja vorangegangen sei.

2) Ob Haag auch die Reihe chorn > kwarn > kôarn > kwarn ansetzt, ist aus seinem Abschnitt 13 über „R- und H-Brechung“ nicht direkt ersichtlich; die Analogie würde es aber eigentlich erfordern.

3) Demnach läuft also für Haag die Grenze zwischen Süden und Norden zwischen Roßwangen und Geislingen hindurch.

Digitized by Google

Solche Disziplinwidrigkeit ist für Haag um so schmerzlicher, als er uns kurz zuvor (S. 53) versichert hat: „aus Süden Dehnung der offenen ... Vokale.“ Eine Erklärung der Sache versucht Haag nicht, vermutlich, weil er nichts damit anzufangen weiß.

Indes, tout comprendre c'est tout pardonner. Daher erlaube ich mir, als Anwalt der Verkannten aufzutreten und im Folgenden meine Anschauungen über die Entwicklung von ahd. ë und or vorzutragen.

Wie ich annehme, ist kurzes ë in relativ früher Zeit [1]) durchweg zu ea gebrochen worden, und zwar jedenfalls auf dem ganzen Gebiet, wo es heute in der Dehnung als ëa erscheint, also auch da, wo jetzt für ungedehntes ë wieder è eingetreten ist (s. u.).

Ebenso wird auch kurzes o vor r ziemlich frühzeitig [2]) zu oa gebrochen worden sein, natürlich ebenfalls auf dem ganzen Gebiet, wo es heute, wenn gedehnt, als ôa auftritt.

Bei den verschiedenen Dehnungen, von denen nun im Laufe der Zeit die alten Kürzen betroffen wurden, sind — wenigstens bei uns — mit einer einzigen Ausnahme die ea und oa stets mit den

1) Zu einem terminus a quo verhilft uns vielleicht der Pflanzenname érnus f. (= Lathyrus tuberosus L.), sofern derselbe auf ein mhd. *ërtnuz zurückgeht: da dem ë hier das sonstige Äquivalent des ahd. ô entspricht (vgl. Ostd. Stud. I, S. 21, 16 ff.), so muß die Dehnung vor dem Lautwandel ë > ea eingetreten sein. Aber da diese vereinzelten frühzeitigen Dehnungen vor r vorläufig eine rätselhafte, chronologisch nicht näher fixierbare Erscheinung bleiben, so ist schon aus diesem Grunde mit alledem nicht eben viel gewonnen. — Als terminus ad quem kann die Ersatzdehnung vor n + Spirans dienen: unser fẽãsdr ‚Fenster‘ kann doch wohl nur aus *feanster hervorgegangen sein; hätte die Dehnung noch ungebrochenes fënster angetroffen, so müßten wir heute *fẽsdr < *fënster erwarten. Vgl. Ostd. Stud. I, SS. 11, 7; 12, 9 ff.

2) Als terminus a quo darf hier die Dehnung des o in mhd. gevroren, verloren gelten, da unser gfraorä, frlaorä ungebrochenes o vorausſetzt (vgl. auch oben S. 17, Anm. 1); doch gilt natürlich auch hier das in der vorigen Anmerkung zu dem analogen Fall érnus Bemerkte. — Einen terminus ad quem bildet hier wohl die Ersatzdehnung vor r + dentaler Spirans oder Fortis: denn wenn auch nicht absolut ausgeschlossen ist, daß ein nach Diphthongierung der alten Längen gedehntes ôr noch zu ôar gebrochen worden sein könnte, so bleibt dies doch recht unwahrscheinlich angesichts der Thatsache, daß sogar offenes ôr < ahd. ar, dem die Brechung jedenfalls näher gelegen hätte, bei uns unverändert geblieben ist (also wôr ‚wahr‘, jôr ‚Jahr‘ u. s. f.).

Digitized by Google

übrigen Kürzen gegangen, indem sie da, wo diese gedehnt wurden, ihren ersten Komponenten verlängerten, d. h. zu èa und òa wurden, in den übrigen Fällen aber Kurzdiphthonge blieben. So entstanden die I, S. 11 ff. aufgeführten Beispiele wie kẽäšdr, sẽäpf, kẽäle, sèaxzg, šlèaxd, gèašdá, glòašdá, hèard, wòard; ferner durch Dehnung vor Lenis bèar m. Bär, fòar vor, šdèalá stehlen, lẽänä f. Lehne, nẽä(mä) nehmen, šèaf f. Schote (< *seẽfa), lèasá lesen, sẽä sehen, èabä leben, fèadr f. Feder, sèagá sägen u. s. f.

Die soeben erwähnte Ausnahme findet statt bei der Dehnung vor rn[1]), welche, wie ich I, S. 21 f.; 27 f. gezeigt habe, bei uns nur a und seine Umlaute betroffen hat, während die von Nordwesten andringende Dehnung von -ërn und -orn[2]) kurz vor Ostdorf zum Stehn gekommen ist. Das Gebiet der -èa(r)n und -òa(r)n (gegenüber unserem -earn und -oarn) umfaßt in unserer Gegend als äußerste Grenzorte noch Hirrlingen, Owingen, Erlaheim, Dormettingen; dazu ist ihm als Insel die Stadt Balingen vorgelagert.[3])

Nach Abschluß sämtlicher Dehnungs-Vorgänge breitete sich ungefähr in derselben Richtung wie die ërn- und orn-Dehnung ein neuer Lautwandel aus, nämlich die Monophthongierung der Kurzdiphthonge ea und oa zu kurzem è und ò, wobei auch die aus òa < ahd. ai verkürzten oa (vgl. oben S. 53) das Schicksal der un-

1) Fälle mit -ërm oder -orm sind mir überhaupt nicht bekannt; insofern hätte ich Ostd. Stud. I, S. 21, 9 ff. auch behaupten können, die Dehnung vor rm habe neben a und seinen beiden Umlauten auch ë und o betroffen. — Hearz, šmearz bildet keine Ausnahme in diesem Sinn, da ja auch herd, šixdr u. s. w. vorkommt.

2) Die (ebenfalls nicht bis Ostdorf vorgedrungenen) -írn und -úrn haben wider ein anderes Gebiet: vgl. Ostd. Stud. I, S. 27, Anm. 5.

3) Dies allein schon wäre mir ein genügender Beweis, daß nicht -ẽarn, -òarn, sondern -earn, -oarn das prius ist. Denn die Balinger, wie alle Städter novarum rerum cupidi, hätten gewiß nicht, im Gegensatz zu den umliegenden Bauernorten, ein veraltendes gèarn, kòarn u. s. w. festgehalten, sondern haben sich viel eher einer aufkommenden Neuerung über die Köpfe der Ostdorfer und Geislinger hinweg in die Arme geworfen. — Wegen der isolierten -ẽarn, -òarn (sowie auch wegen der monophthongischen è < ea: s. u.) haben die Ostdorfer folgenden Spottvers für die Balinger in Bereitschaft:

nem sèle kuo am hòarn
ond drid id en sèlă dòarn!

Digitized by Google

gedehnt gebliebenen ea und oa teilten.[1]) Auch diese Erscheinung hat erst unmittelbar vor Ostdorf Halt gemacht; ja, sie ist uns noch etwas näher auf den Leib gerückt, als die vorhin besprochene Dehnung, indem sie als äußerste Grenzorte in unserer Gegend Hirrlingen, Owingen, Geislingen, Dormettingen, Roßwangen, Haufen a. Thann erreicht hat. Natürlich haben sich die Balinger nicht nehmen lassen, auch diese Mode mitzumachen; und so erstreckt sich denn von Geislingen ostwärts diesmal nicht eine Insel, sondern eine Halbinsel über Balingen hinaus bis gegen Heselwangen hin, in welch' letzterem Orte einem reaxá, oalf der älteren Generation schon ein rèxá, òlf der Jüngeren gegenübersteht.[2]) Südlich von Haufen a. Thann spaltet sich die Monophthongierungs-Grenze in eine è-Grenze und eine ò-Grenze: während erstere sofort weit nach Westen ausbiegt[3]), läuft die letztere zunächst in südlicher Richtung fort und umfaßt als weiteren Grenzort Unterdigisheim; von da an scheint sie sich mehr östlich zu wenden, da z. B. auch Storzingen[4]) noch Formen wie zòrn, òlf aufweist.

Dadurch, daß die Monophthongierungs-Grenze nach Südosten zu über die -èarn- -òarn-Grenze hinausgeht, entsteht jener Keil mit

---

1) Die Existenz der auf diese Weise entstandenen Formen wie òlf 11, wòs weiß, òn einen, dähòm daheim u. s. f. scheint Haag, der sie in seinem Abschnitt 20 behandeln müßte, vollständig entgangen zu sein. — Auch Fälle, wie sòrgä, dòrf, die Haag im Abschnitt 16 als R-Weitung verzeichnet, wären vielmehr im Abschnitt 13 (R-Brechung) und 20 (Monophthongierung) zu besprechen gewesen, denn die Entwicklungsreihe wird in dem betreffenden Gebiet doch etwa die sein: mhd. sorgen > soargä > sòrgä.

2) Dagegen heißt es in Heselwangen noch allgemein gearn, koarn, soargä. — Das Zahlwort 11 zeigt sich auch sonst der Monophthongierung besonders geneigt; so tritt z. B. in Schlatt òlf als einziger Fall von monophthongiertem oa oder ea auf

3) Es ist Haag's Linie 123, die, soweit ich sehe, im ganzen richtig gezogen ist; nur sollte sie an der Nordgrenze der Markung Ostdorf (gegen Owingen zu) entlang laufen.

4) Daneben hat dieser Ort dean ‚Dorn', hean ‚Horn', mit aus dem Plural auch auf den Singular übertragenem Umlaut, woraus sich ergibt, daß òa mit ea gegangen ist, oder vielmehr wahrscheinlich beim Eintritt der Monophthongierung bereits zu ea entrundet war.

Digitized by Google

monophthongischem -èrn, -òrn[1]), der nach Haag's Auffassung der allgemeinen Dehnungs-Seligkeit Abbruch thut.

Zu S. 11, 10 f. Hier wäre auch der Plural gẽs ‚Gänse' zu erwähnen gewesen: wegen des monophthongischen ẽ vgl. I, 12, 9 f. — Ferner gehört wohl hierher drẽsä ‚keuchen' (schw. Vb. II). Fischer (Geogr. S. 57), der übrigens nur die Formen drẽsə und drẽəsə zu kennen scheint, vermutet hier spontane Nasalierung. Ich denke jedoch, es liegt mhd. *drensen zu Grunde, das, wie der Umlaut zeigt, erst in historischer Zeit von der I. zur II. schwachen Konjugation übergetreten sein muß.[2]) Wir kommen so auf ein ahd. *drenssian, das ich als Intensivum zu einem starken Verbum ahd. *drinsan „ziehen" ansehe; ein solches *drinsan kann ebenso gut neben dem literarisch bezeugten dinsan gestanden haben, wie z. B. uhd. ‚Strumpf' neben unserem šdãöpf hergeht. Die Bedeutungs-Entwicklung ist dann ganz klar: vgl. ostdorf. zie „im Todeskampf nach Atem ringen", sowie lat. spiritum ducere. — Sehr gut fügt sich dazu die weitere (bei uns nicht gebräuchliche) Bedeutung[3]): „im Sprechen und Handeln langsam sein"; vgl. uhd. ‚zögern'.

Zu S. 13, 4 ff. nebst Anm. 2. Gãz findet sich im Balinger Bezirk noch in Hossingen, Lautlingen, Thailfingen, Bitz, Winterlingen; ferner in Hausen i. Killerthl. Außerhalb der Alb ist es mir bisher nur in Geislingen begegnet. — Weitere Fälle, wo in Ostdorf jetzt nur die ungedehnte Form vorkommt, sind das veraltete nonzg 90 (vgl. oben S. 8, Anm. 3), sowie das wenig gebrauchte schwache Verbum I donzga ‚dünken' < ahd. dunchian. — Dagegen ist zu bemerken, daß neben monzig auch das auffallende mõzig auftritt, das irgendwie eingeschleppt sein muß; ein analoger Fall scheint vorzuliegen in gšdõpf n. „dicke, breiige Speise" (z. B. von einem stark eingekochten Gemüse), das doch wohl auf ein ahd.

1) Da die ò-Grenze ihrerseits wider nach Südosten über die è-Grenze hinausgeht, so ist natürlich, wie Haag (S. 54) richtig gesehen hat, -òrn verbreiteter als -èrn.

2) Vgl. den analogen Vorgang bei brela ‚heulen' und migä ‚bremsen' (s. oben S. 24), die beide trotz des Umlauts jetzt der II. schwachen Konjugation folgen: brelãd, gmigãd.

3) Bei v. Schmid, Schwäb. Wb. S. 136 s. v. trähnsen.

Digitized by Google

*gastamphi zurückzuführen ist. — Weiteres über diese Verhältnisse s. u. S. 65.

Zu S. 13, 16 ff. Westgermanische Geminata muß auch stecken in dem Ortsnamen Ėdeŋä[1] < mhd. *Äntingen; der Mann, nach dessen Sippe das Dorf benannt ist, wird also wohl Anto (< westgerm. *anddō) geheißen haben.

Zu S. 14, 3 ff. Bei mehreren der hier unter c) behandelten Fälle könnte man daran denken, die Tennis nicht auf eine in den Silbenauslaut getretene mhd. Media, sondern ebenfalls auf westgermanische Geminata zurückzuführen, so daß sie also unter a) gehören würden. Es könnte nämlich bei šdāəblä, wēdl, hāədl, brēdälä, läbälä schließlich auch ein westgerm. *stumbbljan, *wanddlō, *hinddlō, *branddljan, *lambblōn zu Grunde liegen. Nur müßte man dann, im Gegensatz zu der landläufigen Annahme, welche die westgermanische Konsonantendehnung vor l auf die germanischen Tenues beschränkt wissen will[2], die Möglichkeit einer solchen Dehnung auch für die stimmhaften Spiranten zugeben. Auch abgesehen von diesem Punkt, ist eine solche Erklärung der Sache indes nicht ohne Bedenken; ich möchte daher nur für alle Fälle darauf hingewiesen haben.

Zu S. 14, 16 ff. Die Media in lan, land, kend ist natürlich aus den obliquen Kasus übertragen.

Zu S. 14, Anm. 3. Hēdšä als Singularform findet sich in der That z. B. in Roßwangen und Dormettingen. Hirrlingen hat dafür hēdšäd.[3]

Zu S. 15, Anm. 2. In unserer Mundart stehn sich wēdl f. ‚Wanze' und wendl f. ‚Windel' gegenüber.

Zu S. 15, Anm. 3. Statt miasä lies miesä; statt šbreŋä lies šbreŋä.

---

1) Endingen OA. Balingen. Vgl. auch OA.-Beschr. Balingen. S. 362.

2) S. z. B. Streitberg, Urgerm. Gramm. § 131, 4; Brugmann, Gdr.² I, S. 819.

3) In jener Gegend (im Nordosten) scheint die Endung äd sich besonderer Beliebtheit zu erfreuen: Sebastiansweiler hat z. B. auch haozäd f. Hochzeit.

Digitized by Google

Zu S. 16, 6 ff. Keine Ausgleichung braucht man auch anzunehmen bei rãoblă ‚rumpeln' < mhd. *rumplon < ahd. rumbalôn.[1]) Die Möglichkeit einer Zurückführung auf westgerm. *rumbblōn besteht natürlich auch in diesem Fall (s. o.).

Zu S. 16, 13 ff. Hieher gehört wohl auch hãed ‚heute' < hint < *hinnt < *hinet < *hineht < ahd. *hinaht. Woher hier eine alte Länge i (gegen die übrigens auch das hi̯nəχt in Basel-Stadt spricht[2])) kommen sollte, ist nicht recht einzusehen.

Zu S. 17, 8. Als ein Fall von ausnahmsweiser Kürze vor n + sekundär (durch Synkope) unmittelbar dahinter getretener Tenuis t ist hier einzufügen unter d): nonds ‚nichts' < *nunnts < *niunets < *niunehts (vgl. oben S. 8). Die lautgesetzlich zu erwartende Form *nãods < *nounts < *nūnts < *nunnts scheint allenthalben gänzlich verschollen zu sein.[3]) Weiteres über diesen Fall s. u. S. 65.

Zu S. 19, 6 nebst Anm. 1. Hier muß ich unumwunden meinen Irrtum bekennen: es heißt weder in Ostdorf noch in Engstlatt wierd, sondern wird; der Unterschied von den Nachbarorten besteht also nur in der Erhaltung des r, nicht auch zugleich in einer Brechung des i. Die Existenz eines Gleitelauts zwischen i und dem uvularen r, der mich zu der Schreibung wierd verleitet hat, ist zwar unverkennbar; aber ebenso wenig ist zu verkennen, daß der Gleitelaut hier viel schwächer ist als z. B. in unserem mier ‚mir', bier f. ‚Birne'. Daher muß man, wenn man in diesem Falle ie schreibt, in jenem nach einer andern Bezeichnung suchen. Unter diesen Umständen ist es wohl das Beste, einfach wird zu schreiben und den Gleitelaut als zur Artikulation des r gehörig zu betrachten. — Zur Lautgeographie möchte ich bemerken, daß wird sich

1) Wie ist es zu verstehn, wenn uns Kluge (Et. Wb.[6] s. v.) belehrt: „wohl wegen des p als Intens.-Bildung zu fassen"? Eine nähere Erläuterung dieses Orakels wäre dringend zu wünschen.

2) Vgl. Heusler, Der alem. Consonantism. in d. Ma. v. Baselstadt S. 47.

3) Angeblich sollen zwar in Ostdorf „die ganz alten Leute" früher *nãods gesagt haben; aber da mir diese Auskunft bisher immer nur auf Befragen zu Teil geworden ist, so möchte ich nicht allzu viel darauf bauen.

Digitized by Google

als schmaler Streifen, immer nur die Breite einer Ortschaft einnehmend, von Onstmettingen über Streichen, Engstlatt, Ostdorf, Balingen, Roßwangen bis nach Thieringen hinaufzieht.[1]) Abgesehen von diesen sieben Orten heißt es weit und breit überall wid.

Zu S. 19, 7 nebst Anm. 2. Der Pflanzenname „Mortel" scheint in Württemberg ziemlich verbreitet zu sein: er tritt z. B. in der Form mordl f. auch in Weissach[2]) OA. Vaihingen auf. Renquishausen hat dafür ein auffallendes móasl f., vielleicht < mhd. *morsel, mit ausnahmsweiser Erhaltung des s, wie in unserem fears(á) < mhd. vërsen.

Zu S. 19, 9 ff. Im Hinblick auf das aus dem Ahd. entlehnte franz. meurtrir, das sich auch in der Bedeutung unserem möadrą nähert[3]), wird für dieses letztere jedenfalls eine ahd. Grundform *mortarôn (mit t < germ. d) anzusetzen sein. Unter diesen Umständen könnten auch sonst noch einige der Fälle, wo ich die Tenuis durch das mhd. Silbenauslautsgesetz erklären zu sollen glaubte, vielmehr nach Verners Gesetz zu beurteilen sein.

Zu S. 20, 6 ff. Zwei weitere Fälle von ausnahmsweiser Erhaltung der Kürze in ursprünglich mehrsilbigen Wörtern sind: šbuxd (schw. M.) „Streich"[4]) < ahd. *spuhto, sowie axd = octavus

---

1) Die Form wird ist wahrscheinlich aus der Verkehrssprache eingedrungen, worauf bei uns auch das i anstatt des lautgesetzlichen ú (vgl. hürd Hirte) hinweist — Der gegen Fischer's Karte 18 erhobene Vorwurf wird unter diesen Umständen zurückzunehmen sein.

2) Diese wie alle folgenden auf die Mundart dieses Dorfes bezüglichen Mitteilungen verdanke ich der Freundlichkeit des Herrn Lehrers Waidelich hier, der in Weissach geboren und aufgewachsen ist.

3) Ein ungeschicktes Schneiden ist ja eigentlich mehr ein Quetschen.

4) Nur in übertragener Bedeutung: z. B. ěn šbuxdă maxă = „einen Bock schießen." — Das Wort gehört ohne Zweifel zu nhd. Spuk. Freilich sind solche t-Ableitungen, auch wenn sie die heutige Mundart schwach flektiert, in der Regel keine ursprünglichen n-Stämme (vgl Wilmanns, Dtsch. Gr. II, § 263 Anf.); daher läge es auch hier nahe, etwa ein ahd. *spuht < germ. *spuhtus eher als ahd. *spuhto zu Grunde zu legen. Doch könnte ja der Übertritt zur schwachen Deklination immerhin schon vor Eintritt der dritten Ersatzdehnung erfolgt sein.

Digitized by Google

< mhd. ahte < ahd. ahtodo.[1]) — Daß Balingen (wie übrigens die meisten Orte der Umgegend) šmèarz, hèarz gegenüber unserem šmearz, hearz hat, ist mir ein weiterer Beweis dafür, daß letzteres das Ursprünglichere, und auch nicht etwa durch die Verkehrssprache importiert ist: denn diese hätte ihren Einfluß doch gewiß zuerst in der Oberamtsstadt geltend gemacht. Vgl. auch oben S. 56, Anm. 3.

Zu S. 20, Anm. 2. Das mir bisher nur aus v. Schmid's Wörterbuch bekannte Reitel findet sich z. B. in Weissach in der Form raedl < mhd. raitel, und bezeichnet dort einen jungen Baum von etwa Armsdicke[2]): ein *raitel-hart wäre demnach ein Wald, der aus solchen Bäumen besteht (bzw. zu irgend einer Zeit einmal bestanden hat). — Übrigens wird zu erwägen sein, ob wir in dem rōadr- nicht ein sonst verschollenes Adjektiv ahd. *raitar[3]) zu sehen haben, das z. B. mit dem irischen réid ‚eben, passierbar, frei' stammverwandt sein[4]) und ihm daher auch in der Bedeutung nahestehn könnte. Dann wäre *raiter-hart entweder = „ebener Wald"[5]), oder aber, es könnte einen „freien" d. h. nicht umzäunten, jedermann zugänglichen, eventuell auch einen „mit Wagen befahrbaren" Wald bezeichnen. — Dies alles sind natürlich nur Vermutungen; aber über Vermutungen wird man hier vorläufig nicht so leicht hinauskommen.

Zu S. 20, Anm. 3. Hier wäre auch die Verdrängung von nonzg durch nāezg anzuführen gewesen (vgl. oben S. 8, Anm. 3); auch nonzg dürfte übrigens bei uns nicht die eigentlich bodenständige Form sein: vgl. oben S. 58, sowie namentlich unten S. 65.

Zu S. 21, Anm. 6. Unser einheimisches bůšd wird, mit einem geringschätzigen Beigeschmack, auch noch als Fem. Sing. gebraucht (etwa = Bande); von einer ausgelassenen Kinderschar kann es z. B. heißen: dēšd ă rèaxde bůšd.

1) Vgl. auch oben S. 44, Anm. 3.

2) Auch Kluge (Et. Wb.[6] s. v. Rist) erwähnt ein nhd. Reitel ‚Drehstange'. (Was haben wir uns unter einer „Drehstange" vorzustellen?)

3) Mit dem Suffix -ar, das z. B. auch in heiter vorliegt.

4) Vgl. Kluge, Et. Wb.[6] s. v., ‚bereit'; ferner Thurneysen, Kelto-romanisches S. 76.

5) Dies würde zu der betreffenden Lokalität sehr gut passen.

Digitized by Google

Zu S. 21, 8. Als weitere Ersatzdehnung heischende Doppelkonsonanz wäre hier vielleicht auch noch rl einzuschieben gewesen. Doch kann bei érle u. Erle[1] (das Wort ist bei uns nur als Diminutiv gebräuchlich: also eigentlich érl-le) mindestens ebensogut Dehnung in offener Silbe vor Lenis angenommen werden: érl- < ahd. eril-. Das einzige sichere Beispiel aber, kèrle Kerl < mhd. *chärlin[2], würde gleich eine Ausnahme bilden.[3]

Zu S. 25, 1 ff. Das gös-Gebiet schließt im Nordwesten auch die bei Fischer fehlenden Orte Weffingen und Schlatt ein. — Die gäus-Linie auf Fischer's Karte 4 verläuft zu weit südlich: auch die (bei Fischer fehlenden) Orte Lautlingen und Thailfingen haben gäus; daher sollte die gäus-Linie nördlich (statt südlich) der gäs-Enklave vorbeiführen. — Wie höf sich im Nordwesten besser als gös gehalten hat, so hat andererseits häof im Südosten der von Nordwesten her andringenden Monophthongierung[4] mehr Widerstand geleistet als gäus: Onstmettingen, Pfeffingen, Thieringen haben häof (bzw. häofd) neben gös. — Daß die gäs-Enklave[5] durch späteren Eintritt der Ersatzdehnung entstanden, also verhältnismäßig alt sei, glaube ich nicht mehr, seitdem ich weiß, daß z. B. in Bitz häof neben gäs steht. Vielmehr bin ich, angesichts dieser Thatsache, zu der Überzeugung gelangt, daß hier der Singu-

1) Dazu der Flurname Érledraob (< mhd. er(e)lin troup?), sowie der Ortsname Érlä = Erlaheim OA. Balingen.

2) Das -in ist die sekundären Umlaut veranlassende maskuline Diminutiv-Endung, ahd. -în: vgl. èdo ‚Vater' < mhd. ättin.

3) Die gedehnte Form kèrle ist mir nur aus Onstmettingen (wo sie übrigens auch nicht ausschließlich zu herrschen scheint) bekannt; doch ließe sich bei einem solchen Worte recht wohl annehmen, daß die verkehrssprachliche Form die einheimische in weitem Umfang verdrängt hat.

4) Eine solche setze ich überall voraus, wo bei uns õ einem ahd. ôn, ân bzw. an) entspricht: also õ < äõ < õn (< ân < ann) Vgl. auch Ostd. Stud. I, S. 11, Anm. 2. — Da von dieser Monophthongierung nur die äõ und äẽ (s. S. 64, Anm. 1) < ahd. ôn (bzw. ân, ann) und ên (bzw. enn) betroffen wurden, so muß sie jedenfalls älter sein als die Entwicklung von ẽi, ẽi (< ahd. ûn, in) zu äõ, äẽ. Näheres darüber in einem späteren Heft.

5) Ich rede hier natürlich nicht von dem großen gäs-Gebiet im Norden.

Digitized by Google

lar gäs eine ganz moderne Analogiebildung nach dem Plural gès[1]) ist, also einer falschen Proportion von der Art wēd: wād = gès: gäs sein Dasein verdankt. — Auffallend ist das (betonte) Personal-Pronomen ès ‚uns' in Thailfingen, mit dem die auf Fischer's Karte 5 erwähnten, vereinzelten „is neben eiser" zu vergleichen sind. Vgl. auch Fischer, Geogr. S. 23, Anm. 1, sowie unten S. 70.

Zu S. 25, 17 ff. Zwischen den beiden Bezirken „Balingen"[2]) und „Elta", in welchen die Ersatzdehnung vor Nasal + Tennis frühzeitig bei sämtlichen Vokalen durchgeführt erscheint, läßt sich in der That sogar heute noch ein geographischer Zusammenhang nachweisen[3]) und zwar mittelst des Wortes „Himtel" (= Himbeere). Es greift nämlich im nördlichen Bezirk hāēdl nach drei Seiten über das Gebiet von wāēdr hinaus, indem es im Westen auch in Balingen, Geislingen[4]) und Dormettingen vorkommt, im Osten z. B. in Hausen i. Killerthl. auftritt und sich im Süden durchs Beera-Thal über Unterdigisheim bis Nusplingen erstreckt. Und da sich von der andern Seite her hīdl bis nach Renquishausen vorschiebt, so erachte ich damit die Verbindung zwischen Nord und Süd für hergestellt.[5])

1) Die Monophthongierung des ie zu ē ist bedeutend weiter nach Südosten vorgedrungen, als die des uo zu ō (s. S. 63 Anm. 4); daher steht vielfach neben dem Singular gäos lautgesetzlich ein Plural gès, also gerade das Gegenstück zu dem weiter östlich vorkommenden gäs: Plur. gäes. Vgl. Ostd. Stud. I, S. 25, Anm. 1; ferner I, 12, 9 ff.

2) Diese Bezeichnung für den nördlichen Bezirk, die bisher nicht ganz geeignet erschien, da ja gerade Balingen kein wāēdr mehr kennt, erlaube ich mir hiemit, unter Berufung auf das auch in Balingen erhaltene hāēdl, in die Dialekt-Wissenschaft einzuführen.

3) Natürlich ist dabei vorausgesetzt, daß auch in diesem Fall (wie bei u < iu; vgl. oben S. 13) das Gesamtgebiet des von der Verkehrssprache nicht begünstigten Lautwandels früher sicher nicht kleiner war als der Bezirk, innerhalb dessen er heute überhaupt noch vorkommt.

4) Ostdorf ist demnach in dieser Hinsicht doch noch keine Insel (vgl. Ostd. Stud. I, 26, 5), sondern nur die äußerste Spitze einer von Süden vorspringenden Halbinsel.

5) Freilich nicht im Sinne Bohnenberger's, der in beiden Bezirken Diphthongierung zu erwarten scheint (vgl. Ostd. Stud. I, 26, Anm. 1). — Der Verbindungsstreifen ist übrigens vielleicht noch breiter; ich kam leider bisher nicht dazu, alle in Betracht kommenden Ortschaften abzusuchen.

Digitized by Google

Übrigens muß sich das Gebiet der Ersatzdehnung sämtlicher Vokale vor Nasal + Tennis einstmals ziemlich weit nach Norden vorgeschoben haben, wenn ihm auch in jenen Gegenden die Diphthongierung der alten Längen zuvorgekommen zu sein scheint. Ich schließe dies daraus, daß sich z. B. noch in Weissach OA. Vaihingen die Form bēdnägl findet.

Hinwiderum aber dürfte jenes Dehnungsgebiet von dem Gebiet des u < ahd. iu wohl nur den südlichen Zipfel umfaßt, dagegen nördlich der Linie Geislingen—Ostdorf—Engstlatt—Streichen—Onstmettingen—Hausen i. Killerthl. nach Westen zu höchstens bis an die Ostgrenze des u-Gebiets heraugereicht haben. Es ergibt sich dies aus folgender Erwägung: Wie oben (S. 60) gezeigt, ist die in dem soeben erwähnten südlichen Zipfel lautgesetzlich zu erwartende Form *nāds ‚nichts' gänzlich verdrängt durch das ungedehnte nonds, welch' letzteres lautgesetzlich ebenfalls auf das u-Gebiet beschränkt ist. Um aber ein solches Übergewicht zu erlangen, mußte nonds im weitaus größeren Teil jenes Gebiets bodenständig sein, und somit eben dieser größere Teil außerhalb des Gebiets der Dehnung vor Nasal + Tennis liegen. Der gleiche Schluß läßt sich auch aus dem (jetzt seinerseits wider veralteten: vgl. oben SS. 8, Anm. 3; 62) Zahlwort nonzg 90 ziehen: vgl. oben S. 58. — Unter diesen Umständen scheint es so gut wie ausgeschlossen, daß Horb jemals innerhalb des mehrfach erwähnten Dehnungsgebiets lag, und hieran wird auch das von Kauffmann angeführte mākalispräō nichts ändern können; dieses stets nur scherzhaft gebrauchte Wort wird durch irgend einen Zufall in der fremdartigen Form dorthin verschlagen worden sein.[1])

Im Süden und Norden des Dehnungsgebiets herrschen undiphthongierte Formen: hier, weil die Ersatzdehnung erst nach der Diphthongierung der alten Längen eingetreten, dort, weil die dritte Diphthongierungswelle gar nicht so weit vorgedrungen ist. Wie sich nun (wohl im ganzen Gebiet) vereinzelte ungedehnte Formen finden (vgl. Ostd. Stud. I, S. 13 oben), so erscheinen auch, aus

1) Außerdem ist zu beachten, daß Kauffmann halbmundartliche oder sonst fremde Formen nicht immer streng genug ausgeschieden hat: vgl. auch Fischer, Geogr. S. 9, Anm. 2.

Digitized by Google

dem Süden oder Norden stammend, einzelne gedehnte, aber undiphthongierte Formen da und dort in das zentrale Gebiet mit regelmäßiger Diphthongierung eingesprengt: so wird unser mözig und gsädöpf[1]), so das in Reutlingen auftretende hägä ‚hinken', so auch das in Thieringen, Lautlingen, Pfeffingen, Thailfingen, Onstmettingen, sowie in Münsingen vorkommende kèbed zu erklären sein.[2]) Jedenfalls war mein aus diesem letzteren Fall gezogener Schluß, daß die Dehnung vor Affrikata der vor einfacher Tenuis zeitlich vorangegangen sein müsse, allzu voreilig und kaum richtig, wie schon daraus hervorgeht, daß in all den oben angeführten Orten außer Münsingen ein diphthongiertes bǣdnägl und meist auch hǣdl[3]) neben kèbed hergeht.

Zu S. 27, 3 ff. Daß auch die Dehnung des ē vor r + dentaler Spirans oder Tenuis von Norden her vorgedrungen ist, beweist m. E. der Umstand, daß šmèarz und hèarz nur im Norden ein einigermaßen geschlossenes Gebiet hat[4]), dem nach Süden zu noch einzelne Inseln vorgelagert sind. Daß ferner die gedehnten -èarn, -òarn aus Nordwesten kommen, habe ich bereits früher (s. o. S. 56) gezeigt. Angesichts dieser Thatsachen glaube ich, im Gegensatz zu Haag, daß nicht die zu dehnenden Vokale, sondern die Dehnung veranlassenden, mit r beginnenden Doppelkonsonanzen in zwei einander gegenüberstehnde Gruppen zu teilen sind, und stelle demgemäß die These auf: aus Norden Dehnung vor r + Dental, aus Süden Dehnung vor r + Labial oder Guttural. Aus Süden stammt also in Ostdorf nur die Deh-

1) S. o. S. 58 f. Im Hinblick auf unser šdäpfä stampfen < ahd. stamphôn, läge es nahe, bei gsädöpf ein ahd *gastamphi (statt *gastumphi) zu Grunde zu legen. Aber von -amph- zu -öpf- führt, nach allem, was wir sonst wissen, bei uns kein Weg.

2) Doch kann z. B. bei kèbed auch Vokalkürzung bzw. Monophthongierung in der Komposition vorliegen: vgl. Ostd. Stud. I. S. 33, sowie unten S. 70.

3) Nur Lautlingen hat auch monophthongisches hèdl.

4) Diese Thatsache giebt auch Haag (S. 54, 6 ff.) zu, ohne sich indes auf eine Erklärung einzulassen. Übrigens wird Haag, der ja den Kurzdiphthong ea (fein ja) für eine sekundäre Kürzung hält (vgl. oben S. 54), auch das Gebiet des ungedehnten šmearz, hearz zum ursprünglichen Dehnungsgebiet rechnen.

Digitized by Google

nung des a und seiner Umlaute vor rm, alle übrigen „r-Dehnungen“ unserer Mundart sind nördlicher Herkunft.

Zu S. 29, 8 ff. Zu ghealâ gehört noch das Adjektiv ghealig gellend, sowie das Substantiv ghealr m. Schreier.

Zu S. 29, 18 ff. Zwei weitere hierher gehörige Wörter unserer Mundart sind wohl

koud (schw. M.) Täuberich < ahd. *chûto; die Grundbedeutung wäre demnach etwa „Lacher“, was sehr gut paßt.[1]) — Ferner

neašd-pflud(r) m. „Neſthäkchen“, letztgeborenes Kind; das Wort bedeutet also eigentlich etwa „Neſtkicherer“: vgl. die Form „Neſtkitterle“ bei v. Schmid (Schwäb. Wb. S. 405 s. v. neſtquak) mit dem ebenda (S. 63) angeführten „pflittern, 2) verhaltnes Lachen“[2]); ferner elſ. „Neſtkütter“ (Martin-Lienhart I, S. 483).

Zu S. 29, Anm. 3. Zu dem letzten Zitat lies: Pauls Grdr.² I, S. 382.

Zu S. 30, Anm. 4. Dem holländiſchen schateren wird eine Wurzelvariante idg. sqŭed zu Grunde liegen, auf die ſich übrigens auch unſer šèdrâ zurückführen läßt: šèdrâ < ahd. *scattiren < germ. *skatrjan (vgl. Braune, Ahd. Gr.² § 161.

Zu S. 30, Anm. 5. Daß auch got. qiþan hierher gehört, wird mir immer wahrſcheinlicher. Die Tennis im Anlaut läßt ſich auch ohne Annahme einer idg. Wurzelvariante erklären durch folgende Erwägung: Wenn das Präfix s- im Urgermaniſchen noch

1) Daß ſich hier aus dem labialiſierten Velar ſogar ein langes û entwickelt hat, ſcheint allerdings auffallend. Vgl. auch elſ. kitteren (doch wohl < mhd. *chüteren) = girren (von Tauben) bei Martin-Lienhart I, S. 481. — Ein ahd. *chutarôn ‚lachen‘ iſt übrigens heute nicht bloß im Oſtfränkiſchen vertreten, ſondern z. B. auch in Baſel-Stadt (Hoffmann § 91: ‘küttərə) und im Elſaß (Martin-Lienhart I, S. 482: kutteren). Wegen des Anlauts kann ich jetzt auf den Nachtrag zu I, S. 30, Anm. 5 verweiſen.

2) Auf die ſchwierige Frage, woher hier auf einmal das l in den Stamm kommt, kann ich im Augenblick nicht eingehn; dieſelbe ſoll in einem ſpäteren Heft in größerem Zuſammenhang behandelt werden. Vorläufig möchte ich nur auf die bekannte Thatſache hinweiſen, daß z. B. im Slaviſchen die palataliſierten Labiale ein l nach ſich entwickelt haben: vgl. Brugmann, Grdr. I², § 316, 2.

Digitized by Google

lebendig war, d. h. nur in gewissen Fällen vor den Stamm trat, so mußte sich daraus ein Lautwechsel wie hweþ-: skweþ- ergeben; und es erscheint recht wohl denkbar, daß dieser Lautwechsel hw : s-kw gelegentlich zu Gunsten der unverschobenen Tenuis ausgeglichen wurde.

Zu S. 31, Nr. 3. Es fehlen hier einige erwähnenswerte Bedeutungs-Nuancen unseres Zeitworts gugá; nämlich: 1) von leblosen Gegenständen gebraucht, ist gugă = „gerichtet sein"; z. B. dṛ deisl (an einem Wagen) hòd déd nous gugád = war dorthin gerichtet, dṛ šdil (an einer Haue) hòd ẽ d hae gugád. 2) bedeutet gugá auch „ragen"; z. B. s gugád nõ ă weŋ fúre = es ragt noch ein wenig hervor. — Daß meine Erklärung des Wortes ziemlich nahe liegt, zeigt mir eine freundliche Mitteilung des Herrn Professor Dr. Nestle in Maulbronn, der mir am 10. 4. 01 schrieb, daß er „vor wenig Tagen zufällig durch das „Gukuk machen" der Kinder auf dieselbe Erklärung geführt worden war."

Zu S. 32, Nr. 5. Konjugierte Konjunktionen scheinen auch sonst im schwäbischen Sprachgebiet vorzukommen; Herr Professor Dr. Nestle hatte die Güte, mir darüber zu schreiben:

„Zu Nr 5 sagte meine Frau, daß in Ihrer Heimat (Ulmer Alb) „obet" se net komme" ganz geläufig sei."

Zu S. 32, Nr. 6. Mit Bezug auf meine Vermutung, daß unser sèxzig = „sehr viele" aus der Soldatensprache stamme, schrieb mir Herr Professor Dr. P. Horn in Straßburg, wohl die erste Autorität auf diesem Gebiet, d.d. 9. 4. 01:

„„Sechzig" (Nr. 6) ist wohl kaum militärischen Ursprungs, da diese Zahl im militärischen Leben gar keine Rolle spielt (oder sollte die Anzahl der Patronen in gewissen Fällen 60 sein? worüber ich aber augenblicklich gar nicht orientirt bin — auch wäre das höchstens beim scharfen Schießen ein oder zwei Male im Jahre der Fall, woraus keine Verallgemeinerung stammen könnte — kurz, ich kann mir im Moment gar keine militärische 60 vorstellen). Sollte es nicht ein Stuttgarter Civilistenausdruck sein?"

Dagegen teilt mir z. B. Frau Amtmann Ehemann in Ba-

Digitized by Google

lingen mit, daß ihr Bruder nach seiner Militärzeit dieselbe Redensart aus der Garnison Ulm nach Ravensburg mitgebracht habe. Auch Herr Professor Dr. Nestle schreibt mir darüber:

„§ 6 Sechzig veranlaßte meinen Sohn zu der Bemerkung, daß er früher, ob in Tübingen oder Ulm war er nicht sicher die Redensart „des 'st Sechzig" = „das ist fein, ausgezeichnet" gehört habe. An beiden Orten ist Garnison. Mit dem Kartenspiel „66er" bin ich zu wenig vertraut, um zu sagen, ob es damit etwas zu thun hat."

Ein Stuttgarter Zivilistenausdruck liegt also sicher nicht vor. Vielmehr ist und bleibt für uns die nächste Quelle der Redensart die württembergische Soldatensprache (bei den Württembergern in der Garnison Straßburg ist unser „sechzig" unbekannt). Wie es aber dorthin gelangt sein mag, das muß ich vorläufig dahingestellt sein lassen. Vielleicht kommt Professor Horn der Sache doch noch auf die Spur.

Übrigens kennt unsere Mundart auch einen (wie widernm die Lautform zeigt) einheimischen [1]) Gebrauch des Zahlworts 60, der sich in gewisser Hinsicht mit dem in Rede stehnden, von draußen importierten berührt. Wir sagen nämlich sèaxzge sæ̃ etwa im Sinn von „fertig sein." Wenn z. B. irgend ein schwerer Gegenstand auf jemand herunterzufallen droht, ruft man diesem zu: gaŋ ăweag odr (dă) bišd sèaxzge = „geh weg, oder du bist des Todes"; oder es kann einer erzählen: wenn es so oder so gegangen wäre, nò wèr ɐ sèaxzge gsæ̃ = „dann wäre er fertig, d. h. in der Patsche, in Verlegenheit gewesen", oder „dann wäre es aus mit ihm gewesen." Auch dieser Sprachgebrauch scheint also aus einer Zeit zu stammen, wo man nicht über 60 hinaus zu zählen pflegte, wo man bei

1) Nachträglich wird mir versichert, daß dieser Ausdruck von einem vor mehreren Jahrzehnten aus Böblingen zugezogenen (jetzt verstorbenen) Pfläſterer hierher gebracht worden sei. Sollte dies zutreffen, so wäre es sprachgeschichtlich sehr interessant. Nach meinen Erfahrungen ist aber derartigen Angaben gegenüber große Vorsicht am Platze. — Von anderer Seite (Herrn Gemeinderat G. F. Herter) wird denn auch diese Herkunft der Redensart ebenso entschieden bestritten.

Digitized by Google

60 mit dem Zählen „fertig“ und, was darüber hinaus gieng, bereits „unzählig“ war.

Zu S. 33, Nr. 7. Es sind mir inzwischen in den Nachbarorten einige Fälle aufgestoßen, die mit mehr oder weniger Sicherheit hierher zu ziehen sind. So steht in Roßwangen und Dormettingen neben sonstigem hao ‚hoch‘ ein hózig ‚Hochzeit‘; ebenda neben sonstigem raod ‚rot‘ der Stadtname Ródweil.[1]) Auch das mitten im Diphthongierungsgebiet auftretende kẽbed ‚Kindbett‘ habe ich stark im Verdacht, daß es von diesem Gesichtspunkt aus zu beurteilen ist (vgl. oben S. 66, Anm. 2). Schließlich könnte selbst das im Diphthongierungsgebiet vorkommende hẽdl, ‚Himbeere‘ (s. oben S. 66, Anm. 3), sowie etwa auch das mir aus Storzingen bekannte güsr ‚Gänserich‘ (neben gõs ‚Gans‘) hierhergehören, welch' letzteres, im Hinblick auf das ebenda sich findende entnasalierte eis ‚ins‘, zunächst auf ein monophthongisches *gösr zurückzuführen sein wird. Dagegen zweifle ich, ob man das heutzutage einsilbige es ‚uns‘ in Thailfingen (s. o. S. 64) so auffassen darf.[2])

Zu erklären vermag ich freilich die auffallende Erscheinung so wenig als Haag. Man wird sich zunächst darauf beschränken müssen, allenthalben die hierher gehörigen Beispiele zu sammeln; vielleicht entdeckt man schließlich irgendwo den Sumpf, aus dem all diese Irrlichter aufgestiegen sind.

Zu S. 33, [1]. Statt bòfeŋg lies bófeŋg.

7. Nachträge und Berichtigungen zum 2. Heft.

Zu S. 7, Anm. 5. Echt mundartlich ist auch das Kompositum nous-šiebə ‚hinausschieben, aufschieben‘: dr šübd s nous, so laŋ r kã.

Zu S. 9, Anm. 2. Die Verweisung am Schluß dieser Anmerkung ist zu streichen. Es liegt hier Kürzung eines ursprünglich

1) An eine Einwirkung der Verkehrssprache läßt sich hier nicht wohl denken, da man sonst allenthalben (z. B. auch in Ostdorf) Raodweil (ebenso Raodäburg ‚Rottenburg‘) hört.

2) Fischer (Geogr. S. 23, Anm. 1) will hier unbetontes ũns zu Grunde legen, was mir aber auch nicht recht einleuchtet.

Digitized by Google

langen Vokals vor, die im Westen, woher ja die Form id stammen muß, auch sonst häufiger vorkommt: vgl. z. B. Haag, S. 20, 18 f.

Zu S. 25, 14. Hier habe ich mich leider durch die Schriftsprache irreführen lassen. Unsere Mundart kennt in Wirklichkeit kein Adjektiv brô, sondern nur ein Substantiv brô f., ‚Brache, Brachfeld' < ahd. brâhha. Da aber dieses Substantiv häufig als prädikatives Attribut erscheint (vgl. Paul, Mhd. Gr.[4] § 203, Anm. 3), besonders in der Verbindung: dr agr leid brô < mhd. dër accher lit brâche, so haben die Schöpfer und Bildner unserer Schriftsprache, die vermutlich vor lauter Bildung und Gelehrsamkeit oft kaum wußten, was ein Brachfeld ist, daraus ein Adjektiv ‚brach' zurechtgemacht.

Übrigens ist zu bemerken, daß heutzutage, wo auch das Brachfeld keine Ruhe mehr hat (vgl. oben S. 25, Anm. 3), brô als Nomen actionis nicht sowohl die aratio prima, als vielmehr überhaupt die „Arbeit im Brachfeld" bezeichnet. So hörte ich dieser Tage (Mitte Juli) jemand klagen: d brô išd nö greisigr as d ërnd = „die Arbeit im brô-eš ist noch ärger (d. h. anstrengender) als die Arbeit im koarn-eš, die Ernte."

Zu S. 25, 24. Die Anmerkung 1) zu manlâ steht auf der folgenden Seite (26).

Zu S. 32, 5. Vor „Zu a b" ist noch einzufügen:

Zu a. Eine weitere Bedeutung, die 3 am nächsten steht, ist folgende: á ruft man still stehnden Zugtieren zu, die unruhig werden und nicht länger stehn bleiben wollen, um sie zur Ruhe zu weisen.[1]) (Um dagegen im Gang befindliche Zugtiere anzuhalten, ruft man ô oder ôha).

Zu S. 38, 18 f. Zu ab-nemen I 2 ist noch nachzutragen: ánẽn = „aufnehmen" von Bildern; zeigt man z. B. einem die Aussicht eines Dorfes, so kann er fragen: lô mö ous iš agnomä?

1) In Unteritalien ist á bekanntlich der zum Antreiben der Pferde dienende Fuhrmannsruf. Es kann dies, wie ich selbst einmal in Neapel beobachtet habe, bei etwa dorthin gelangenden Ostdorfern zu ergetzlichen Mißverständnissen führen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Herrn Kr. O. Bremer
Hochachtungsvoll überreicht
vom Verfasser.
Hk. '02.

Ostdorfer Studien.

Drittes Heft.

Von

Friedrich Veit.

Inhalt:

Vorwort. S. V. — Mhd. ir, ür > ostd. ur. S. 1. — Vokaldehnung. S. 14. — Herr Professor Dr. Haag und die Ostdorfer Studien. S. 104. — Flurnamen. S. 135.

Tübingen.
Druck und Verlag von G. Schnürlen.
1902.

Digitized by Google

Osiandrer Studien.

III.

Von

Friedrich Veit.

Tübingen.
Buchdruckerei von G. Schnürlen.
1902.

Digitized by Google

Meinem lieben Vater

Karl Veit

Pfarrer in Oſtdorf

1893—1902

zum Abſchied von Oſtdorf

gewidmet.

دم كوي نيكنامي ما را كذم ندادند
كر تو نميپسندي تغيير كن قضا را

Hafis.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorwort.

Viel länger, als mir lieb ist, hat das vorliegende dritte Heft der Ostdorfer Studien auf sich warten lassen. Durch mancherlei Zwischenfälle und Widerwärtigkeiten, vor allem aber auch durch den ein paar Mal sich geltend machenden Wunsch, gewisse mundartliche Eigentümlichkeiten durch eigene Aufnahmen bis an ihre Grenze zu verfolgen, wurde der Fortschritt des Druckes gelegentlich auf Wochen, ja selbst auf Monate gehemmt. Eben daher rühren auch die Widersprüche, die etwa an einzelnen Stellen hervortreten mögen: durch die Ausbeute meiner Exkursionen sah ich mich auch noch während des Drucks immer wider genötigt, meine Theorien in dem einen oder andern Punkte zu modifizieren.

Aus demselben Grunde befriedigt mich schon jetzt durchaus nicht mehr alles, was in den ersten Bogen dieses Heftes gedruckt ist. Insbesondere gilt dies von dem, was ich dort über die „Nasalverdichtung" gesagt habe: es war mir unmöglich, auf Grund des bisher publizierten dürftigen Materials zu einer einigermaßen sicheren Beurteilung dieser Erscheinung zu gelangen; und eigene Aufnahmen an dem, für mich doch ziemlich entlegenen, oberschwäbischen Herde jenes Lautwandels hätten mehr Zeit gekostet, als ich zunächst dafür aufwenden konnte [1]). Ich will unter diesen Um-

1) Durch die Güte meines in Ravensburg lebenden Onkels, dem auch an dieser Stelle dafür herzlich gedankt sei, giengen mir noch in letzter Stunde einige Notizen über diesen Gegenstand zu; doch konnte ich sie wegen des bereits zu weit fortgeschrittenen Druckes nur zum kleinsten Teile noch nutzbar machen.

Digitized by Google

ständen froh sein, wenn sich meine Auffassung in diesem Punkt nur wenigstens in den Grundzügen als richtig erweist; im einzelnen bleibt hier — eben weil die zentralen Mundarten noch nicht genügend erforscht sind — auch für unsere an der Peripherie liegenden Dialekte noch sehr, sehr viel zu thun.

Ich will nicht unterlassen, an dieser Stelle auf einige Schwächen meiner Arbeit hinzuweisen, deren ich mir selbst sehr wohl bewußt bin, ohne daß ich jedoch im Stande wäre, ihnen abzuhelfen.

Vor allem betrachte ich die Art, wie ich die Grenzen bezeichnet habe, selbst nur als einen Notbehelf: Kartenskizzen wären da natürlich weit vorzuziehen gewesen; allein das hätte die Kosten unverhältnismäßig erhöht, zumal für mich, der ich, als schlechter Zeichner, das wenigste hätte selbst machen können. Übrigens wird jeder, der gerade hieran ein spezielles Interesse hat, sich leicht dadurch helfen können, daß er sich auf Grund meiner Angaben selbst Skizzen anfertigt: er braucht dabei nur die als „Vorposten" einer Erscheinung genannten Orte in der Weise durch gerade Linien zu verbinden, daß sie eben noch in das betreffende Gebiet fallen, und dabei die durch vorgesetztes „nicht" bezeichneten Dörfer durch eine Einbuchtung nach innen zu umgehn. Wo sich etwa Zweifel ergeben, ob die Grenzlinie rechts oder links an dem einen oder andern Orte vorbeizuführen sei, da werde ich im allgemeinen selbst unsicher gewesen sein [1]). Ich verspreche übrigens, sobald auch mir einmal öffentliche Mittel für meine Publikationen zur Verfügung stehn sollten, nicht minder schöne, papageibunte Karten zu liefern, als etwa Haag oder Fischer.

Weiter werden es wohl manche störend empfinden, daß ich bei der Polemik gegen Haag bald seine, bald meine eigene Ortho-

1) Die Notizen über einige ostschwäbische Mundarten, auf die im vorliegenden Heft gelegentlich Bezug genommen ist, habe ich im vorigen Herbst von hier einquartierten Soldaten eines Ulmer Regiments erfragt. Irgend eine genaue Grenze läßt sich mit Hilfe derselben natürlich nicht gewinnen; sie sollen vielmehr nur als vorläufige Stützpunkte für spätere, eingehndere Untersuchungen an Ort und Stelle dienen.

Digitized by Google

graphie angewandt habe. Ich habe das Verwirrende dieses Verfahrens selbst gefühlt, ohne es indes ganz vermeiden zu können. Überhaupt lief ich, durch den fortwährenden Zwang, die Dinge immer wider auch von Haag's Standpunkt aus zu betrachten, mehrmals Gefahr, in meiner eigenen, sonst durchaus klaren Auffassung der in Betracht kommenden Lautverhältnisse konfus zu werden.

Durch die große Ausdehnung, welche die Abhandlung über die Vokaldehnung gewonnen hat, sah ich mich gezwungen, mancherlei, was eigentlich noch in diesem Heft hätte Platz finden sollen, für das nächste zurückzustellen, so u. a. auch weitere Nachträge zu den bisher erschienenen Lieferungen von Fischer's Schwäbischem Wörterbuch. Am meisten bedaure ich, daß von demselben Schicksal auch einiges volkskundliche und ortsgeschichtliche Material betroffen wurde, das ich für diesmal bereitgestellt hatte; um so mehr, als es — infolge einer Wendung, die meine Verhältnisse in neuester Zeit genommen haben — heute überhaupt zweifelhaft erscheint, ob ich mein seinerzeit gegebenes Versprechen, ortsgeschichtliche Beiträge in größerem Umfang zu veröffentlichen, jemals werde einlösen können. Es wird dies davon abhängen, ob mir die Benützung der alten Register und Urkunden der hiesigen Pfarr-Registratur von zuständiger Seite auch fernerhin gestattet werden wird. Wo nicht, so muß ich meine umfangreichen und breit angelegten Studien über altostdorfische Familiengeschichte, insbesondere auch über die Fluktuation der Bevölkerung im 16. und 17. Jahrhundert, unvollendet liegen lassen. Ich konnte diesen zeitraubenden, augenverderbenden und natürlich stellenweise höchst eintönigen Arbeiten, die übrigens auch für den Nationalökonomen wohl von mehr als einem Gesichtspunkt aus ein Interesse hätten, nur einen Bruchteil meiner Zeit widmen, und habe daher leider versäumt, sie rechtzeitig wenigstens zu einem gewissen Abschluß zu bringen.

An Besprechungen der beiden ersten Hefte meiner „Studien" ist mir — von bloßen Inhaltsangaben abgesehen — bisher nur

Digitized by Google

eine einzige zu Gesicht gekommen: je rascher so ein unbequemer Nörgler, wie ich, der Vergessenheit anheimfällt, desto besser. Überhaupt wäre dieses Ziel wohl schon längst erreicht — si tam in nostra potestate esset oblivisci quam tacere, sagt Tacitus, dessen Zeitalter in so manchen Stücken dem unsrigen gleicht.

Die erwähnte Rezension, die sich — abgesehen von dem Schlußpassus — wenigstens bemüht, gerecht zu sein, findet sich in der Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten II, 282 ff. und stammt von einem Herrn Othmar Meisinger. In speziell mundartlichen Fragen — und gerade in diesen ist dem Bearbeiter der Rappenauer Mundart Sachkenntnis und Erfahrung wohl nicht abzusprechen — stimmt mir der Kritiker fast durchaus bei[1]), sogar da, wo ich selbst inzwischen anderer Ansicht geworden bin, wie z. B. bei der Theorie von der Ersatzdehnung (vgl. im vorliegenden Heft S. 99). Dagegen bleibt mir das obligate Gezeter über meine Transkription (sic!) natürlich nicht erspart, wobei ich mir nur zu bemerken erlaube, daß Herr Meisinger schwerlich beurteilen kann, ob meine Schreibweise „praktisch" ist: wie oft hat er sich denn ihrer schon bedient? Und wenn Meisinger weiter an meinen Etymologien allerlei auszusetzen findet, so zeigt er damit nur, daß er auf diesem Gebiet weniger zu Hause ist. Was speziell unser migă, mige betrifft, so gestatte ich mir, ihn auf folgende Gesichtspunkte aufmerksam zu machen:

1) Wenn unser Wortstamm mig- aus dem Französischen entlehnt wäre, so müßte er doch wohl als Substantiv herübergenommen sein; nun ist aber unser mige mit seiner — aus dem Französischen nicht zu erklärenden — Endung -e < mhd. -i so deutlich ein Nomen instrumenti[2]) zu dem Verbum migă (also eine einheimische Bildung), daß wir unbedingt letzteres als das Grundwort betrachten müssen.

2) Das Wort „Influenza" hat sich freilich allerlei volksetymo-

1) Vgl. auch in diesem Heft S. 88 Anm. 1.

2) Vgl. z. B. reibe f. Hanfreibe u. a. m.

Digitized by Google

logische Umbildungen gefallen lassen müssen, aber doch kaum eine so starke Verkürzung, wie sie in mige < mécanique vorliegen würde. Außerdem wüßte ich auch nicht, an welchen einheimischen Stamm mige bei uns volksetymologisch anzulehnen wäre [1]).

3) Weiter bleibt noch zu untersuchen, ob mécanique überhaupt in irgend einer französischen Mundart in der Bedeutung „Bremse" vorkommt; in der französischen Schriftsprache ist das meines Wissens nicht der Fall.

4) Endlich wäre es auch von Interesse, die — sicher vorhandene — geographische Grenzlinie zwischen „Mick" und „Mekenick" oder dgl. zu kennen. Mir ist a priori wahrscheinlich, daß letztere Form als ein mehr oder weniger breiter Streifen die deutsch-französische Sprachgrenze durch's Pfälzische und Elsässische hindurch begleitet. Deshalb braucht sie dann aber noch lange nicht aus den französischen Nachbarmundarten entlehnt zu sein. Ich bin vielmehr eher geneigt, gerade in „Mekenick" ꝛc. die Spuren einer Abart der Volksetymologie zu sehen, nämlich der dem höheren, sogen. „gebildeten" Pöbel innewohnenden Tendenz, ihm unverständliche, wenn auch noch so gut deutsche Wörter an das Lateinische oder Französische anzulehnen, auf dessen Kenntnis er sich so viel zu gute thut. Dem pfälzer und besonders dem französelnden elsässer Spießbürger sieht so etwas durchaus ähnlich.

Bis auf weiteres sehe ich unter diesen Umständen jedenfalls keine Veranlassung, meine Etymologie des fraglichen Wortes fallen zu lassen.

Wenn aber zum Schlusse der Herr Rezensent sich noch bemüßigt findet, mich wegen meiner „persönlichen Ausfälle" zu tadeln, so ahnt er wohl kaum, welches Kompliment er gerade mir durch den Vergleich mit den „Schopenhauerschen Expektorationen" gemacht hat: möchte doch auch sonst recht vieles in meinen Schriften

1) An unser mug s. Mücke, auf das ich Ostd. Stud. II, 25 Anm. 1 hingewiesen habe, kann des dort mangelnden Umlauts halber doch kaum gedacht werden.

Digitized by Google

an den großen Pessimisten erinnern! Herr Meisinger wird schon aus dem vorliegenden Hefte zur Genüge ersehen, wie wenig er mit seinem „Wunsch“ Eindruck auf mich gemacht hat. Auch in Zukunft werde ich mir von ihm und seinen Gönnern und Gesinnungsgenossen nicht verbieten lassen, jederzeit, wenn ich es für angebracht halte, selbst über den einflußreichsten Fakultäts-Häuptling meines Herzens Meinung zu offenbaren:

کرچه بدنامیست نزد عاقلان
ما نمیخواهیم ننگ و نامرا

Ostdorf, den 24. September 1902.

Friedrich Veit.

Digitized by Google

1. Mhd. ir, ür > ostd. ur.

Vielleicht die am meisten charakteristische Eigentümlichkeit unserer Mundart ist die Entwicklung von mhd. ir und ür zu ur.

Daß in unserer Gegend mhd. ür vielfach durch ur vertreten ist, wird schon 1880 in der „Beschreibung des Oberamts Balingen", S. 137 f. angegeben; aber noch Fischer (Geogr. S. 74) scheint darin lediglich ein Unterbleiben des Umlauts[1]), nicht aber einen Lautwandel ür > ur zu sehen. Und daß bei uns ur auch für mhd. ir erscheint, erwähnt weder die Oberamtsbeschreibung, noch Kauffmann, der sich doch der Hoffnung hingibt[2]), „alle Lautschattierungen der schwäbischen Mundart sei es an diesem oder jenem Orte verzeichnet zu haben", noch Fischer, welcher (Geogr. S. 27) ein ur < ir nur „um die Donau und s. davon" kennt[3]) und im übrigen der Ansicht ist, daß dies dort „sicher . . . einen dumpfen Indifferenzlaut bezeichnen soll."[4])

---

1) Bei mürb, dem einzigen derartigen Fall, der in Fischer's Fragebogen und Karten enthalten ist, scheint eine solche Auffassung ja auch wenigstens teilweise zuzutreffen (vgl. unten S. 6 ff.). Aber dieses Beispiel ist eben als einziges für die betreffende Erscheinung nicht glücklich gewählt: hätte Fischer außerdem wenigstens noch eines der durch die Oberamtsbeschreibung an die Hand gegebenen Wörter dürr, schüren, fürchten in seinen Fragebogen aufgenommen, so hätte ihn der hier ganz abweichende Grenzverlauf vielleicht stutzig gemacht und auf die richtige Spur geführt.

2) Geschichte der schwäb. Mundart S. XV.

3) Auch dies beruht wider auf dem unglücklichen Zufall, daß unter den hierher gehörigen Wörtern gerade die drei von Fischer in seinen Fragebogen aufgenommenen (Wirt, Kirsche, Kirche) nirgends mehr in unserem Gebiet die lautgesetzliche Form aufweisen (vgl. unten S. 5; für „Kirsche" tritt bei uns bekanntlich „Krieße" ein).

4) Ob diese Ansicht für jene Gegend zutreffend ist, kann ich nicht entscheiden.

Digitized by Google

Auf unsern Lautwandel ir > ur ist, soweit ich sehe, zuerst von mir hingewiesen worden, und zwar in eben jenem Aufsatz in den „Blättern des Schwäb. Albvereins“ (X, 76), von dem Herr Bohnenberger (vgl. Ostd. Stud. II, S. 52) „einen gewissen Abstand“ herstellen zu sollen glaubte. Hernach hat dann Haag (Baarmundarten S. 67), dem natürlich nicht zugemutet werden konnte, die Arbeit eines — nach Herrn Bohnenberger's Ansicht — wissenschaftlich Unmündigen zu kennen oder gar zu zitieren, den fraglichen Lautwandel als „R-Weitung“ verzapft. Daß die Entwicklung von i zu u eine „Weitung“ bedeute, ist eine bemerkenswerte Entdeckung, für welche die Lautphysiologie Herrn Professor Dr. Haag zu Danke verpflichtet ist.

Folgende Regeln lassen sich für Ostdorf aufstellen:

1) Mhd. ür erscheint als ur, einerlei ob auf das r noch ein weiterer Konsonant folgt oder nicht: es heißt also z. B. nicht bloß dur dürr, furbä kehren, fegen, šurfä schürfen, wurgä würgen, burg m. Bürge, frzurnä erzürnen[1]), fürä fürchten[2]), büšdä f. Bürste, büšdä bürsten, düšdä dürsten[3]), uf-bürdä aufbürden, šdüzä „stürzen“[4]), sondern auch dür f. Thür, für für[5]), šürä schüren.

2) Mhd. ir erscheint als ur, jedoch nur, wenn auf das ir noch ein weiterer Konsonant folgt bzw. folgte: also z. B. ur irre, frurä verirren, gšur n. Geschirr, wurbl m. (Knochen-)Wirbel[6]), zwurbl m.

1) Dazu frzurnd = entzweit: se send frzurnd sie sind „nicht gut“ mit einander.

2) Vgl. Ostd. Stud. I, S. 21, wo leider das Zitat „Kauffmann, Gesch. § 149 A. 2“ fehlt. Reflexivisch wird fürä — logisch richtiger als in der Schriftsprache — mit dem Dativ verbunden: dr fürd m er fürchtet sich. — Das Adjektiv fürdig hat in Nachbarorten (z. B. Geislingen) auch die Bedeutung „fürchterlich“: unter einem fürdigä buoba versteht man dort also etwa ein enfant terrible.

3) Nur unpersönlich: s düšd me es dürstet mich.

4 Vgl. Ostd. Stud. I, S. 19 oben.

5) Dazu füße vorwärts < mhd. vür-sich; füre hervor < mhd. vürhin. Das mit letzterem Adverb zusammengesetzte Verbum füre-sizä ist ein term. techn. der „Lichtstube“, wo die zu Besuch kommenden Burschen, die sich anfangs mehr im Hintergrund halten, bei vorgerückter Stunde und Stimmung an den Tisch zu den Mädchen füresizad.

6) Das Wort wird besonders von den dicken Enden der Arm- und Bein-Knochen gebraucht.

Digitized by Google

(Haar-)Wirbel [1]), ōakurmle n. Eichhörnchen [2]), burk f. Birke, ǣwurkā „einwirken“ [3]), hurn n. Hirn, šdurnā f. Stirn, zwurnā zwirnen, hürd m. Hirte, würdl m. Wirtel, šmüzā „schmerzen“ [4]); ferner im Sing. Ind. Präs. und 2. Sing. Imperat. der starken Verba III [5]): šdurb — šdurbšd — šdurbd zu šdearbā sterben, frdurb — frdurbšd — frdurbd zu frdearbā verderben (intranf.), wurf — wurfšd —

---

1) Daß dieſes Wort mit dem vorigen irgendwie in etymologiſchem Zuſammenhang ſteht, wird mir keine komparative alte Jungfer ausreden, wenn ich auch über die Art des Zuſammenhangs vorläufig keine Vermutung zu äußern wage. Übrigens ſtellt ſelbſt der berühmte Kluge (Et. Wb.[6] s. v.) nhd. „zwitſchern“ neben dän. qviddre (= ſchwed. kvittra: vgl. Noreen, Abriß d. urgerm. Lautl. § 57 Anm. 2).

2) Dieſem etymologiſch unklaren Wort dürfte ein ahd. *aicchirn < weſtgerm. *aikkwirn- zu Grunde liegen. Die Naſalierung der erſten Silbe beruht wohl auf volksetymologiſcher Anlehnung an ōā ‚ein‘: vgl. Oſtd. Stud. II, S. 45, 7 ff. Ebenſo iſt vielleicht das m am Schluß auf frühzeitige Beeinfluſſung durch mhd. harme „Wieſel“ zurückzuführen, eine Vermutung, für die auch das inlautende k (= g + h) anſtatt des zu erwartenden g (vgl. z. B. degā < mhd. decchen) zu ſprechen ſcheint. Als urſprünglicher Vokal der zweiten Silbe iſt für unſere Form i — wie bei agſ. ǣcweorna — anzunehmen; denn der vorhergehnde gutturale Verſchlußlaut ſetzt eine ahd. Affrikata (cch) voraus, während ein urgerm. *aikwurn- über weſtgerm. *aikurn zu ahd. *aihhurn bzw. aihhorn (mit Spirans) hätte führen müſſen. — Dagegen beruht wohl auf dieſer letzteren Form das heute dem Süden eigentümliche ōaxple bzw. oexple (äußerſte Vorpoſten gegen N.: Heiligenzimmern, Dormettingen, Roſwangen, Hauſen a. Thann, Oberdigisheim, Hartheim, Lautlingen, Winterlingen, Harthauſen a. d. Scheer). — Im Norden (Hohenzollern und OA. Rottenburg) herrſcht ōaxhi(r)nle, während gerade in unſerer Gegend ſehr mannigfaltige Formen auftreten; als beſonders merkwürdig erwähne ich ōaxkendle in Truchtelfingen OA. Balingen.

3) Nur in der Verbindung: dā dōag ǣwurkā d. h. den Brotteig aus der Mulde in die ſtrohgeflochtenen Backkörbchen (lōabgrēdle) füllen.

4) Das Wort wird vorwiegend von dem Brennen der Schrunden und ähnlicher Hautwunden gebraucht.

5) Es verdient, erwähnt zu werden, daß ſich in einzelnen Orten des Oberamts Rottenburg das ſchwache Verbum „fürchten“ durch dieſe Klaſſe beeinflußt zeigt. So lautet z. B. in Weiler der Ind. Präs. fürx, furxšd, furxd; fērxe, fērxād, fērxād. Dagegen in Bühl, wo ſich kein ur < ür mehr findet: fīrx, fīrxšd, fīrxd; fērxe u. ſ. f. Infinitiv (in beiden Orten): fērxā. — Ähnliches kenne ich übrigens auch aus Langenau OA. Ulm.

Digitized by Google

wurſd zu wearfă werfen [1]). Dagegen heißt es ſtets: mier mir, wir, dier dir, ier ihr (2. Plur.), ieră ihr (3. Sing. Fem.), bier f. Birne, šmieră ſchmieren u. ſ. f.

Der urſprüngliche, lautgeſetzliche Zuſtand erleidet indes in der heutigen Mundart mancherlei Ausnahmen.

Zunächſt einmal iſt, nach dem Erlöſchen des uns beſchäftigenden Lautwandels, der Umlaut u:i innerhalb gewiſſer formaler Gruppen auch in die Lautverbindung ur, aus der er lautgeſetzlich eigentlich verbannt iſt, auf analogiſchem Wege wider eingedrungen. Dabei macht es natürlich keinen Unterſchied, ob das umzulautende mundartliche ur auf mhd. ur beruht, oder aus mhd. ür oder ir hervorgegangen iſt. So finden wir z. B. im Plural der Nomina: wirm Würmer, dirn Türme, šiz Schürzen, wišd Würſte, wirdl Wirtel; bei der Diminutiv-Bildung [2]): wirmle, dirnle, šizle, wišdle, bišdle Bürſtchen, dirle Thürchen, gširle Geſchirrchen; bei der Komparation: kizr kürzer, dirr dürrer; bei von Adjektiven abgeleiteten Abſtrakten: kize Kürze, dire Dürre u. ſ. f.

Außerdem trat in einer Anzahl von Fällen, wohl meiſt unter dem Einfluß der Verkehrsſprache, „rückläufige Wortverdrängung“ [3]) ein, indem die einheimiſchen Formen mit u wider durch die i-haltigen der Nachbarmundarten erſetzt wurden. Solche Wörter ſind z. B. sirmlă träumeriſch einhergehn [4]) < mhd. *sürmelen, dirfd dürfte, šdiră ſtören < mhd. *stüren, gwi(r)z u. Gewürz, fidră „fördern“ [5]),

1) Wearfă iſt bei uns der gewöhnliche Ausdruck für werfen = ſchleudern; für werfen = ‚zu Boden fallen machen‘ tritt meiſt gheiă ein. Dagegen iſt „ſchmeißen“ bei uns der echten Mundart fremd.

2) Nur ōakurmle hat ſich der Analogie entzogen, vermutlich, weil kein *ōakurm daneben ſtand.

3) Vgl. Haag, Alemannia N. F. II, S. 241

4) Erbe (D. ſchwäb. Wortſchatz S. 20) ſtellt unſer ſürmeln — gewiß mit Recht — zu ſurren, zu dem es ſich verhalte, wie ſchwärmen zu ſchwirren. Ich denke, man kann ſogar noch einen Schritt weiter gehn und sur- als Schwundſtufe der Wz. swer ‚rauſchen, ſauſen‘ (ſ. Kluge, Et. Wb.⁶ s. v. ſchwirren) erklären. — Ähnlich gehört unſer doslă < mhd. *dozzelen, ein Synonym von sirmlă, zu mhd. diezen ‚rauſchen‘.

5) Vgl. Oſtd. Stud. I, S. 19 unten; z. B. id feil fidră nicht viel zuwege bringen.

Digitized by Google

akí(r)zä abkürzen; wirklıx gegenwärtig [1]), merkwirdig außerordentlich [2]), kirx f. Kirche, širm m. Schirm [3]), wird m. Wirt [4]), fi(r)šd m. Firſt, hiš m. Hirſch.

* * *

Wollen wir nun eine hiſtoriſche Erklärung des im Bisherigen geſchilderten heutigen Lautſtandes verſuchen, ſo müſſen wir uns in erſter Linie vergewiſſern, ob derſelbe die Annahme eines Lautwandels ür > ur bzw. ir > ur überhaupt gerechtfertigt erſcheinen läßt, oder ob etwa die angeführten Beiſpiele ſämtlich eine andere Erklärung zuließen.

Was die Fälle von ur für mhd. ür anbelangt, ſo iſt nicht zu verkennen, daß, angeſichts des bei uns auch ſonſt häufig zu beobachtenden Sträubens der u-Laute gegen den Umlaut, die Annahme einer Verhinderung des Umlauts durch folgendes r an ſich durchaus nichts gegen ſich hätte. Bei den ſchwachen Verben dieſer Art iſt noch die weitere Möglichkeit in Betracht zu ziehen, daß ſie urſprünglich zur II. Klaſſe dieſer Verba gehört haben können, wo der Umlaut überhaupt keine Berechtigung hat. Da indes unſere Mundart die beiden Klaſſen wenigſtens in gewiſſen Formen (2. 3. Sing. Ind. Präſ.: Part. Prät.) noch auseinanderhält, ſo beſchränkt ſich dieſe Möglichkeit auf die drei Beiſpiele büšdä, uf-bürdä, šürä, die heute in der That der zweiten ſchwachen Konjugation folgen.

Bei ur für mhd. ir könnte man allenfalls ſchwundſtufige Formen anſtatt der ſonſt üblichen, der e-Stufe angehörigen zu

---

1) Vorwiegend adverbial gebraucht, jedoch nie im ſchriftſprachlichen Sinne; die Bedeutungs-Entwicklung entſpricht der des franz. actuel. — Es erſcheint bemerkenswert, daß gerade Adverbien ſo häufig fremde Lautgeſtalt aufweiſen: vgl. z. B. beraeds beinahe (dazu Fiſcher, Geogr. S. 9 Anm. 3), blôs nur (blaos jetzt veraltet), merkwirdig gewaltig (ſ. nächſte Anm.), ſowie Oſtd. Stud. II, S. 15 Anm. 1.

2) Die Bedeutung weicht von der ſchriftſprachlichen erheblich ab: merkwirdig šrêa lâo gewaltige Schreie ausſtoßen, merkwirdig wae dôa entſetzlich weh thun u. ſ. f.

3) Der alt-einheimiſche Name dieſes nützlichen Möbels iſt réaga-dax n.

4) Vgl. Oſtd. Stud. II, S. 60 f.

Digitized by Google

Grunde legen. Allein diese Erklärung auf alle vorkommenden Fälle auszudehnen, erscheint doch von vorn herein bedenklich.[1])

Vor allem aber werden wir durch die Thatsache, daß die heutigen Gebiete von ur für mhd. ür und ur für mhd. ir sich im Wesentlichen decken[2]), darauf hingewiesen, für beide Erscheinungen nach einem einheitlichen Grunde zu suchen, und dieser kann eben m. E. nur in einem Lautwandel (ir > ür > ur gefunden werden.

Somit werden wir alle Beispiele von ur für sonstiges ür oder ir, soweit ihre Grenzen mit denen der großen Mehrzahl dieser Fälle im allgemeinen übereinstimmen, durch jenen Lautwandel erklären dürfen. Wir werden demnach auch in den Verben büsdă, ufbürdă, süră, bei denen die eben genannte Voraussetzung zutrifft, nicht ursprüngliche schwache Verba II sehen dürfen, sondern ihnen ein mhd. *bürston, *-bürdon, *schüron zu Grunde zu legen, d. h. sekundären Übergang zur zweiten Konjugation anzunehmen haben, wie er z. B. auch in dem im Norden weit verbreiteten frzirnăd = ostd. frzurnd vorliegt[3]).

Andrerseits aber werden wir für die paar Fälle, deren Gebiet weit über die sonstigen Grenzen unseres Lautwandels hinausreicht, eine andere Erklärung suchen müssen.

Hier wäre zu nennen

hurd f. Hürde, dessen weitere Verbreitung auch Haag (S. 67) aufgefallen ist. Dieser Form liegt offenbar der alte Nom. Akk. Sing. hurt zu Grunde, und nicht die oblique Form hürte, die in der Schriftsprache durchgedrungen ist. — Ferner

murb mürb < ahd. murwi. Die Grenzen dieser Form, die

1) Ein stringenter Gegenbeweis ließe sich führen, wenn sich ein Lehnwort fände, bei dem einem fremdsprachlichen ir in unserer Mundart ein ur entspräche. Indes ist mir leider kein sicherer Fall der Art bekannt. Vielleicht liegt ein solcher vor in würdl, das nach Schuchardt (Zschr. f. dtsch. Wortforschung I, S. 66 f.) aus romanischem *vertellum stammen soll.

2) S. unten S. 12 f.

3) Bedenken erregt freilich, daß sürä auch in Meßstetten, also außerhalb der ur-Sphäre, vorkommt. Doch möchte ich wegen dieses ganz vereinzelten Auftretens sürä noch nicht aus der Reihe der Beispiele von ur < ür streichen. Es könnte irgend eine Verschleppung vorliegen, oder aber — das ur-Gebiet hat einst weiter nach Süden gereicht.

Digitized by Google

im Norden so ziemlich mit denen des Lautwandels ür > ur zusammenzufallen scheinen[1]), biegen südlich von Binsdorf auf der einen, von Boll OA. Hechingen auf der andern Seite plötzlich nach SW. bzw. SO. aus, und murb herrscht noch südlich der Donau, wo von einem ur < ür sonst weit und breit keine Spur mehr zu finden ist[2]). Diese auffallende Thatsache möchte ich am liebsten so erklären, daß ich im Süden ein größeres Gebiet mit den u-Umlaut hinderndem rw annehme, dessen Nordgrenze das spätere Gebiet des Lautwandels ür > ur in der Nähe der oben genannten zwei Orte (Binsdorf und Boll) geschnitten haben muß. Es hätte dann der Lautwandel ür > ur bei seinem Auftreten im südlichen Zipfel seines Gebiets ein unumgelautetes murw, das seiner Einwirkung nicht bedurfte, jenseits der erwähnten Nordgrenze dagegen ein umgelautetes mürw angetroffen, das er wider in murw zurückverwandelte. Dabei erhebt sich für uns die weitere Frage, ob Ostdorf südlich oder nördlich jener Nordgrenze lag, die jedenfalls in der Nähe vorbeigelaufen sein muß. Es ist dies ein Punkt, bezüglich dessen man heute, wo die ursprünglichen Verhältnisse durch den späteren Lautwandel ür > ur verwischt sind, zu keinem sicheren Resultate mehr gelangen kann, wenn auch manches dafür zu sprechen scheint, daß die fragliche Grenzlinie in unserer Gegend der heutigen württembergisch-hohenzollerischen Grenze gefolgt ist und sich demnach nördlich von Ostdorf hingezogen hat. Zum mindesten erscheint es unter diesen Umständen zweifelhaft, ob unserem murb überhaupt je ein

---

1) Sie thun dies, soweit meine eigenen Aufzeichnungen reichen. Ich bin jedoch nördlich des Neckars noch nicht über Eckenweiler und Remmingsheim hinaus vorgedrungen, und auch diesseits dieser Linie hat mein Material noch manche Lücken.

2) Die murb-Linie auf Fischer's Karte 22 zeigt auffallende Abweichungen von derjenigen, die sich aus meinen eigenen Aufzeichnungen ergibt: Ifingen, Rosenfeld, Bodelshausen, Starzeln, Neufra OA. Gammertingen haben heutzutage sämtlich mirb. War Fischer's Linie vor 10 Jahren richtig, so liegt hier ein Beweis für das rasche Zurückweichen der ur-Formen vor. Aber der Atlas zeigt sich bei diesem Wort auch sonst nicht ganz zuverlässig: in Laulingen, Winterlingen, Straßberg, Storzingen, Frohnstetten, Stetten a. k. Markt heißt es mür, während nach Fischer's Karte 25 diese Form erst im Allgäu vorkäme.

Digitized by Google

mürw vorangegangen ist, und daher scheidet dieses Wort für Ostdorf aus der Zahl der sicheren Beispiele für ur < mhd. ür aus.

Endlich gehören noch hierher gewisse Formen des Verbums wèarǎ ‚werden'. Nämlich einmal der Konj. Prät.: wür, würēšd, wür; würe, würe, 'würe < ahd. wurti, wurtis u. s. f.; da sich diese Formen auch außerhalb des ur-Gebiets finden[1]), so wird anzunehmen sein, daß wir hier einen der unserer Mundart eigentümlichen umlautlosen Konditionale vor uns haben[2]): also ür < mhd. ur. — Ferner der Sing. Ind. Präs.: wur, wušd, wud; daß diesen weit verbreiteten Formen[3]) eine schwundstufige Nebenform[4]) mhd. wurde, wur(de)st, wur(de)t zu Grunde liegt, hat schon Wagner (S. 68) angenommen: demnach hier kein ur < ir.[5])

1) Leider konnte ich das Vorkommen dieses Konj. Prät. nur in wenigen Orten (z. B. Frohnstetten i. Hohenz.) unzweifelhaft feststellen. Ich habe es ganz besonders schwierig gefunden, die Leute auf diese Form (die z. B. auch in der Oberamtsbeschreibung Balingen S. 142 fehlt) zu bringen; bei kurzem Aufenthalt ist mir die Sache überhaupt nur geglückt, wenn mir der Zufall zu Hilfe kam. Vielleicht macht Herr Bohnenberger mit seiner „reichlichen Erfahrung in solchen Untersuchungen" (Alem. N. F. I, S. 235) auch in diesem Punkt bessere Geschäfte.

2) Vgl. Ostd. Stud. II, S. 26: šbröṇ, nöm; ebenso šwöm schwämme, šluog schlüge. blüb bliebe (letzteres wohl Analogiebildung nach jetzt verschollenen Formen der starken Verba II wie *šüb schöbe < ahd. skubi, *züg zöge < ahd. zugi). Für die Umlautlosigkeit ist also nicht — wie ich l. c. Anm. 4 voreilig vermutet habe — der Nasal verantwortlich zu machen. Auch ist — im Hinblick auf Stickelberger S. 46 (§ 17, 3 a δ) — nöm eher als Analogiebildung nach šbröṇ zu fassen als umgekehrt. Vgl. auch Paul, Mhd. Gr.[4] § 40 Anm. 5.

3) Nördlich der Hohenzollerschen Lande, in den Oberämtern Horb, Rottenburg, Tübingen, herrscht gedehntes wür, wü(r)šd, wü(r)d. — Nicht schwundstufige Formen des Sing. Ind. sind mir nur im O. und SO. bekannt: z. B. in Stetten a. k. M., Hausen i. Thl. 3. P. wierd; Göggingen OA. Meßk., Nasgenstadt 3. P. wird; Gmünd, Dorfmerkingen 3. P. wird; Harthausen a. d. Scheer, Neufra OA. Gammert. 3. P. wea(r)d; Scharenstetten, Langenau 3. P. wèd.

4) Vermutlich liegt hier ein Überrest der suffixbetonten Präsensbildung mit schwundstufigem Stammvokal vor (wie bei komä, soufü u. ähnl.: vgl. Streitberg, Urgerm. Gramm. § 200, II).

5) Ebensowenig natürlich ur < ür, da bei uns nur a in der 2. 3. Sing. Ind. Präs. umlautet: vgl. Ostd. Stud. I, S. 16, Anm. 1.

Digitized by Google

Dürfen wir im übrigen die Existenz unseres Lautwandels als erwiesen betrachten, so wird es jetzt Zeit, ihn etwas näher in's Auge zu fassen.

Zunächst scheint mir sicher, daß zwischen ir und ur als Übergangsstufe ür einzuschieben ist. An sich könnte ja die Sache natürlich auch so verlaufen sein, daß das i vor r zunächst nur die Zungen-Artikulation des u angenommen hätte, d. h. zu (slav.) y geworden wäre, wozu dann später auch noch die Lippen-Artikulation (Rundung) treten konnte: also ir > yr > ur. Indes bleibt es doch a priori unwahrscheinlich, daß das ir auf seinem Wege zu ur eine Station berührt hätte, die nicht nur von unserer Mundart [1]), sondern überhaupt von den germanischen Sprachen sonst gemieden wird, während das ü unsern Vorfahren jedenfalls geläufig war. Ich halte mich also für berechtigt, die Entwicklungsreihe ir > ür > ur anzusetzen. Der erste Teil dieses Wegs wurde von den Formen mit ursprünglichem ir allein zurückgelegt, denen sich dann auf der Zwischenstation auch die aus ur umgelauteten ür anschlossen.

Wir haben es somit hier nicht bloß mit einem einheitlichen, sondern vielmehr mit zwei verschiedenen, auf einander folgenden Lautwandeln zu thun, von denen nur der zweite, spätere für alle hierher gehörigen Fälle in Betracht kommt, während der Wirksamkeit des ersten auf die Wörter mit ursprünglichem ir beschränkt ist. Wenden wir uns nun zunächst diesem letztgenannten als dem älteren zu.

Der Lautwandel i > ü ist eine auch sonst in deutschen, speziell in alemannischen Mundarten beobachtete Erscheinung [2]): er findet sich z. B. vor gewissen Konsonanten in Kerenzen (Winteler S. 124) und in Schaffhausen (Stickelberger S. 48), in letzterer Stadt namentlich auch vor r. Unter diesen Umständen

1) Unter der von Haag (S. 67) mit ï bezeichneten „hinteren, gutturalen Varietät des i" wird doch wohl eher offenes i, als y zu verstehn sein; ich wenigstens habe das — mir vom Russischen her genau bekannte — slavische y zwischen Oberneckar und Heuberg noch nirgends getroffen. Freilich führt dann der Weg von i über ï niemals nach u.

2) Vgl. auch Behaghel in Paul's Grdr.² I, S. 697 (§ 43).

Digitized by Google

liegt die Annahme nahe, daß diese „Rundung“ (Stickelberger spricht, weniger genau, von einer „Trübung“) einst ein größeres, geschlossenes Gebiet gehabt hat, das sich von der Schweiz nordwärts mindestens bis zur Nordspitze unseres ur-Distrikts, d. h. also bis in die Gegend von Herrenberg, erstreckte. Durch eine später eintretende gerade entgegengesetzte Entwicklung, die Entrundung der gemischten Vokale ö und ü, wurden dann auf schwäbischem Boden die Spuren dieses Lautwandels wider verwischt, und vielleicht nur unsere Gegend [1]) hat eine Erinnerung daran bewahrt, indem sie die Lautverbindung ür noch vor Eintritt der Gegenbewegung zu ur weiter entwickelte, und dadurch der Entrundung entzog.

Vermutlich sind bei uns [2]) nur kurze Vokale gerundet worden. Denn da nur altes ir + Konsonant heute als ur erscheint (s. oben S. 2 ff.), während mhd. ür in jeder Stellung zu ur geworden ist, so muß zur Zeit des Eintritts der Rundung zwischen einfachem ir und ir + Konsonant ein Unterschied quantitativer Natur bestanden haben, und zwar offenbar der, daß der Vokal vor einfachem r damals bereits lang war, während vor r + Konsonant noch keinerlei Dehnung Platz gegriffen hatte.

Diese Beobachtung ist von großer Wichtigkeit, nicht nur für die Datierung der „Rundung“, sondern namentlich auch für die relative Chronologie der Vokaldehnungs-Vorgänge. Denn es ergibt sich daraus, daß die Vokaldehnung in hürd, würdl, šmúzä jünger ist [3]) als in mier, šmierä u. s. w. Man erhält somit für den

1) Weitere Spuren lägen vor, wenn etwa Fischer's Gewährsmänner „um die Tonau und s. davon“ mit ihrem „ür, ör, ja ur“ doch nicht bloß „einen dumpfen Indifferenzlaut“ gemeint haben sollten: vgl. oben S. 1.

2) Dasselbe scheint auch für Schaffhausen zu gelten; denn bei den beiden einzigen Beispielen, die Stickelberger (S. 48) für „Trübung“ von mhd. i anführt, dürfte in Wirklichkeit schon mhd. iu zu Grunde liegen.

3) Angesichts der Thatsache, daß hürd und würdl nur im südlichen Zipfel des ur-Gebiets auftreten, während es weiter nördlich stets hi(r)d, wi(r)dl, ki(r)šä, šdi(r)nä, šrzi(r)mä heißt (vgl. dazu Ostd. Stud. I. S. 27. Anm. 5; II. S. 66), könnte man auf den Gedanken kommen, die von Süden vordringende Rundung sei mit der sich von Norden her ausbreitenden Dehnung vor r + Dental etwa auch auf der Linie Binsdorf—Boll (s. o. S. 7) zusammengestoßen, so daß die Rundung nördlich dieser Linie gedehntes ırt, ırs, ırn angetroffen

Digitized by Google

Lautwandel ir > ür als terminus a quo die Vokaldehnung vor einfacher Lenis, als terminus ad quem aber die Dehnung vor r + Dental.

Wir kommen nunmehr zu dem zweiten, späteren Lautwandel, ür > ur, der für uns noch bedeutsamer erscheint, als der erste, da seine Wirksamkeit gegenwärtig noch an einer größeren Anzahl von Wörtern erkennbar und zugleich sein Gebiet viel beschränkter ist, so daß er als das eigentliche mundartliche Charakteristikum unserer Gegend gelten kann. Im Unterschied von seinem Vorgänger, hat er auch bei langem Vokal gewirkt [1]), da z. B. in mhd. tür, schüren das ü bei seinem Eintritt natürlich längst gedehnt war. Zur lautphysiologischen Erklärung möchte ich hier von neuem [2]) darauf hinweisen, daß in Ostdorf und Umgebung uvulares r [3]) zu herrschen scheint: es ist recht wohl denkbar, daß diese Eigentümlichkeit schon alt und infolge der gutturalen Artikulation des r die Zunge auch bei dem vorhergehnden ü nach hinten verschoben worden ist.

Hinsichtlich der Chronologie ist nur zu sagen, daß der Übergang von ür zu ur in die Zeit zwischen Rundung und Entrundung fallen muß, da durch die letztere das ür wieder zu ir geworden wäre, was eine Weiterentwicklung zu ur ausgeschlossen hätte. Wie sich unser Lautwandel zeitlich zu der Vokaldehnung vor r + Dental verhält, ist vorläufig nicht auszumachen.

* * *

Es erübrigt nun noch, die geographische Ausdehnung des ur, d. h. also, des Lautwandels ür > ur — nicht etwa der wahrscheinlich viel verbreiteteren „Rundung" — festzustellen.

Haag (S. 67) läßt sich hierüber also vernehmen: „Sehr ungleiche Verbreitung der u-Formen, stark im Rückgang, für mhd.

hätte, das sich ihrer Einwirkung entzog. Allein das noch in Remmingsheim vorkommende šmüzä scheint dieser Hypothese verhängnisvoll zu werden.

1) Doch nicht bei öür < mhd. iur, da man sonst z. B. etwa *dour ‚teuer' und dergleichen Formen erwarten müßte.

2) Vgl. schon „Blätter des Schwäb. Albvereins" X, Sp. 76.

3) Jedoch keineswegs das für das sogen. „Reißen" charakteristische „gerollte", sondern ebenfalls nur „angeschlagenes" r: vgl. dazu Bohnenberger, Alemannia XXIV, S. 42.

Digitized by Google

ür noch in Geltung, . . . für mhd. ir nur noch vereinzelte Formen.“ Während ich nun aber dem ersten Teile dieses Orakels nur beistimmen kann, muß ich zur zweiten Hälfte bemerken, daß in dem südlichen Abschnitt des ur-Gebiets, der allein in den Bereich von Haag's Karte fällt, die Ausnahmen bei mhd. ir kaum zahlreicher sind, als bei mhd. ür: vgl. oben S. 4 f. Was sodann die Karte selbst betrifft, so war der Linie 16 β, die doch wohl die weiteste Ausdehnung des ur darstellen sollte, nicht wurgə [1]), sondern fuχ(t)ə (furχə) oder noch besser — weil für Haag's Zwecke ebenfalls genügend und der einheitlichen Form wegen vorzuziehen — furbă zu Grunde zu legen.

Man muß nämlich die äußerste Grenze von ur < ür aus der von fúx(d)ă bzw. furxă [2]) und furbă kombinieren. Denn furbă umfaßt zwar im Osten noch Boll OA. Hechingen und Hechingen selbst, die beide ürxă haben; aber es läßt uns nördlich der Linie Binsdorf — Owingen — Rangendingen im Stich, indem es durch fèagă ersetzt wird. Es sind also die äußersten Vorposten von ur, soweit mir bekannt [3]): Eckenweiler — Weildorf — Grunol — Binsdorf — Erzingen — (nicht Roßwangen) — Weilheim — Dürrwangen — Stockenhausen — (nicht Streichen) — Thanheim — Boll — Hechingen — (nicht Stein) — Sickingen — Dettingen — Weiler — Remmingsheim. Ähnlich, wenn auch im einzelnen beschränkter, verlaufen die Grenzen von wurgă und šdüzä, noch beschränkter dur und šürä; die übrigen Fälle von ur < mhd. ür kommen wohl nur noch im Oberamt Balingen vor.

Von den Beispielen für ur < mhd. ir hat wohl die weiteste Verbreitung ur irre bzw. das leichter zu erfragende Verbum frurä. Äußerste Grenzorte, soweit mir bekannt: (nicht Eckenweiler) — Bie-

1) Übrigens ist diese Linie 16 β auch für wurgə nicht durchaus zutreffend: sie schließt fälschlich die Orte Burgfelden, Zillhausen, Streichen und Balingen ein, die sämtlich wirgə haben.

2) Im OA. Balingen, mit Ausnahme von Erlaheim, Engstlatt und Balingen selbst, heißt es fúx(d)ă, sonst allenthalben im ur-Gebiet furxă.

3) Die Nordspitze des ur-Gebiets habe ich auf meinen Streifzügen noch nicht erreicht: vgl. oben S. 7 Anm. 1. Doch habe ich allen Grund, anzunehmen, daß der Grenzverlauf hier etwa dem von murb auf Fischer's Karte 22 entspricht.

Digitized by Google

ringen – Wachendorf – Trillfingen — (nicht Haigerloch — Weildorf – Gruol – Binsdorf – Geislingen — (nicht Balingen) – Erzingen — (nicht Roßwangen) – Weilheim – Dürrwangen – Stockenhausen – Heselwangen – Steinhofen – Großelfingen – Rangendingen – Hemmendorf – Dettingen — (nicht Weiler) – Remmingsheim. Demnach im wesentlichen dasselbe Gebiet wie ur < mhd. ûr, nur schon mehr zerfressen. Unter den übrigen hierher gehörigen Fällen ist noch am verbreitetsten šmûzä (vgl. oben S. 10 Anm. 3); die andern sind zumeist auf das Oberamt Balingen beschränkt[1]).

Innerhalb des Oberamts Balingen lassen sich dann wider zwei Hauptherde des ur erkennen: ein nördlicher, der Ostdorf und Engstlatt umfaßt, und ein südlicher, zu dem etwa Erzingen, Endingen, Weilheim, Frommern und Dürrwangen gehören; der dazwischen liegende Streifen Geislingen – Balingen – Heselwangen ist verhältnismäßig arm an ur-Formen. Aber auch in dem südlichen Distrikt hat keiner der fünf Orte das ur so vollständig bewahrt, wie Ostdorf und Engstlatt, so daß also diese beiden Orte heutzutage als der eigentliche Kern des ur-Gebiets zu bezeichnen sind.

Zum Schluß möchte ich nun noch einen weiteren Gesichtspunkt geltend machen. Vergleicht man die Umrisse des ur-Gebiets, wie sie sich aus dem Bisherigen ergeben, mit denen des u < iu auf Fischer's Karte 14[2]), so springt sofort eine unverkennbare Ähnlichkeit im Grenzverlauf der beiden Erscheinungen in die Augen. Auf einer langen Strecke im Westen fallen die äußersten Grenzen sogar vollständig zusammen; und wer bürgt uns dafür, daß das ur < ûr im Osten nicht bereits starke Einbuße erlitten hat, wie ja auch die weite Ausdehnung der Grenze des u < iu nach dieser Seite hin nur noch auf einigen wenigen Formen beruht? Unter

1) Einzelne versprengte Überreste finden sich allerdings auch weiter nördlich, z. T. sogar außerhalb der sonstigen Sphäre des ur < mhd. ir; so z. B. wurfd in Boll OA. Hechingen und Weiler OA. Rottenburg. Im letztgenannten Orte könnte wurfd: wörfä durch die Analogie von furxd: förxä gehalten worden sein: vgl. oben S. 3 Anm. 5.

2) Vgl. dazu Ostd. Stud. II, S. 13.

Digitized by Google

diesen Umständen liegt die Vermutung nahe, daß der schmale Landstrich zwischen Dürrwangen und Herrenberg irgend wann einmal eine sprachliche, und daher wohl auch eine politische (oder kirchliche?) Einheit gebildet hat. Und zwar scheint diese Gemeinschaft nicht so ganz ephemerer Natur gewesen zu sein, da — um mich vorsichtig auszudrücken — der Lautwandel, durch den die Entwicklung von ahd. iu in dem fraglichen Gebiet von der der Nachbargebiete getrennt ward, und der Lautwandel ür > ur einander zeitlich nicht besonders nahe stehn können.[1]) Leider reicht nun aber meine Kenntnis der schwäbischen Lokalgeschichte nicht hin, um die einstige Existenz (bzw. Nichtexistenz) einer derartigen Einheit zu erweisen; und doch könnte dies unter Umständen für die absolute Chronologie unserer Dialektgeschichte von größter Bedeutung werden. Ich erlaube mir daher, die Sache der Beachtung unserer einheimischen Historiker zu empfehlen.

2. Vokaldehnung.

In der ersten Nummer des ersten Heftes der „Ostdorfer Studien" habe ich die „Vokaldehnung vor mehrfacher Konsonanz" besprochen. Ich war damals noch der Meinung, die Vokaldehnung vor einfacher Konsonanz sei eine einheitliche Erscheinung, die erst in die Zeit nach Abschluß der andern Vokaldehnungen falle und daher wohl für sich allein dargestellt werden könne. Inzwischen hat sich mir nun aber diese Voraussetzung als ein Irrtum erwiesen, und ich habe einsehen gelernt, daß die beiden Dehnungs-Kategorien in einer Weise durcheinander laufen, daß es nicht angängig erscheint, sie gesondert zu behandeln. Daher sehe ich mich veranlaßt, in der vorliegenden Abhandlung nochmals sämtliche Vokaldehnungen zusammenzufassen, wobei ich mich für die Dehnungen vor mehrfacher Konsonanz einerseits damit begnügen kann, hinsichtlich der Beispiele und sonstiger Einzelheiten einfach auf jenen früheren Aufsatz zu verweisen, andererseits aber die willkommene Gelegenheit wahrnehme,

1) Die Differenzierung des iu muß noch vor die Diphthongierung der alten Längen fallen, während diese letztere wieder durch eine ganze Reihe anderer Vorgänge von dem späteren Lautwandel ür > ur getrennt ist.

Digitized by Google

allerhand Irrtümer und Lücken, die sich dort finden, zu berichtigen und zu ergänzen.

1. Die älteste Dehnung germanischer Kürzen liegt vor in den vereinzelten frühzeitigen Dehnungen vor Liquida oder Nasal, sowie im absoluten Auslaut[1]). Die nähere Bedingung, unter der diese „Frühdehnung" eintrat, d. h. warum sie sich gerade auf die paar vorliegenden Fälle beschränkt, bleibt mir bis auf weiteres ein Rätsel. Fischer (Geogr. SS. 17 f.; 23 Anm. 3) nimmt hier auch einmal seine Zuflucht zum Satz-Akzent, indem er unser feil, dou u. s. w. für Pausalformen erklärt; aber dieses Universalmittel taugt m. E. nicht viel — eben, weil sich damit schließlich alles erklären läßt: man sollte das Herrn Kauffmann und seinen Bewunderern überlassen[2]). Bohnenberger & Co. (Alemannia N. F., S. 248 ff.) erwähnen nur dāərä, ohne sich auf eine Erklärung des Diphthongs einzulassen, und hüllen sich im übrigen über diesen Punkt in kluges Schweigen, obschon Bodelshausen die Frühdehnung ungefähr in demselben Umfang wie Ostdorf kennt.

Die Beispiele, die unsere Mundart bietet, sind zunächst folgende: feil viel, sheirä spüren, gfraorä gefroren, frlaorä verloren, hāē hin, wō- um-[3]), dāərä donnern[4]), fāēlä männliche Hanfpflanzen,

1) Diese Erkenntnis ist mir erst während der Arbeit am zweiten Heft meiner „Studien" aufgedämmert; der Weg, auf dem ich dazu gelangt bin, ist ebenda S. 55 Anm. 1 angedeutet, während noch S. 16—17 desselben Heftes der Eintritt der Frühdehnung, zur Stütze einer dort aufgestellten Hypothese, unmittelbar vor das Eintreffen der letzten Tiphthongierungswelle verlegt wird. Diese Stütze hat sich nun also als hinfällig erwiesen; ich denke indes, der Bau, den sie tragen helfen sollte, wird trotzdem bestehn bleiben.

2) Trotz der von Kauffmann (Gesch. d. schwäb. Ma. § 127 Anm. 2) ausgesteckten Warnungstafel lassen sich heute wohl so ziemlich alle, die sich ernsthaft mit schwäbischen Mundarten befassen, — allen voran auch Fischer — „verführen, Dehnung des Vokals auf Conto folgender Consonanten .... zu setzen."

3) Da nach Fischer's Karte 6 die Grenzen von wō- und dāərä analog denen von feil u. s. w. verlaufen, so glaube ich diese beiden Fälle nebst dem (bei Fischer fehlenden) fāēlä hierher ziehen zu sollen, um so mehr, als die von mir Ostd. Stud. I, S. 15 f. 17. 26 gegebene Erklärung dieser Formen z. T. etwas gezwungen und jedenfalls nur durch die Annahme einer Abweichung von den sonst geltenden Synkopierungs-Regeln zu halten ist.

4) Dazu dāəsdig Donnerstag, dāərweadr Gewitter. Letzteres Kompo-

Digitized by Google

dou du. Wir haben hier also Dehnung von altem i, ü, u, o. Ein Fall mit a, das als ô bzw. ô erscheinen müßte, ist mir nicht bekannt. Ob etwa primäres Umlauts-e in gewissen Fällen von der Frühdehnung betroffen wurde, ist vom Standpunkt des Ostdorfischen aus, wenigstens vor r und n, nicht zu entscheiden, da bei uns ahd. ê vor diesen Konsonanten nicht diphthongiert wird und daher mit später gedehntem ahd. e zusammenfällt. Wenn uns indes jenseits der in unserer Nähe sich hinziehenden Grenze des aer < ahd. ér Fälle begegnen wie baer [1]), (hous-)aer(n), wo also aer einem ahd. er entspricht, so werden wir bei diesen Wörtern auch für Ostdorf Frühdehnung voraussetzen dürfen. Wir erhalten so als weitere Beispiele: bér f. Beere [2]), (hous-)érn f. unterer Hausflur [3]). Und wenn uns ferner ein Fall aufstößt, wo ostd. ér- für urgerm. er eintritt, so sind wir gewiß berechtigt, auch diesen den Beispielen für Frühdehnung anzureihen: ich meine den Pflanzennamen érnus [4]), der sich in mehr als einer Beziehung als wichtig erweist.

Einmal nämlich zeigt er, daß unsere Dehnung auch eintreten konnte, wenn unmittelbar auf die Liquida noch ein weiterer Konsonant folgte. Insbesondere aber ist es dieses Wort, das uns die Möglichkeit gewährt, die ungefähre Zeit des Eintritts der Früh-

---

situm wird bei uns nie als Interjektion (bzw. Fluch) gebraucht; statt dessen wird vielmehr meist das aus einer andern Mundart stammende koz dondr! angewendet.

1) S. OA.-Beschr. Balingen S. 135, 43: dies ist, soweit ich sehe, bisher die einzige Erwähnung dieser Form, die übrigens sowohl Haag als Fischer entgangen zu sein scheint.

2) Dazu érrbér Erdbeere, hôa(g)bér Heidelbeere, brāmbér Brombeere, weaglbér Wachholderbeere.

3) Ich möchte dieses Wort, vor allem wegen der Quantität des anlautenden a, nicht sowohl von lat. ārea, als vielmehr von lat. ārena ableiten, das immerhin in der Bedeutung von ārea beeinflußt sein mag. In lautlicher Hinsicht verhält sich dann érn zu arena genau wie unser kedn zu lat. catēna. — Der obere Hausflur, d. h. der Raum zwischen Treppe und Stubenthür, heißt bei uns bēne f. < mhd. büne, in den Nachbarorten dagegen meist laobä f.

4) S. Ostd. Stud. II, S. 55 Anm. 1. Was ich dort über den Zeitpunkt der Brechung des ë bemerkt habe, wird durch das in der nebenstehnden Anmerkung (S. 17 Anm. 1) Ausgeführte ergänzt.

Digitized by Google

dehnung zu bestimmen. Denn da die „Brechung“ des e zu ea (wenigstens in ihrem Anfangs-Stadium) noch in die ahd. Zeit fällt [1]), so muß die Dehnung des e in ertnuz, das diese Brechung nicht mehr mitgemacht hat, noch etwas früher, also jedenfalls auch in die ahd. Periode fallen. — Ein weiterer Beweis für die Richtigkeit dieser Zeitbestimmung darf vielleicht gefunden werden in den aus einer Präposition + hin zusammengesetzten Ortsadverbien. Da nämlich diese Wörter in unserer ahd. in und in auch im Tiefton streng unterscheidenden [2]) Mundart die sonst alter Länge entsprechende Endung -e zeigen [3]), so könnte man daraus wohl schließen, daß die Dehnung des hin vor der Abschwächung der unbetonten ahd. Kürzen eingetreten ist [4]). — Für autoritäts-bedürftige Gemüter sei schließlich noch darauf hingewiesen, daß neuestens auch die zünftige Germanistik wenigstens von gewissen „Erscheinungen von Dehnung unter dem Nebenton“ anerkennt, daß sie „schon in vormhd. Zeit gehören“ [5]).

1) Ich nehme an, daß ahd. ë und e anfangs den gleichen (geschlossenen) Laut hatten, der späterhin der „Brechung“ verfiel, soweit er nicht durch ein folgendes i gehalten wurde. Somit muß jedenfalls die Differenzierung von ë und e (wenn auch vielleicht nicht die Entwicklung des ë zu ea) noch vor die Abschwächung des auslautenden kurzen i, d. h. also in die ahd. Periode fallen. — Mittelst der soeben aufgestellten Hypothese erklären sich sehr einfach (durch ahd. Suffix-Vertauschung) Fälle wie lédĭg (-ig für -ag), šwešdr̥ (-ir für -ar), drešă (-ian für -an); ebenso die Entwicklung von in ahd. Zeit gekürztem ê zu ea in heargăd m. Herrgott. — Ich hoffe, im nächsten Heft ausführlicher von den e-Lauten unserer Mundart zu handeln, und möchte mit vorstehnden Andeutungen mir lediglich die Priorität für meine Auffassung gewahrt haben.

2) Vgl. etwa das enklitische Pronomen ă ‚ihn‘ < ahd. in (z. B. hòd-ă < ahd. hât-in) mit der Diminutiv-Endung -le < ahd. -lîn.

3) Vgl. z. B. oben S. 2 Anm. 5: fúre; ferner ábe, ãne, ouse, ãene u. s. f.

4) Dieser Schluß ist freilich nur zulässig, wenn man annehmen darf, daß hier die Zusammensetzung schon in ahd. Zeit fest geworden und das -hīn in den Tiefton getreten ist. (Gegen eine solche Annahme spricht das Fehlen des Umlauts in unserem ábe, ãne, ouse.) Andernfalls beweist das -e natürlich hier so wenig etwas für frühe Dehnung, als bei den später zu besprechenden Pronominalformen e, me, de, se u. s. f. (s. unten S. 63 Anm. 2).

5) S. Michels, Mhd. Elementarbuch § 138 A. 1. Obzwar ich auf die Reimbelege, mit denen dort gearbeitet wird, nicht viel gebe, kann ich die Bemerkung doch nicht unterdrücken, daß gerade bei Hartmann v. Aue, der ja

Digitized by Google

Betrachten wir nun die Erscheinung auch vom geographischen Gesichtspunkt aus, so ersehen wir zunächst aus Fischer's Karte 6, daß dou, feil, ão-, dãoră nach Westen und Süden genau so weit reichen, als die dritte Dipthongierungs-Welle vorgedrungen ist, d. h. also, daß sie erst da ihr Ende finden, wo die Diphthongierung alter Längen in den betreffenden Verbindungen überhaupt aufhört. Und dasselbe kann ich — auf Grund meiner eigenen Notizen — mutatis mutandis von fast allen übrigen Beispielen sagen[1]). Demnach können in dem fil, (k)špiră, hĩ, ũ- u. s. f., das sich im Westen und Süden an feil, šbeiră, hãe, ão- u. s. f. anschließt, an sich ebenso wohl alte als neue (vor allem „monosyllabische") Längen stecken. Weiter aber wird auch im Gebiet der Monophthonge da und dort alte und neue Länge unterschieden; und wenn nun z. B. die jenseits der aor-ór-Grenze bis nach Schwenningen[2]) hin neben tôar, kšwôară stehnden Partizipien kfróră, fṛlóră, ferner die in Basel-Stadt[3]) auftretenden Formen fil, dū, kšpirə auf alte Längen zurückgehn müssen, so wird man dasselbe auch für jene an sich zweideutigen Formen (fil u. s. w.) voraussetzen und also sagen dürfen, daß sich das Gebiet der Frühdehnung nach Südwesten zu bis weit in die Schweiz hinein ausdehnt, und daß wir in unserem schwäbischen feil-Distrikt lediglich das äußerste nordöstliche Ende jenes Gebiets vor uns haben. Nur ist die Erscheinung

---

wenigstens nach einer Version — ob sie just im laufenden Semester modern ist, weiß ich freilich nicht — aus der Gegend von Wachendorf stammen soll. Reime wie künegîn: bin eher für Länge des bin, als für Kürze des -în sprechen: Wachendorf liegt ja noch heute unweit der Ostgrenze des bãe, und es ist a priori wahrscheinlich, daß im 12. Jahrhundert frühgedehntes bīn bis dorthin gereicht hat.

1) Natürlich reicht z. B. gfraoră, fṛlaoră nur bis zur aor-ór-Grenze, die sich ziemlich weiter nach NO. vorschiebt, als die our-úr-Linie. Und mit der Lautgruppe ēr liegt, wie oben gezeigt, auch Ostdorf bereits im Gebiet der Monophthonge.

2) S. Haag, S. 25.

3) S. Hoffmann, §§ 151. 188; Heusler, § 52. — Auch in Schaffhausen und in Kerenzen bzw. im Toggenburg scheinen sich vereinzelte Spuren der Frühdehnung zu finden: s. Stickelberger, S. 52 (vgl. indes PBB. XIV, S. 382); Winteler S. 125.

Digitized by Google

im Gebiet des Alemannischen durch spätere, weiter greifende Dehnungs-Vorgänge (monosyllabische Dehnung u. s. f.) vielfach unkenntlich geworden, während sie sich bei uns, infolge der Diphthongierung am auffallendsten gestaltet hat[1]).

Kann ich unter diesen Umständen den Bereich der Frühdehnung nach SW. zu nur im allgemeinen feststellen, so will ich im Folgenden wenigstens die Nordostgrenzen der einzelnen Fälle angeben, soweit sie mir bis jetzt bekannt sind[2]). Es sind also die äußersten Grenzorte

bei dou: (nicht Bühl)—Dußlingen—Nehren—(nicht Osterdingen)—Bodelshausen—Sickingen—(nicht Stein)—Weilheim—Boll—Thanheim—Engstlatt—(nicht Balingen)—Frommern—Stockenhausen—Oberdigisheim—(nicht Nusplingen)—Königsheim—Renquishausen—Kolbingen;

bei feil: Bühl—Dußlingen—Nehren—(nicht Möffingen)—Belsen—Beuren—(nicht Schlatt)—Boll—(nicht Ostmettingen)—Pfeffingen—Burgfelden—Laufen—Hossingen—Oberdigisheim;

bei hǣ: Bühl—Dußlingen—Nehren—Ofterdingen—(nicht Belsen)—Beuren—Schlatt—(nicht Hechingen)—Boll—Thanheim—(nicht Streichen)—Stockenhausen—Dürrwangen—Hausen a. Thann;

bei dǣrə̆: Bühl—Bodelshausen—Beuren—Schlatt—Boll—Thanheim—Heselwangen—Endingen—Roßwangen—Hausen a. Thann.

1) Einen ähnlichen Fall hatten wir oben (S. 10), wo wir ebenfalls sahen, wie ein weit in die Schweiz hinein reichender Lautwandel gerade in unserer Gegend durch eine später hinzutretende Weitereutwicklung eine besonders markante Gestalt angenommen hat.

2) Ich schließe dabei auch diejenigen Formen nicht aus, deren Grenzen auf Fischer's Karte 6 dargestellt sind; denn Fischer's Linien, obschon im ganzen richtig, entsprechen im einzelnen doch nicht immer dem heutigen Stand der Dinge. Da die von mir ermittelten Grenzen fast durchaus enger sind als die Fischer'schen, so läßt sich vielleicht auch hier ein Anhaltspunkt für den Rückgang charakteristischer Formen innerhalb der letzten 10 Jahre gewinnen: vgl. oben S. 7 Anm. 2.

Digitized by Google

Für ao- kann ich keine genaueren Angaben machen als Fischer; auch bei fæ̈lä reicht mein Material nicht aus, um eine Grenze zu ziehen [1]).

Für šbeirä kann ich nur ein kleines Stück der Ostgrenze bestimmen: Willmandingen — Thalheim — Jungingen — Burladingen — Gauselfingen — Harthausen a. d. Scheer — Hettingen haben noch šbeirä, dagegen Melchingen, Salmendingen, Ringingen, Neufra und Gammertingen bereits šbirä.

Die Partizipien gfraorä, frlaorä habe ich über Reutlingen (Wagner S. 115) und Münsingen (Bopp S. 65) bis Nasgenstadt OA. Ehingen, Eggingen und Scharenstetten OA. Blaubeuren verfolgt; aber auch die mir z. B. aus Langenau OA. Ulm und Dorfmerkingen OA. Neresheim bekannten Formen gfrôarä, frlôarä können dort an sich ebenso gut auf alter als auf neuer Länge beruhen [2]). Erst in Gmünd, wo neben gfrôarä, frlôarä ein aor ‚Ohr' steht, befinden wir uns bei diesen Wörtern mit Sicherheit außerhalb der Frühdehnungs-Zone.

Für bér läßt sich die Grenze der Frühdehnung nur insoweit feststellen, als sie das Gebiet der aer < ér schneidet, also auf der Strecke Biz — Straßberg — Unterschmeien — Gutenstein [3]).

Bei (hous-)érn ist die Sache noch schwieriger. Denn da dieses Wort kein geschlossenes Gebiet hat, sondern an vielen Orten durch housgan ersetzt wird, so ist nur die Bestimmung einzelner Punkte

1) Es hält oft schwer, namentlich jüngere Leute auf dieses Wort zu bringen. Vielfach ist es diesen geradezu unbekannt, da der Hanfbau bei uns im Aussterben begriffen ist. Immerhin kann ich sagen, daß fæ̈lä ziemlich weit nach Osten zu reichen scheint, da es mir z. B. noch in Harthausen a. d. Scheer und Beringendorf begegnet ist.

2) Vgl. das an beiden Orten daneben stehnde ôar ‚Ohr'. Vgl. indes auch unten S. 23.

3) Anmerkungsweise gebe ich hier auch die sonstigen Grenzen der Form baer, wobei aber selbstverständlich im Auge zu behalten ist, daß wir darin nur einen speziellen Fall der ér-aer-Grenze zu sehen haben, der mit der Frühdehnung an sich nichts zu schaffen hat. Die weiteren Grenzorte sind also: (Biz) — Truchtelfingen — Laufen — Türrwangen — Frommern — Weilheim — Thleringen — Nusplingen — Schwenningen OA. Meßkirch — (nicht Hausen i. Thal) — (Gutenstein).

Digitized by Google

innerhalb des aer-Gebiets möglich, bis zu denen die Frühdehnung jedenfalls gereicht haben muß. Es lassen sich da drei Inseln unterscheiden: eine südliche mit Hoffingen (-aern), Unterdigisheim (-aerä), Hartheim (-aer) und Heinstetten (-aerä); eine kleine mittlere, die nur Onstmettingen (-aern) und Thailfingen (-aerä) umfaßt; endlich eine anscheinend größere nördliche, die ich aber noch nicht in ihrer ganzen Ausdehnung untersucht habe [1]: von den mir bekannten Orten gehören dazu einmal Belsen und Ofterdingen (in beiden -aernd), sodann noch Thalheim, Möffingen, Nehren, Dußlingen und Gomaringen, die sämtlich -aern haben [2].

Für érnus kann ich leider keine Grenzen angeben, da ich erst neuerdings auf dieses Wort aufmerksam ward. Dagegen kann ich über zwei andere Komposita mit ‚Erde' [3], „Erdapfel" und „Erdbeere", einige Angaben machen.

In Ostdorf selbst lauten diese Wörter ɛardepfl m. und ɛrbér f., weisen also keine Frühdehnung auf. Demnach ist hier entweder für diese zwei Beispiele, oder aber für das gedehnte érnus Wortverdrängung vorauszusetzen; und das numerische Verhältnis der Fälle (1 : 2) spräche eher für die letztere Eventualität. Allein auf der andern Seite erweist sich ɛrbér schon durch sein monophthongiertes ɛ als Eindringling aus dem Westen [4]; und bei ɛardepfl, das zudem — wenigstens in der heutigen Bedeutung — frühestens seit dem 18. Jahrhundert im Gebrauch sein kann, darf a priori

1) Bis Reutlingen, das érn hat (s. Wagner S. 44), reicht sie indes jedenfalls nicht.

2) In diesem nördlichen Gebiet ist das Wort männlich, während im Süden das Femininum herrscht.

3) Als Simplex ist dieses Wort unserer Mundart jetzt durchaus fremd; an seine Stelle tritt einerseits bódə(ä) m., andrerseits weald f.: z. B. bódə fierä Erde führen (auf dem Wagen), uf dr ganzä weald auf der ganzen Erde. Auch außerhalb Ostdorf's habe ich einfaches „Erde" noch nirgends getroffen, was aber freilich für seine Nichtexistenz in den betreffenden Orten noch nicht viel beweist. Weiter östlich, z. B. in Reutlingen und Münsingen (allerdings beides Stadt-Mundarten) scheint dagegen das Simplex aedä bzw. aet vorzukommen: s. Wagner S. 111; Bopp S. 57.

4) S. Ostd. Stud. II, S. 56 f.; vgl. dazu auch östd. bɛlä (Ostd. Stud. I, S. 80).

Digitized by Google

als wahrscheinlich gelten, daß mit der Sache auch der Name importiert worden ist[1]). Wir werden somit doch auch bei ahd. erda die Frühdehnung als das für unsere Gegend Lautgesetzliche und in Ostdorf Einheimische zu betrachten haben. Ja, es ist dies einer der Fälle, wo jene Erscheinung am weitesten nach Osten reicht.

Bei „Erdapfel" ist, angesichts der unten (Anm. 1) erwähnten Mannigfaltigkeit der Synonyme, noch weniger als bei -ērm an die Abgrenzung eines geschlossenen Bezirks zu denken. Mir sind Formen mit Frühdehnung nur aus dem aer-Gebiet bekannt[2]), nämlich zunächst aus Ebingen und Bitz, sodann weiter ostwärts aus Steinhilben, Nasgenstadt und Eggingen (alle fünf: aedepfl), endlich auch aus Reutlingen (Wagner S. 111: aedebfl). — Bei dem Synonym „Erdbirne" kann ich die Form aebir von Nehren über Gomaringen und Reutlingen (Wagner l. c.) bis Münsingen (Bopp S. 21: aepir) verfolgen.

Bei „Erdbeere" ist mir außerhalb des aer-Gebiets ein einziger Ort mit Frühdehnung bekannt[3]), nämlich Schlatt OA. Hechingen, dessen erbr offenbar aus *érbér verkürzt ist. Im übrigen zieht

1) Dasselbe gilt natürlich auch von unserem — der Verkehrssprache entlehnten — êrdêl n. Petroleum. — Unser ɛardepfl muß demnach zunächst aus einer Gegend stammen, welche die ē-Brechung, nicht aber die Frühdehnung kannte. Übrigens weist die Umgebung von Ostdorf für dieses Gewächs eine ganze Musterkarte von Namen auf: ɛa(r)depfl, ɛardepfl, hêa(r)depfl, grombír, bódäbír u. a. kommen in buntem Wechsel vor. Doch haben wenigstens die meisten Ortschaften nur eine einzige, feststehende Bezeichnung.

2) Die auffallende Thatsache, daß *érdepfl, soweit ich sehe, nirgends vorkommt (nach Haag S. 18 hat auch Schwenningen ɛardepfl), dürfte wohl damit zusammenhängen, daß dem westlichen Schwaben das Simplex *érd(ä) abhanden gekommen ist (vgl. auf der vorigen Seite Anm. 3). Als nun der „Erdapfel" importiert ward, fand er bei uns die seinem ersten Bestandteil entsprechende Dialektform nicht vor, und dieser konnte daher leicht in fremder Gestalt übernommen werden.

3) Warum im übrigen auch bei diesem Worte der ganze Westen von Schwenningen (Haag S. 18: eppeer) bis gegen das Killer- und Behlathal hin Formen ohne Frühdehnung aufweist, bleibt mir ein Rätsel. Die bei „Erdapfel" versuchte Erklärung (s. vorige Anmerkung) versagt im vorliegenden Falle, da die Erdbeeren wohl von je her in unsern Wäldern heimisch sind: vgl. Gradmann, Das Pflanzenleben der Schwäb. Alb[1] I, S. 351.

Digitized by Google

sich die Westgrenze — nicht der Frühdehnung, aber der Formen mit Frühdehnung — von Salmendingen über Jungingen, Hausen i. Killerthal (nicht Bitz) nach Winterlingen — Benzingen — Jungnau. Die genannten, sowie die sich östlich unmittelbar an sie anschließenden Orte haben aebr; nur in Neufra, Steinhilben und dann weiter östlich [1]) in Nasgenstadt, Eggingen, Scharenstetten heißt es ae(d)bér.

Da bei dem letztgenannten Kompositum, wo die Kontinuität des Gebiets durch keinerlei Synonyme gestört und auch alte und neue Länge deutlich zu unterscheiden ist, die Formen mit Frühdehnung in Altenstadt OA. Geislingen und den weiter östlich gelegenen Orten fehlen, so wird man annehmen dürfen, daß bei ahd. erda (und vielleicht auch bei den Partizipien gifroran, firloran: vgl. aber oben S. 20) die Frühdehnung etwa bis zu der Linie Scharenstetten — Eggingen — Nasgenstadt vorgedrungen ist.

Schließlich sind noch einige Fälle zu erwähnen, bei denen ebenfalls Frühdehnung eintrat, die jedoch Ostdorf nicht mehr erreicht hat. Es sind dies

nāō nur < njure < ni wâri [2]). Hier hat die Frühdehnung unmittelbar vor Ostdorf Halt gemacht; Grenzorte: Bühl — Tettingen — Hemmendorf — Sickingen — Boll — Thanheim — Steinhofen — Owingen — Geislingen — Dormettingen — Roßwangen — Rathshausen. Ferner

šeirá ‚schüren', das mir bis jetzt nur aus zwei Orten im Süden (Rohrdorf OA. Meßkirch und dem hohenzollerschen Igelswies) bekannt ist;

bāē ‚bin', für das ich mich im wesentlichen auf negative Angaben beschränken muß: in Mühringen, Gruol, Binsdorf, Isingen, Rosenfeld, Leidringen wurde mir bāē als nicht gebräuchlich, in Heiligenzimmern als veraltet bezeichnet, während nach Fischer's Karte 6 alle diese Orte „bāi" haben sollten. In dem bei Fischer angegebenen mittleren bāi-Gebiet hat Hartheim bē (Rathshausen und Schömberg habe ich noch nicht auf diese Form hin untersucht). Im Süden sind die äußersten Vor-

1) Bei Wagner und Bopp kann ich dieses Kompositum leider nicht finden.
2) Vgl. Ostd. Stud. II, S. 15 Anm. 1.

Digitized by Google

posten von bẽi gegen Osten: (nicht Königsheim) — Renquishausen[1]) — (nicht Bärenthal) — Fridingen — Buchheim[2]). Endlich

bãele n. ‚Biene', dessen Ostgrenze jedoch nicht als diejenige der Frühdehnung gelten kann, da jenseits derselben nicht etwa monophthongisches *bēle, sondern vielmehr das Synonym ēm bzw. em erscheint. Unser ēmă-bãegăd n. Bienenkorb (< ahd. *bin-chratto?) beweist auch nichts, da hier ebenso gut Nasaldehnung als Frühdehnung vorliegen kann. Dagegen schließt die mir aus Renquishausen bekannte Form immăbiŋkăd für dieses Dorf Frühdehnung aus[3]).

Als das Resultat vorstehnder Zusammenstellung ergibt sich, daß die Ausbreitung der Frühdehnung gegen uns her im allgemeinen bei den verschiedenen Wörtern eine ziemlich verschiedene ist, daß sie in einer größeren Anzahl von Fällen etwa bis zu der Linie Tübingen — Ebingen reicht, daß sie aber bei einzelnen Beispielen mit r am weitesten gegen Osten, nämlich bis gegen die Linie Geislingen — Ulm vorgedrungen zu sein scheint.

2. Später als die Differenzierung von ahd. e und ē[4]), aber noch vor die qualitative Differenzierung von ahd. a und â, also

---

1) Daher die Spottreden, mit denen sich Königsheim und Renquishausen gegenseitig bedacht haben:

i bẽi fu Housă, i bẽi nèrš,

und andrerseits:

ĭ bĭ fu Kiŋsă, i bĭ foul, mied und lãm.

2) Ich vermute, daß sich auch bei diesem Wort für die Frühdehnung eine in einer Linie verlaufende Ostgrenze (vielleicht mit starken Einbuchtungen) aufstellen läßt. Die drei Inseln bei Fischer sind schwerlich richtig.

3) Übrigens scheint anderwärts eine Nebenform mit germ. î vorzukommen: s. besonders Franck, Et. Wb. s. v. 2 Bij. — Für bãele ergibt sich aus meinen Notizen ein etwas größeres Gebiet als auf Fischer's Karte 6: in Mühringen, Weildorf, Gruol, Binsdorf erscheint bãele ausschließlich, in Heiligenzimmern neben ẽm; in Rosenfeld steht bãele angeblich als Singular neben dem Plural emă; in Leidringen herrscht das Kompositum emăbãele. Vergleicht man diesen Befund mit dem oben zu bãe Bemerkten, so möchte man fast glauben, auf Fischer's Karte 6 seien die Linien für bãe ‚bin' und bãele ‚Biene' verwechselt.

4) Wegen fẽăšdr: vgl. Ostd. Stud. II, S. 55 Anm. 1.

Digitized by Google

etwa in den Anfang der mhd. Periode[1]), fällt die Dehnung vor n + Spirans: s. Ostd. Stud. I, 11. 25; II, 58. 63 f.

Hier ist vor allem nachzutragen, daß die Dehnung vor nf ein beschränkteres Gebiet hat als vor ns, besonders in der Verbindung anf. Ich gebe zunächst die Grenzorte der Dehnung für „Hanf": Leidringen — Rosenfeld — Binsdorf — Owingen — Weilheim — Stein — Bodelshausen — Mössingen — Thalheim — Jungingen[2]) — (nicht Hansen i. Killerthal) — Bitz — Ebingen — Meßstetten — Oberdigisheim — (nicht Unterdigisheim) — Nusplingen — Renquishausen — (nicht Bärenthal) — Fridingen — (nicht Mühlheim). Die Westgrenze kann ich vorläufig nicht angeben; ich muß mich hier auf die Notiz beschränken, daß auch Schwenningen (Haag S. 17) noch hääff hat: demnach ist die Dehnung bei anf auch dort eingetreten, indes erst nach der Differenzierung von a und ä, also später als bei uns[3]). — In den Verbindungen inf, ünf, unf scheint die Dehnung verbreiteter: fäef findet sich nach Osten zu noch in Gmünd und Langenau; erst in Dorfmerkingen steht fenf[4]) neben zäes.

Nach dem Grundsatz, daß der Ausgangspunkt eines Lautwandels da zu vermuten ist, wo er nicht nur am frühesten, sondern auch am durchgreifendsten gewirkt hat, muß die Heimat unserer Dehnung nicht, wie ich früher (I, S. 25) gemeint habe, in

1) Vgl. Paul, Mhd. Gr.[4] § 112; Michels, Mhd. Elmntrb. § 150. Leider werden auch noch in dem letztgenannten Buche alte Schreibungen wie av, au für die frühe Diphthongierung des â in's Feld geführt; denken denn die buchstabenseligen Herrn gar nicht an das schwedische å, an das gotische haurn, dauhtar u. s. f.? Wo immer heute auf schwäbischem Boden ahd. â als Diphthong erscheint, ist dieser sicher erst sekundär aus ô entwickelt; die Reihe â > ao > ô ist ein Unding: vgl. Ostd. Stud. I, S. 11 Anm. 2.

2) Die bisher genannten Orte haben höf, die folgenden häöf(d) bzw. (von Renquishausen ab) häuf.

3) Außerhalb der oben angegebenen Grenzen heißt es, soweit mir bekannt, überall hampf. Sollte vielleicht auch hier z. T. Nasalverdichtung (s. S. 27) im Spiele sein? — Über die in der Schweiz, z. B. in Kerenzen (Winteler S. 73: haf) und Brienz (Schild S. 52: houf), vorkommende Dehnung des anf wage ich mich nicht zu äußern.

4) Nicht fif, wie man nach Fischer's Karte 5 annehmen sollte!

Digitized by Google

Oberschwaben, sondern vielmehr innerhalb des hāōf- (bzw. höf-)Gebiets, d. h. also in unserer Gegend gesucht werden. Nachdem wir uns aber bereits früher (I, S. 26) veranlaßt sahen, auch den Ursprung der Dehnung vor n + Tennis eben dahin zu verlegen, so darf die Strecke, auf der die Zonen der frühesten Dehnung bei hanf und bei hintel sich decken, d. h. also etwa das Gebiet zwischen Ostmettingen und Spaichingen oder — im wesentlichen — der ehemalige Scherra-Gau überhaupt als die Wiege der Nasaldehnung[1]) betrachtet werden.

Im Südosten erscheint ein Gebiet mit teilweise ungedehnten Formen[2]); nur die Verbindung ans ist dort wohl überall gedehnt. Am weitesten nach Nordwesten reicht feanšdr; äußerste Vorposten (gegen unser feāšdr): Mühlheim — (nicht Fridingen) — Buchheim — Leibertingen — Schwenningen — Frohnstetten — Harthausen — Hermentingen. Sodann timpt bzw. fempf[3]); Vorposten gegen NW.: Mühlheim — (nicht Fridingen — Buchheim) — Leibertingen — Langenhart. Ferner kunšd bzw. konšd; an Grenzorten kenne ich durch eigene Aufnahmen: Mühlheim — (nicht Fridingen) — Buchheim — Igelswies — (nicht Göggingen). Schließlich zins bzw. zens, bezüglich dessen ich z. T. auf Haag's Karte verweisen kann (Leibertingen hat aber zāēs!); weiter östlich kenne ich Kürze aus Igelswies (nicht Rohrdorf und Göggingen).

Die Frage, ob diese Kürzen ursprünglich sind, möchte ich verneinen, und statt dessen hier lieber die Wirkung eines späteren Lautwandels sehen, in Bezug auf welchen ich mir im Folgenden eine Hypothese vorzutragen erlaube.

Wir lesen bei Fischer (Geogr. S. 58): „. . . n. und nö. des Bodensees . . . . . ist in bald größeren bald kleineren Gebieten n nach alter Länge und der alter Länge gleichstehenden Ver-

1) Ich nehme hinsichtlich der Bezeichnung der Lautvorgänge für mich dieselbe Freiheit in Anspruch wie Haag (Baarmundarten S. 5: Bemerkungen zum II. Teil).

2) Haag hat das Verdienst, zuerst auf dieses Gebiet aufmerksam gemacht zu haben: vgl. Ostd. Stud. I, S. 25 Anm. 2.

3) Daneben kommt auch ein — offenbar von der Verkehrs-Sprache beeinflußtes — finf bzw. fenf vor.

Digitized by Google

bindung n + Spirans[1]) zu Gutturalnasal ŋ geworden". Ich denke, man würde hier richtiger sagen: „. . . ist in einem bestimmten Zeitpunkt nasalierte Länge zu Nasalvokal + gutturalem Nasal verdichtet worden." Das Gebiet dieser „Nasalverdichtung" reicht heute nordwestlich bis Pfrungen OA. Saulgau und nach Fischer (l. c.) „macht die geographische Vertheilung der einzelnen Fälle den Eindruck, das ŋ sei früher ausgebreiteter gewesen."

Wie wäre es nun, wenn wir mit diesem „Eindruck" Ernst machten und annähmen, die Nasalverdichtung habe bis auf das linke Donauufer herüber gewirkt, jedoch in etwas modifizierter Gestalt, die sich etwa in folgende Fassung bringen ließe: Nasalierte Länge oder nasalierter unechter Langdiphthong verdichtet sich vor Spirans zu Nasalvokal (bzw. unechtem Nasaldiphthong) + dem der folgenden Spirans homorganen Nasal? Ich verhehle mir keineswegs, daß diese Konstruktion vorläufig noch auf schwachen Füßen steht, solange nämlich, als die Grenzen jener scheinbar ungedehnten Formen, die sich als ein konzentrischer Gürtel um das zentrale Gebiet mit Verdichtung zu ŋ zu legen scheinen, noch nicht nach allen Seiten abgesteckt sind[2]), insbesondere aber, solange uns eine gründliche, die sämtlichen vorkommenden Fälle heranziehende Untersuchung der Nasalverdichtung in dem zentralen Gebiet fehlt[3]); denn Fischer's Angaben, so nützlich und dankenswert sie auch sein mögen, reichen natürlich noch lange nicht aus.

Etwa in derselben Gegend wie die Nasalverdichtung scheint ja auch die Entnasalierung zu Hause zu sein: vgl. Fischer, Geogr. S. 55. Es macht demnach den Eindruck, als ob jenen Mundarten nördlich des Bodensees lange Nasalvokale besonders unsympathisch

1) Fischer's Ausdruck ist hier ungenau, wenn auch kaum mißverständlich; man sollte mindestens erwarten: „. . . und in der alter Länge . . ."

2) Haag hat dies nur für einen Teil des Westens, und auch da eigentlich nur für einen speziellen Fall besorgt.

3) Es wäre dies ein ebenso interessantes als dankbares Thema z. B. für ein Ravensburger Gymnasialprogramm, da ja Ravensburg mitten in dem betreffenden Gebiet liegt. In erster Linie wird über die von Fischer l. c. Anm. 4 angeregten Fragen Klarheit zu schaffen sein.

Digitized by Google

gewesen wären, so daß sie sich derselben teils durch Entnasalierung teils durch Nasalverdichtung entledigt hätten. Auch die Art, wie diese beiden Erscheinungen durcheinanderlaufen, bedarf noch dringend der Aufklärung. Immerhin meine ich, meine oben geäußerte Vermutung wäre jetzt schon wenigstens diskutabel[1]).

Schließlich noch ein Wort zu der Ostd. Stud. II, S. 63 angeschnittenen — streng genommen allerdings nicht hierher gehörigen — Frage wegen des Verhältnisses von gõs zu gãos, hõf zu hãof u. s. f. Bezüglich der Grenzen der beiden Formen ist l. c. bereits das Nötige bemerkt; nachzutragen wäre höchstens etwa, daß zu den dort genannten Orten mit hãof neben gõs auch noch Laufen und Burgfelden gehören. Aber ebenda Anm. 4 werden die Formen gõs, hõf u. s. w. auf eine „Monophthongierung" zurückgeführt, und gerade diese Hypothese ist es, die ich hiemit ausdrücklich zurücknehmen möchte, wenigstens, insoferne man unter der Monophthongierung einen Lautwandel verstehn könnte.

Es ergibt sich nämlich bei genauerer Betrachtung die bemerkenswerte Thatsache, daß in Ostdorf altes ân und ôn[2]) in Substantiven zwar durchweg als õ erscheint, in allen andern Wörtern dagegen als ãõ; also gãõ, šdãõ, hãõ, lãõ, dãõ (Partiz.), šãõ, ãõne, aber mõ, šbõ, gõs, hõf, lõ, bõ, grõ(nä) u. s. f. Bedenkt man nun einerseits, daß nach Fischer (Geogr. S. 34 f.) bei ‚schön' und ‚zween' „diphthongische Form nur um die oberste Donau erscheint", d. h. also, daß altes ôn, das nicht innerhalb etymologischer Gruppen im Wechsel mit altem ôn steht, ebenso wie altes ên nur in jenem Gebiet um Spaichingen herum diphthongiert wird, so erscheint zunächst klar, daß Plurale wie lãõ, gãos außerhalb des genannten Distrikts lediglich Analogiebildung nach den Singularen lãõ, gãos sind. Andrerseits aber liegt dann die Vermutung sehr

1) Wegen der Nasalverdichtung vor Tenuis, sowie im absoluten Auslaut vgl. unten S. 35 ff. und S. 61 Anm. 8.

2) Wie man sieht, gehn altes ân und ôn bei uns völlig Hand in Hand: gãõ neben šãõ, andrerseits mõ neben lõ u. s. f.; es ist das ganz einleuchtend, wenn man annimmt, daß bereits vor Eintritt der Diphthongierung ahd. ân über ôn zu ón (oder ôu?) geworden war: vgl. Ostd. Stud. I, S. 11 Anm. 2, sowie oben S. 25 Anm. 1.

Digitized by Google

nahe, daß umgekehrt die Singulare lō, gōs da, wo sie neben šāō, hāō u. s. f. auftreten, ihrerseits unter dem Einfluß der lautgesetzlich monophthongischen Pluralformen lē, gēs stehn. Es würde demnach die Grenze zwischen lō und lāō [1]), mō und māō, gōs und gāōs nicht etwa die Grenze irgend eines Lautwandels, sondern vielmehr die Demarkations-Linie zwischen den Einflußsphären der Formen mit und ohne Umlaut darstellen [2]).

Freilich bleibt dann noch die nicht zu unterschätzende Schwierigkeit, daß manche der hier in Betracht kommenden Substantive entweder gar keinen oder keinen umgelauteten Plural bilden; und es fällt schwer zu glauben, daß etwa mō durch das Kompositum mēdig, oder bō, grō durch die Diminutive bēle, grēle beeinflußt seien. Überdies steht — wenigstens in der heutigen Mundart — z. B. neben hōf überhaupt keine umgelautete Form irgendwelcher Art [3]). Indes darf man vielleicht den nominalen Singular geradezu als eine formale Gruppe auffassen, innerhalb deren der Diphthong āō analogisch durch ō ersetzt worden ist.

3. Erst nach der Differenzierung von a und å, aber vor Eintritt der dritten und letzten Diphthongierungsstufe [4]) der alten i-

1) Es ist schade, daß sich Fischer durch den Geogr. S. 34 angegebenen Grund hat abhalten lassen, eine Grenze für lāō zu ziehen. Ich gebe hier für das mir bekannte Stück die äußersten Vorposten von lō: (nicht Leibringen) — Rosenfeld — (nicht Ihlingen) — Geislingen — Ostdorf — (nicht Engstlatt) — Steinhofen — Thanheim — (nicht Onstmettingen) — Hausen i. Killerthal — Burladingen — Neufra — Gammertingen; die Ähnlichkeit mit der mō-Grenze fällt sofort in die Augen.

2) Unter diesem Gesichtspunkt machen die außerhalb des Diphthonggebiets nach NW. noch sporadisch vorkommenden māō, lāō, von denen bei Fischer (Geogr. SS. 32 Anm. 4; 34) die Rede ist, weiter keine Schwierigkeit: der Singular wird sich eben da und dort gegen die Vergewaltigung durch den Plural gewehrt haben. — Übrigens ist nicht zu bezweifeln, daß die monophthongischen Formen einen mächtigen Bundesgenossen in der Verkehrssprache gefunden haben.

3) Ein Adjektiv *hēše fehlt; dafür entweder lāēne, oder aber reišde bzw. êwearke.

4) Vgl. Ostd. Stud. II, S. 16 Anm. 3. Für das zeitliche Verhältnis zur Diphthongierung der ē- und ō-Laute gewährt, wie schon I, S. 12 ausgeführt wurde, unsere Mundart keine (oder wenigstens keine sicheren) Anhalts-

Digitized by Google

und ü-Laute, d. h. also doch wohl noch vor Ablauf der mhd. Periode[1]) erfolgte die Dehnung vor Nasal + Tennis: s. Ostd. Stud. I, 11 ff.; 25 f.; II, 58 ff.; 64 ff.

Ich gebe zunächst für einzelne Beispiele mit a (bzw. e) + Nasal + Tennis das mir inzwischen durch eigene Aufnahmen bekannt gewordene Stück der Süd- (oder eigentlich Südost-)Grenze[2]). Die äußersten Vorposten der Dehnung sind

bei hād: (nicht Mühlheim) — Fridingen — Irrendorf — Schwenningen — Stetten a. kalten Markt — Frohnstetten — Winterlingen — Harthausen a. d. Scheer — Gammertingen;

bei grāpf: (nicht Mühlheim) — Fridingen — Kolbingen — Renquishausen — Heinstetten — Straßberg — Winterlingen — Harthausen a. d. Scheer — Neufra;

bei bāk: (nicht Mühlheim) — Fridingen — Kolbingen — Renquishausen — Heinstetten — (nicht Straßberg) — Winterlingen — Bitz — Burladingen — Ringingen — (nicht Salmendingen) — Thalheim;

bei ēt[3]): Königsheim — (nicht Renquishausen) — Schwenningen — (nicht Stetten a. k. M.) — Frohnstetten — Storzingen — Jungnau;

bei šēkl: Königsheim — Heinstetten — (nicht Straßberg) — Winterlingen — Bitz — Burladingen — Ringingen — (nicht Salmendingen) — Thalheim.

Die Form gāz ist mir jetzt aus folgenden Orten bekannt: einmal im Süden aus Königsheim; sodann aus einem geschlossenen Gebiet auf der Balinger Alb, das durch folgende Grenzposten umschrieben wird: Onstmettingen — Hausen i. Killerthl.

---

punkte. Dagegen beweisen die Formen ält, mäits, šäikl im SW. (Elta-Egg: s. Haag, S. 72), daß dort unsere Dehnung auch vor die en-Diphthongierung fiel.

1) Vgl. Michels, Mhd. Elmnlrb. § 145, 2.

2) Es ist das, trotz Fischer's und Haag's Karten, keineswegs überflüssig; denn auch hier wider ergeben sich z. T. nicht unbedeutende Abweichungen; und zwar sind auch in diesem Fall die Grenzen der Dehnung nach meinen Notizen etwas enger als meine Vorgänger angeben: vgl. oben S. 19 Anm. 2.

3) Bei „Enterich" (soweit das Wort überhaupt in dieser Form vorkommt) verläuft die Grenze wider anders.

Digitized by Google

— Burladingen — Biß — Winterlingen — (nicht Straßberg) — Meßstetten — Hossingen — Lautlingen — (nicht Pfeffingen); ferner aus Geislingen OA. Balingen; Zimmern OA. Hechingen; Trillfingen, Hart, Bietenhausen; Bieringen, Eckenweiler, Remmingsheim; Frommenhausen, Dettingen; Belsen, Nehren, Dußlingen[1]).

Schließlich ist zu erwähnen, daß in den Oberämtern Rottenburg und Horb die Dehnung auch noch in den Wörtern läd n. Beet[2]) und bād n. ‚Korbweide' auftritt, während es in Ostdorf und überhaupt weiter südlich stets laud, band heißt. — Ähnlich heißt es in Beuren OA. Hechingen omhāg m. Vorhang, wofür bei uns ungedehntes omhag eintritt.

Was die Dehnung von i, u, ü anbelangt, so hält sich die überwiegende Mehrzahl der Beispiele durchaus innerhalb der durch Fischer (Karte 6) und neuerdings noch genauer und richtiger durch Haag[3]) festgestellten Grenzen der beiden Bezirke „Balingen" und „Elta". Auffallende Abweichungen in der Verbreitung zeigen jedoch vor allem die drei Fälle kābed, bādnägl, hādl[4]).

---

1) Diese seltsame Zerstückelung des Territoriums von gāz ist wohl auf den vorwiegend adverbialen Gebrauch dieses Wortes zurückzuführen, der es fremden Einflüssen besonders zugänglich gemacht haben wird: vgl. oben S. 5 Anm. 1.

2) Besonders gebräuchlich ist das Kompositum groudläd. — Dagegen wird für „Laub" als geographischen Begriff überall land gesagt, was wohl dem Einfluß der Schule zuzuschreiben ist.

3) Haag's Linie 18 ʒ stimmt durchaus zu meinen eigenen Aufzeichnungen. — Den südlichen Distrikt („Elta") habe ich meinerseits noch nicht näher untersucht.

4) Also drei Wörter mit nt; doch kann ich mit dieser Thatsache vorläufig nichts anfangen. Daß es mit dem I, S. 25 Anm. 3 von mir statuierten Unterschied zwischen Tenuis und Affrikata nichts ist, habe ich bereits II, S. 68 ausgesprochen. — Was ich in der erstgenannten Anmerkung als „Spuren weiterer Ausdehnung" aus Münsingen und Reutlingen angeführt habe, gehört wahrscheinlich größtenteils nicht hierher und ist jedenfalls nur mit großer Vorsicht zu verwerten: bei mägēlebrād wird progressive, bei grādzā spontane Nasalierung vorliegen: das etymologisch unklare (in Ostdorf fehlende) kāz aber wird meines Wissens hauptsächlich scherzhaft gebraucht und kann also leicht irgendwie eingeschleppt sein: vgl. dazu auch Ostd. Stud. II, S. 65.

Digitized by Google

Bei kǣbed erscheint die diphthongierte Form nur in 6 Ortschaften des Oberamts Balingen (Ostdorf, Endingen, Frommern, Weilheim, Dürrwangen, Stockenhausen); daran schließt sich aber im Osten ein ausgedehntes Gebiet mit einfacher Länge (kēbed). Die Grenze dieser letzteren Form, soweit sie in den Bereich meiner bisherigen Aufnahmen fällt, bilden folgende Orte: Dußlingen — Ofterdingen — Bodelshausen — (nicht Beuren) — Ringingen — Hausen i. Killerthal — Onstmettingen — Pfeffingen — Burgfelden — Laufen — Thieringen — Oberdigisheim — Meßstetten — Straßberg — Winterlingen — Gauselfingen; nach Osten zu [1]) kenne ich kēbed aus Münsingen, Scharenstetten, Langenau, Dorfmerkingen (dagegen heißt es in Nasgenstadt kembed).

Bei bǣdnägl deckt sich das Gebiet der diphthongischen Form im allgemeinen [2]) mit dem von wǣdr, drǣgä u. s. w. Aber auch hier schließt sich östlich wider monophthongisches bē(d)nägl an; Grenze letzterer Form: Gomaringen — Thalheim — Salmendingen — Ringingen — (nicht Burladingen) — Gauselfingen — Straßberg — Winterlingen — Harthausen a. d. Scheer — Gammertingen. Im Osten fand ich bē(d)nägl noch in Scharenstetten, Gmünd, Langenau (dagegen nicht in Nasgenstadt, Eggingen, Dorfmerkingen, die ben(d)nägl haben); endlich im Norden in Weissach OA. Vaihingen.

Ganz verwickelt steht die Sache bei hǣdl: hier fand ich die diphthongierte Form im Norden noch in Dußlingen, Ofterdingen, Thalheim [3]), Salmendingen, Melchingen, Stetten u. Holst., Ringingen, Hausen i. Killerthal, Burladingen, Gauselfingen; dann — mit alleiniger Ausnahme von Lautlingen — im gesamten Gebiet von drǣgä; ferner nach Süden zu in Unterdigisheim, Nusplingen, Hartheim, Heinstetten, Irren-

1) Wenn ich hier auf den Osten Bezug nehme, so soll damit keineswegs gesagt sein, daß bei diesem und dem folgenden Worte die Dehnung, soweit sie daselbst vorkommt, derselben Natur sei wie bei uns im Westen: ich halte vielmehr diese Frage noch nicht für spruchreif.

2) Nur Ebingen hat ungedehntes bendnägl.

3) Dieser Ort hat aber nicht hǣdl, sondern hädr.

Digitized by Google

dorf, Buchheim, Rohrdorf, Igelswies; im Westen erscheint hæ̈dl außerdem noch in Geislingen und Dormettingen. Im Südwesten schließt sich an hæ̈dl ein Gebiet mit hïtl an, von dem mir bis jetzt die Orte Königsheim, Renquishausen, Kolbingen, Fridingen bekannt sind[1]), und das ohne Zweifel gegen Westen in den „Elta"-Distrikt übergeht. Im Südosten findet sich ebenfalls ein Streifen mit hëdl, der u. a. Lautlingen, Straßberg, Winterlingen, Harthausen a. d. Scheer, Hettingen, Hermentingen, Benzingen, Veringendorf, Jungnau, Storzingen, Frohnstetten, Stetten a. k. Markt, Schwenningen OA. Meßkirch, Hausen i. Thal, Oberschmeien, Unterschmeien, Laiz und Göggingen umfaßt[2]).

Weiter wären hier etwa noch zu erwähnen das vereinzelte hëgä ‚hinken' in Rentlingen (Wagner S. 79); ferner wëdr ‚Winter', wëgä ‚winken'[3]), rözl ‚Runzel' in Winterlingen; šdröpfl f. Runzel[4]) in Harthausen a. d. Scheer, Benzingen, Hermentingen, Veringenstadt, Veringendorf, Jungnau. Dann die Substantive wëd m. ‚Wind' in dem auf Fischer's Karte 1 angegebenen Gebiet, sowie pfëd n. Pfund in Horb (Kauffmann § 27, 3 b), welchen bei uns ungedehntes wend-[5]), pfond entspricht. Schließlich noch unser gšdöpf, mözig, von denen ich nicht weiß, ob sie überhaupt irgendwo diphthongiert vorkommen.

1) Bärenthal und Mühlheim haben hintl.

2) Leibertingen. Kreenheinstetten. Langenhart, Gutenstein, Veringenstadt, Neufra OA. Gammertingen haben hendl; ebenso hat, soweit oben nicht ausdrücklich etwas anderes bemerkt ist, der gesamte mir bekannte Norden und Westen ungedehnte Formen (hendl, hembl, hembér u. dergl.). — Aus dem Osten sind mir bei diesem Wort keine gedehnten Formen bekannt: Nasgenstadt und Eggingen haben herzl, in Scharenstetten, Altenstadt und weiter östlich herrscht das Synonym hólbér.

3) Partiz. gwögä; daneben steht aber ungedehntes drogä — drogä, hergä — ghogä u. s. f.

4) Dieses Wort, dem ein mhd. *strumpfel zu Grunde liegen muß, verhält sich zu dem anderwärts (z. B. in Renquishausen, Leibertingen, Kreenheinstetten, Göggingen, Oberschmeien, Hettingen) auftretenden gleichbedeutenden rumpfl bzw. rompfl < mhd. *rumpfel (ohne s-Präfix) etwa wie nhd. „Strand" zu „Rand": vgl. Streitberg, Urgerm. Gramm. § 130. 1.

5) Unsere Mundart hat dieses Wort nur noch in dem Kompositum wendsgwëd n. ‚Schneewehe' bewahrt; im übrigen ersetzt sie es durch luft m.

Digitized by Google

Es handelt sich nunmehr darum, aus den vorstehend angeführten Thatsachen die richtigen Schlüsse betreffs Herkunft und Verbreitung unserer Dehnung zu ziehen. Denn zweifellos können uns die scheinbaren Abweichungen von der allgemeinen Regel von größtem Nutzen werden, indem sie noch am ehesten einen Einblick in die ursprünglichen Verhältnisse gewähren, die in diesem Fall mehr als sonst von späteren Weiterbildungen überwuchert sind.

Nach dem soeben aufgestellten Grundsatz glaube ich zunächst zu folgenden Sätzen berechtigt zu sein:

1) Die Dehnung vor Nasal + Tenuis trat in einem verhältnismäßig schmalen Streifen, der sich von der Dußlinger Gegend bis gegen Meßkirch hinzieht, ganz kurz vor dessen Überflutung durch die dritte Diphthongierungswelle ein. Sie stieß daher in ihrem weiteren Fortschreiten sehr bald auf Gebiete, die jene Diphthongierung bereits hinter sich hatten, so daß die neu entstehnden Längen derselben nicht mehr verfallen konnten.

2) Die Dehnung vor Nasal + Tenuis erfolgte bei uns vor Abfall der unbetonten e im Auslaut; daher wiesen die einsilbigen Nomina auf Nasal + Explosiva bei Eintritt der Dehnung nur in einigen wenigen Kasus [1]) Nasal + Tenuis auf, und die hier eintretende Vokaldehnung wurde meistens durch Ausgleichung wider beseitigt. Dahingegen könnte man auf den Gedanken kommen, daß weiter im Norden die Apokopierung des -e dem Eintreffen unserer Dehnung vorangegangen sei, was bei den Substantiven auf -nd eine erhebliche Vermehrung der Kasus mit lautgesetzlicher Dehnung vor Nasal + Tenuis zur Folge gehabt hätte, so daß die Ausgleichung später eher zu deren Gunsten ausfallen konnte. So würde es sich wenigstens erklären, daß wir im Norden eine Reihe gedehnter Formen wie lād, bād, wēd, plōd treffen, denen bei uns Kürze gegenübersteht [2]).

1) Nämlich, abgesehen von den seit ahd. Zeit endungslosen Kasus, nur noch im Gen. Sing. Mask. und Neutr., dessen -es schon sehr früh zu -s synkopiert worden sein dürfte: vgl. Ostd. Stud. I, S. 16 Anm. 1.

2) Ein sicherer Fall von Dehnung bzw. Diphthongierung von i, u ist mir bei einem solchen einsilbigen Nomen auf Nasal + Verschlußlaut aus unserer Gegend überhaupt nicht bekannt. Vielleicht liegt ein solcher vor in

Digitized by Google

Nun aber müssen wir uns billig verwundern, daß unsere Dehnung, die nach Osten und Süden zu auch bei i, u, ü die Grenzen des Oberamts Balingen jedenfalls weit überschritten hat[1]), im Westen und Norden bei den soeben genannten Vokalen kaum über die früher erwähnte Hexapolis[2]), die wir bis auf weiteres als ihr Kerngebiet betrachten können, hinausgekommen sein soll. Zur Beseitigung dieser Schwierigkeit erlaube ich mir, meine Zuflucht wider zu einer etwas gewagten Hypothese zu nehmen.

Ich selbst habe früher (II, S. 65) die Annahme als unumgänglich bezeichnet, daß die Dehnung von i, u, ü vor Nasal + Tenuis in der größeren nördlichen Hälfte des Gebiets des u < iu nicht eingetreten sei, und zwar im Hinblick auf unser nonds und nonzg. Denn wenn mir damals (s. II, S. 8 Anm. 2) Fischer's Erklärung des nonds durch „Entwicklung eines eigenen Nasals" aus der progressiven Nasalierung nicht recht einleuchtete, so konnte ich auch nicht wohl auf den Gedanken kommen, daß nonzg zunächst aus gedehntem *nõzg hervorgegangen sei. Nun aber habe ich mich inzwischen, wie bereits oben (S. 27) hervorgetreten ist, unter dem Eindruck anderweitiger Thatsachen doch mit der Annahme einer Nasalverdichtung befreunden müssen. Und ich bin nun geneigt, noch viel weiter zu gehn als Fischer, der besagten Lautwandel, wie es scheint, nur bei progressiver Nasalierung gelten lassen will[3]); ich möchte nämlich annehmen, daß die Nasalverdichtung, die, von Südosten ausgehnd, vor Spirans die obere Donau nur wenig überschritten hat, vor Tenuis bis zu uns, ja bis zum oberen Neckar oder noch weiter vorgedrungen ist.

In Ostdorf hat, so vermute ich, in einem bestimmten Zeitpunkt folgendes Lautgesetz gewirkt: Nasalierter unechter

dem Owinger Flurnamen Hägägrãd, sofern derselbe auf ein mhd. *hagen-grunt zurückzuführen ist. Da ich indes über die historische Schreibweise des Namens nichts Sicheres in Erfahrung bringen konnte, so muß ich die Sache Leuten überlassen, denen die Urkunden des Owinger Rathauses zugänglich sind.

1) Vgl. übrigens oben S. 32 Anm. 1, sowie unten S. 37 Anm. 2.

2) D. h. die S. 32 genannten sechs Dörfer, welche vor Nasal + Tenuis diphthongiertes i (u, ü) sowohl bei kiẽbed, als auch sonst bei allen Wörtern aufweisen, bei denen es meines Wissens überhaupt vorkommt.

3) Ebenso Behaghel in Paul's Grdr.[2] I, S. 697 § 44.

Digitized by Google

Langdiphthong sowie nasalierte einfache Länge außer ã und ẽ verdichtet sich vor Tenuis zu unechtem Nasaldiphthong (bzw. Nasalvokal) + dem der folgenden Tenuis homorganen Nasal.

Was den erwähnten Zeitpunkt anbelangt, so verhilft uns das Wort nonds vielleicht zu einem terminus a quo, insofern es nämlich — was ich jetzt auch meinerseits für wahrscheinlich, wenn auch nicht für absolut sicher halte — auf einfaches ahd. ni-wihtes zurückzuführen ist. Denn dann ergibt sich die Reihe niuuihtes > niuhts[1]) > niuhts > nuhts > nūhts > nūts > nūts > nonds, d. h. also: die Nasalverdichtung, für welche die Länge des zu verdichtenden Nasalvokals conditio sine qua non ist, kann in diesem Fall erst eingetreten sein, nachdem durch das ht das vorhergehnde u gedehnt worden war, also — wie wir unten sehen werden — erst nach Abschluß sämtlicher Vokaldehnungs-Vorgänge unserer Mundart.

Ein terminus ad quem ergibt sich eben aus dem Umstand, daß die Nasalverdichtung zwar ursprüngliches ĩ, aber nicht ursprüngliches ẽ betrifft, woraus natürlich folgt, daß die beiden Laute bei ihrem Eintritt noch nicht zusammengefallen waren, oder mit andern Worten, daß die „Weitung" des i (und ü) zu ẽ (und ö) jünger ist als die Nasalverdichtung.

In geographischer Hinsicht kann ich über den fraglichen Lautwandel vorerst nicht viel Sicheres sagen: dazu ist der Kreis meiner Untersuchungen noch zu eng. Was sich jetzt schon mehr oder weniger deutlich wahrnehmen läßt, ist etwa Folgendes: Das Gebiet der Nasalverdichtung muß bei den einfachen Längen, auch bei i und

1) Wenn ich auch hinsichtlich des unserem nonds zu Grunde liegenden ahd. Substrats meine frühere Hypothese (nio ni wihtes) zu Gunsten der Fischer'schen aufgegeben habe, so kann ich doch Fischer's weiteren Ausführungen in Bezug auf dieses Wort noch immer nicht zustimmen. So namentlich, wenn er (Geogr. S. 69 Anm. 4) niuwiht(s) zunächst zu niuwet(s) werden läßt; denn das aus niuwats weiter folgende *uints hätte nach dem, was ich II, S. 5 ff. über ahd. iu ausgeführt habe, bei uns nur *nuds oder allenfalls *nods ergeben können, da vor der Fortis t das u niemals gedehnt worden wäre. Ebenso falsch ist es, wenn (Geogr. S. 57 geschlossen wird, nonds weise durch seinen „Monophthong auf Entstehung vor der nhd. Diphthongierung hin": gerade das Gegenteil ist der Fall.

Digitized by Google

ã [1]), beſchränkter geweſen ſein als bei den unechten Langdiphthongen. Denn während ſie dieſe letzteren im Bereich meiner Aufnahmen überall betroffen zu haben ſcheint, müſſen ſich ihr ĩ und ũ in dem Elta-Bezirk, ſowie in dem wahrſcheinlich damit zuſammenhängenden öſtlichen hädl-Diſtrikt (ſ. oben S. 33) urſprünglich entzogen haben. Im allgemeinen kann man annehmen, daß urſprüngliche Naſaldehnung mit ſpäterer Naſalverdichtung da vorliegt, wo z. B. šd(r)ompf, ronzl, wendr, drẽngä ‚trinken' neben ãbl, kãzl, mädl, šẽgl, drẽgä ‚tränken' ſteht [2]). Weiter aber wird man Verdichtung einfacher naſaler Länge vorausſetzen dürfen für das Gebiet der Formen nint, nends, nonds, die ja — wenn anders niuuiht(es) als ihr ahd. Subſtrat gelten muß — gar nicht anders erklärt werden können [3]).

Man darf alſo immerhin vermuten, daß *ſich rings um das zentrale Gebiet mit frühzeitiger Dehnung bzw. Diphthongierung urſprünglich eine Zone mit einfacher Länge gelegt hat, die von der Diphthongierung nicht mehr erreicht worden* [4]) und dann *hinterher großenteils der Naſalverdichtung verfallen iſt.*

---

1) Ob ã und ẽ überhaupt irgendwo der Naſalverdichtung verfallen ſind, bleibt noch zu unterſuchen. Ich halte es, namentlich in Anbetracht der Thatſache, daß hãdl heutzutage weiter nach Süden reicht als häd, wenigſtens nicht für ganz ausgeſchloſſen, daß die oben (S. 30) angegebenen Grenzen nicht ſowohl die Südoſtgrenze der *Naſaldehnung*, als vielmehr die Nordweſtgrenze der *Naſalverdichtung* bei ã und ẽ darſtellen.

2) Nur *mehrſilbige* Wörter mit gedehnter Stammſilbe bieten eine Gewähr dafür, daß wir es in einer Mundart wirklich mit Naſal-Dehnung und nicht mit der ſpäter zu beſprechenden *monoſyllabiſchen* Dehnung zu thun haben. — Eine andere Frage, auf die hier nicht eingegangen zu werden braucht, iſt natürlich die, ob etwa in weiter öſtlich gelegenen Gegenden die Naſalverdichtung auch noch ſolche naſale Längen betroffen hat, die auf dem Prinzip der monoſyllabiſchen Dehnung beruhten.

3) In Mundarten, die, wie die unſrige, die durch Naſaldehnung entſtandenen Längen noch ſämtlich diphthongiert haben, bieten dieſe Formen ſo ziemlich die einzige Möglichkeit, das Wirken der Naſalverdichtung auf einfache Längen feſtzuſtellen. Die *echten* Diphthonge haben ſich, wie aus dem Bisherigen hervorgeht, der Naſalverdichtung überall und in jeder Stellung entzogen.

4) Dabei kommt es ſchließlich auf dasſelbe heraus, ob die dritte Diphthongierungswelle ſchon vor Eintritt der Dehnung über die betreffenden Ge-

Digitized by Google

Aber freilich sind die lautgesetzlichen Verhältnisse gerade hier durch spätere Wortverdrängung so mannigfach gestört, daß es häufig genug nur bei genauester Kenntnis einer einzelnen Dorfmundart, insbesondere bei vollständiger Beherrschung ihres gesamten Wortmaterials möglich ist, ihre lautgesetzliche Stellung zur Nasaldehnung und Nasalverdichtung mit einiger Sicherheit zu bestimmen. In erster Linie haben, unter dem übermächtigen Einfluß der Verkehrssprache, die Formen mit erhaltenem bzw. restituiertem Nasal sowohl die diphthongierten als die einfachen Längen allenthalben zurückgedrängt, so daß diese oft bis auf wenige vereinzelte Reste verschwunden sind: so z. B. in dem südöstlichen Streifen mit hēdl und hǣdl, ferner am westlichen und nördlichen Rande des Oberamts Balingen [1]), sowie in der Steinlach. Weiter aber haben sich die einfachen Längen gelegentlich auch ihrerseits auf Kosten der diphthongierten Formen ausgebreitet: dies ist z. B. der Fall bei kēbed, das heute die größere Osthälfte des Oberamts Balingen einnimmt [2]).

Aus alledem geht hervor, daß es hier noch manche Nuß zu knacken gibt. Vor allem sollten einmal die Grenzen unserer Dehnung nach allen Seiten genau abgesteckt werden, ein Unternehmen, das besonders im Osten seine Schwierigkeiten haben wird, wo sich Nasaldehnung und monosyllabische Dehnung zu vermischen scheinen [3]).

---

biete hinweggegangen war, oder ob sie dieselben überhaupt nie erreicht hat, wie dies z. B. im Südwesten der Fall ist.

1) Immerhin kann man mittelst des früher (II, S. 65) von mir angewandten Räsonnements, bei dem nur (wahrscheinlich!) die Voraussetzung falsch war, daß Formen mit erhaltenem Nasal von je her ungedehnt waren, aus unserem *nonzg 90 auch jetzt noch wenigstens so viel schließen, daß für die größere (Nord-)Hälfte des u-Gebiets einfache Länge (*nōzg, später nonzg) einst das Lautgesetzliche gewesen sein muß, da sonst das spurlose Verschwinden der Form *nāōzg, die ich für Ostdorf und Umgebung noch immer postulieren muß, nicht zu erklären wäre.

2) Was ich Ostd. Stud. II, S. 70 in Beziehung auf dieses kēbed vorgebracht habe, zeigt nur, wie man ohne genügendes Material bisweilen mit der Stange im Nebel herumfahren kann.

3) Vgl. dazu oben S. 37 Anm. 2. Grenzlinien für einsilbige Wörter, wie sie Fischer auf Karte 1 gibt, helfen hier natürlich wenig, da ja die Dehnung z. B. in hād bei uns auf einem ganz andern Prinzip beruht, als etwa in Ellwangen oder Gmünd.

Digitized by Google

Was insbesondere die Nasalverdichtung vor Tenuis anbetrifft, so ist mir natürlich wohl bewußt, daß diese Hypothese vorläufig nichts weniger als gesichert ist. Immerhin kenne ich bis jetzt auch keine Thatsache, die direkt dagegen spräche; und zudem sehe ich — ganz abgesehen von unserer Nasaldehnung — keinen andern Weg, um zu einer befriedigenden Erklärung von Verbalformen wie unser doand, hoand, seand, geand u. s. f. zu gelangen.

Zum Schluß möchte ich auch noch einmal auf die Vorbedingung unserer Dehnung, die auf den Nasal folgende Tenuis, zu sprechen kommen. Denn die Darstellung, die ich I, 12 ff. von dem Auftreten derselben im Mhd. gegeben habe, befriedigt mich heute nicht mehr in allen Stücken. Erstens einmal hätte ich die Affrikata nicht gesondert behandeln sollen; denn es mußte doch bei Licht besehen für die Dehnung völlig gleichgiltig sein, ob auf die Tenuis gerade die homorgane Spirans folgte, oder irgend sonst ein Konsonant. Der schwächste Punkt ist aber entschieden der Abschnitt c) S. 14; denn mit dem daselbst in der Anm. 2) aufgestellten Synkopierungsgesetz 2 (oder vielmehr mit seinem Wirken vor der Nasaldehnung) sieht es bedenklich aus[1]: ich fürchte, ich habe mich da in einem gewissen circulus vitiosus bewegt.

Indes will ich hier, anstatt mich auf eine weitere Kritik meiner früheren Ausführungen einzulassen, die betreffenden Verhältnisse lieber gleich so darstellen, wie ich es jetzt für richtig halte.

Zunächst ist vorauszuschicken, daß unsere Mundart[2] schon

---

1) Ein Wort wie ahd. *wandarôn müßte, wenn jenes Gesetz vor die Nasaldehnung fiele, bei uns heute unbedingt *wädrä (statt wandrä) lauten; denn bei den schw. Vb. II müßte man dann z. B. auch für die 1. Sing. Ind. Präs. *wäntrön, für den Plur. Prät. *wäntröten u. s. w. ansetzen, oder mit andern Worten: die unmittelbar auf die Stammsilbe folgende Silbe hätte hier überall synkopiert werden müssen. Auch die Anlehnung an ein zugehöriges Substantiv, zu der ich I, 16 meine Zuflucht genommen habe, scheint bei wandrä ausgeschlossen. — Demgemäß wird besagtes Synkopierungsgesetz 2 etwa folgendermaßen zu modifizieren sein:

Unbetonte kurze Pänultima wird (nach kurzer oder langer Silbe) synkopiert vor dentaler Muta oder Spirans: also bëdš(ä), mëdš(ä), aber handlä, wandrä.

2) Natürlich sind diese Abweichungen keineswegs auf unsere Mundart beschränkt; indes habe ich ihre Verbreitung hier nicht zu untersuchen.

Digitized by Google

in der westgermanischen und ahd. Periode gewisse Abweichungen von den in den landläufigen Handbüchern aufgestellten Regeln aufweist.

Einmal nämlich ist die westgermanische Konsonantendehnung auch vor l und r bei uns keineswegs auf die germanischen Tenues beschränkt, sondern trifft jedenfalls auch die Medien bzw. stimmhaften Spiranten, woraus sich, ähnlich wie bei den n-Stämmen, allerhand Doppelformen ergeben[1]). Diese Konsonantendehnung erfolgte auch nach (natur- oder positions-)langer Silbe, und die Geminaten hielten sich dann auch in dieser Stellung mindestens bis zum Eintritt der althochdeutschen Lautverschiebung. Denn während die ungedehnten westgermanischen Medien[2]) nach Nasal im Althochdeutschen sämtlich[3]) unverschoben blieben, haben sich die gedehnten in die entsprechenden Tenues verwandelt. Diese Tenues waren wohl ursprünglich ebenfalls lang; doch scheint die Gemination noch im vorliterarischen Ahd. vereinfacht worden zu sein[4]).

Im Mittelhochdeutschen sodann sind die ahd. Tenues durchaus — auch nach Nasal[5]) — erhalten geblieben. Somit erscheint ahd. Tenuis auch nach Nasal im Mhd. stets noch als solche, mag sie nun

1) in Verbindung mit nachfolgender homorganer Spirans aus westgermanischer Tenuis verschoben sein, wie in däpf, slēză, saegă — gsaŋgă[6]) u. s. f.; oder

---

1) Auf die Möglichkeit einer solchen Erklärung habe ich schon II, S. 59 hingewiesen (s. dort auch die hergehörigen Zitate); doch ist mir erst inzwischen klar geworden, daß dieselbe allein zulässig und die von mir bisher in erster Linie vorgeschlagene aufzugeben ist. — Die Erscheinungen, die Michels (Mhd. Elmntrb. § 162) als spätmhd. „Verschärfung" verzapft, sind wohl ebenfalls größtenteils schon auf westgermanische Konsonantendehnung zurückzuführen, so daß dort nicht sowohl eine spätmhd. Weiterentwicklung als vielmehr ein nachträgliches Hervortreten längst bestehnder Nebenformen in der spätmhd. Literatur vorliegen wird. Die Sache dürfte somit eher in Michels' § 135 gehören.

2) Solche sind nach homorganem Nasal vorauszusetzen: s. Streitberg, Urgerm. Gramm. S. 116 (§ 122).

3) Auch d: s. Ostd. Stud. I, S. 13 Anm. 4.

4) Vgl. Braune, Ahd. Gr.[2] § 96 Anm. 1 Abs. 3.

5) Wegen der angeblichen Erweichung von ahd. t nach Nasal vgl. widerum Ostd. Stud. I, S. 13 Anm. 4.

6) Ich nehme an, daß in unserer Mundart germ. k ursprünglich in demselben Umfang, wie germ. p und t zur Affrikata verschoben war, und daß

Digitized by Google

2) für sich allein westgermanischer Tenuis [1]) entsprechen, wie in wǣdr; oder aber

3) aus westgermanischer geminierter Media hervorgegangen sein, wie in läbälä, rə̄blä, gə̄b, lə̄b, šdə̄b [2]), šdǣblä, wēdl, brēdälä, Ēdeɤä, hǣdl, hēgä. rǣg u. s. f.; oder

4) fremden (vor allem natürlich romanischen) Sprachen entstammen, wie in äbl, mädl, dǣdä u. s. f.; oder endlich

5) in der Verbindung z den palatalisierten Velar des Romanischen vertreten helfen, wie in käzl.

Erst recht bleibt natürlich die ahd. Tenuis erhalten, wenn sie erst im Mhd. infolge von Synkope unmittelbar hinter einen Nasal zu stehn kommt, also in Fällen wie brə̄zä, ēd, hǣd. Wir sollten demnach auch in der 3. Sing. Ind. Präs. der starken Verba IV Formen erwarten wie *nǣd nimmt, *kə̄d kommt; jedoch sind diese lautgesetzlichen Formen bei uns [3]) der Ausgleichung verfallen, so daß wir heute dafür nemd, komd sagen. Und zwar ist *nǣd meines Wissens spurlos verschollen, während sich von *kə̄d wenigstens noch ein Reflex erhalten hat in einer Sage, die sich an den Flurnamen Kə̄d(ä) bzw. Kə̄dṛbax [4]) knüpft. Es wird nämlich erzählt, daß in

---

erst späterhin die Lautverbindung kχ als unbequem aufgegeben und, je nach der Stellung im Wort, zu kh oder k (heute k oder χ) vereinfacht wurde. Man wird darin eine Art progressiver Assimilation sehen dürfen, wie ich andrerseits das hochalemannische χ (vgl. Michels, Mhd. Elmntrb. § 155) durch regressive Assimilation erklären möchte. Freilich gibt auch unser Glēre m. Hilarius(-tag) zu denken.

1) Wahrscheinlich war auch in diesem Fall die Tenuis ursprünglich gedehnt: westgerm. *winttrus; doch thut dies hier nichts zur Sache.

2) Man sollte doch endlich aufhören, solche Formen als niederdeutsch zu verzapfen, wie dies Bohnenberger & Co. mit „Lump" und „Stump" noch in neuester Zeit (Alemannia 1901, S. 257 f.: der Druckfehler „nd-Form" wird gratis dreingegeben) gethan haben. Unsere Vorfahren meinten noch nicht aus Patriotismus ihre Sprache mit Brocken aus dem Berliner Kasernendeutsch verzieren zu müssen.

3) Dagegen hat z. B. Schwenningen (Haag S. 17) heute noch lautgesetzliches nüt, khüüt. Auch die weit verbreitete Form kond darf da, wo wir späte Nasaldehnung zu einfacher Länge mit nachfolgender Nasalverdichtung anzunehmen haben, wie z. B. in Erlaheim, als lautgesetzlich gelten.

4) Vgl. Blätter des Schwäb. Albvereins X, 76; die daselbst vorgeschla-

Digitized by Google

alten Zeiten ein „Reiter“, über dessen Beziehungen zu Ostdorf es verschiedene Versionen gibt, das Thal des Thalbachs entlang zu reiten pflegte, und daß dann regelmäßig bei seinem Herannahen an der Stelle, die deshalb heutzutage Kāōd(ā) heißt, der Ruf ertönte: jez kāōd r. Diese Sage nun, auf deren historischen Hintergrund wir hier nicht einzugehn brauchen, muß sich doch wohl zu einer Zeit gebildet haben, wo die Verbalform ‚kommt‘ mit der ersten Silbe unseres Flurnamens ganz oder nahezu identisch war.

Aber auch ahd. Media wird im Mhd. zur Tenuis im Silbenauslaut, d. h. also entweder

1) im absoluten Wortauslaut, wie in hād, wād, sād u. s. f.; oder

2) vor einem weiteren Konsonanten [1]), mag derselbe nun seit ahd. Zeit unmittelbar auf die Media folgen, wie in kāō(d)bed, bāōdnägl, lādfrend, lägwid, hā(g)bōm m. Auffitzstange im Hühnerstall oder Vogelkäfig (< mhd. *haneboum) u. s. f., oder aber erst infolge späterer Synkope in direkte Berührung mit ihr getreten sein, wie in hēdš, mēdš [2]).

4. Später als die Diphthongierung der alten ē- und ō-Laute, indes vielleicht noch vor die Apokope des unbetonten -e fällt die Dehnung vor rm, die sich bei uns auf a und seine Umlaute beschränkt. Eben wegen dieser Beschränkung, die der Dehnung vor rm mit der vor rn gemeinsam ist, habe ich früher (I, 21 f.) die beiden Erscheinungen zu einer eigenen Gruppe zusammengefaßt. Allein, wie ich bereits I, 27 f. als möglich angedeutet habe und wie sich inzwi-

gene Erklärung des Namens scheint mir noch jetzt möglich, wenn auch allerdings recht unsicher.

1) Vgl. hiezu besonders auch Heusler § 25: hier zeigt sich bei uns wider ein merkwürdiger Anklang an schweizerische Verhältnisse.

2) Auf Grund des I, 16 A. 1 erwähnten Synkopierungsgesetzes hätten wir auch beim starken Verbum III in der 2. 3. Sing. Ind. Präs. Formen zu erwarten wie *glāōbšd *glāōbd, *fāēdšd *fāēd, *sbrāēgšd *sbrāēgd < *chlimpst *chlimpt, *fintst *fint, *sprinest *sprinet; doch hat sich davon, soweit ich sehe, nirgends eine Spur erhalten, und es heißt, infolge von Ausgleichung, stets glemšd glemd, fendšd fend, šbrezšd šbrezd — Auch bei den schwachen Verben I, deren Stamm auf Nasal + Media endet, ist ähnliches vorauszusetzen: es könnte sich deshalb fragen, ob das oben erwähnte hēgā unter diesen Umständen nicht eher hierher zu ziehen wäre.

Digitized by Google

schen (vgl. auch II, 66 f.) immer mehr herausgestellt hat, war diese Gruppierung ein Fehler: die Dehnung vor rm hat, soweit ich jetzt sehe, mit der Dehnung vor rn (und überhaupt vor r + Dental) sonst lediglich gar nichts zu schaffen.

Den oben gegebenen chronologischen Ansätzen möchte ich selbst nicht allzu viel Wert beimessen. Der terminus a quo gründet sich darauf, daß auch jenseits der ér-aer-Grenze meines Wissens keine Formen wie *waerme, *gwaermä vorkommen. Indes beweist das, wie ich wohl weiß, schon deshalb nicht eben viel, weil solche umgelautete Formen meist innerhalb etymologischer Gruppen stehn, so daß z. B. die Form *waerme, selbst wenn sie ursprünglich in der That existiert hätte, inzwischen wahrscheinlich längst der Ausgleichung verfallen wäre und also heute trotzdem wérme lauten würde. — Zudem geht es nicht an, die Diphthongierung der è- und ò-Laute mit derjenigen der i- und ù-Laute in einen Topf zu werfen [1]). Unter diesen Umständen ist es aber auch bedenklich, die beiden Vorgänge ohne weiteres als gleichzeitig vorauszusetzen, wennschon mir bisher keine Thatsache bekannt geworden ist, die eine solche Annahme ausschlösse. Wenn ich demnach die Dehnung vor rm wegen des — übrigens, wie soeben gezeigt, nicht einmal ganz sicheren — Vorhergehns der è-Diphthongierung hinter diejenige vor Nasal + Tenuis gestellt habe, so ist diese Anordnung zwar wahrscheinlich zutreffend, aber auf unbedingte Richtigkeit darf sie vorläufig keinen Anspruch erheben. Ich habe mich eben bei der Einreihung faute de mieux an diesen Strohhalm anklammern müssen.

Noch schlimmer steht es mit dem terminus ad quem. An dem ganzen I, 22 von mir angestellten Räsonnement ist vielleicht nur soviel richtig, daß unser bárm [2]) auf einer falschen Proportion *arn: arm(e) = barn: barm(e) beruht. Allein daß das altauslautende m erst infolge einer ihrerseits durch die Dehnung des Stammvokals veranlaßten Svarabhakti zu n geworden sei, ist eine durch nichts bewiesene Voraussetzung; denn der Lautwandel m > n trat auch

1) Mit Recht hat dies Fischer (Geogr. S. 39) hervorgehoben.

2) Die Form bárm ist für Oftdorf charakteristisch; in den Nachbarorten heißt es meist bá(r)n, in Geislingen bárnd.

Digitized by Google

im Auslaut betonter Silben ein[1]). Demnach muß die Apokope des -e allerdings jünger sein als der erwähnte Lautwandel; aber für ihr zeitliches Verhältnis zur rm-Dehnung ergibt sich daraus kein Anhaltspunkt. Trotzdem glaube ich, diese Vokaldehnung gerade hier einfügen zu sollen, und zwar hauptsächlich in der Erwägung, daß solche dialektische Eigentümlichkeiten, die uns mit der Schweiz gemeinsam sind, in der Regel einer früheren Periode angehören als die von Norden vordringenden Lautwandelungen, die erst in späterer Zeit durch die Entwicklung der politischen Verhältnisse begünstigt wurden. Während wir nämlich allen im Folgenden noch zu besprechenden Vokaldehnungen eine nördliche Herkunft zuschreiben müssen, stammt unsere rm-Dehnung zweifellos aus dem Süden, und dieser Umstand scheint mir immerhin darauf hinzuweisen, daß sie etwas früher anzusetzen ist.

Was die Nordgrenze von arm anbelangt, so ist dieselbe auf Fischer's Karte 18 im allgemeinen richtig angegeben; nur zieht Fischer die drei Orte Geislingen, Balingen, Heselwangen fälschlich zum Dehnungsgebiet, während in Wirklichkeit heutzutage[2]) die Linie Leidringen—Erzingen—Endingen—Frommern die eigentliche Nordgrenze der Dehnung bildet, der Ostdorf nur noch als Insel vorgelagert ist. — Ich gebe nun auch noch von Frommern ostwärts die weiteren mir bekannten Grenzorte, da mehrere der in Betracht kommenden Dörfer auf Fischer's Karten fehlen; es sind dies also: Frommern—Weilheim—Thieringen—Unterdigisheim—Hartheim—Heinstetten—Stetten a. k. Markt—Unterschmeien[3]).

5. In der Zeit zwischen der Apokope des unbetonten -e nach haupttoniger Silbe und der Rundung von mhd. i(r) ist bei uns die

---

1) Vgl. Michels, Mhd. Elementarb. § 101, 3. Auch nhd. „Turm" gegenüber mhd. turn (ostd. durn) beruht wohl auf einer falschen Proportion, wie etwa *wurn: wurme = turn: turme.

2) Daß es im Jahre 1890 noch anders gewesen, möchte ich freilich nicht ohne weiteres bestreiten.

3) Aus alledem geht hervor, wie gründlich falsch Haag's Linie 4 ε in ihrem östlichen Verlaufe ist.

Digitized by Google

Erscheinung eingetreten, welche man ihrem ursprünglichen Wesen nach wohl am richtigsten als monosyllabische Dehnung bezeichnen würde, für die man indes, mit Rücksicht auf ihr späteres analogisches Umsichgreifen, den landläufigen Namen „Dehnung vor einfacher Konsonanz" vorerst nicht wird entbehren können[1]). Von den chronologischen Daten muß sich der terminus a quo erst im Verlauf der Untersuchung als richtig herausstellen[2]), wegen des terminus ad quem vgl. oben S. 10 f.

Fischer kommt (Geogr. S. 20) in Beziehung auf unsere Dehnung zu folgendem Resultat: „Verlängerung alter Kürze ist aus dem NO. gekommen; sie hat zuerst die einsilbigen Formen ergriffen, näher ihrem Ursprung that sie das auch bei doppelter Konsonanz, entfernter nur bei einfacher. Später wurden auch die zweisilbigen Formen ergriffen, aber nur bei einfacher Konsonanz und auch hier im äußersten SW. nicht." Diese Sätze, denen ich nur zustimmen kann[3]), schicke ich hier voraus, um mir dadurch ausführliche Erörterungen allgemeiner Art über die Natur unserer „Dehnung vor einfacher Konsonanz" zu ersparen. Da indes gerade diese Aufstellungen Fischer's den Beifall seiner Fachgenossen, soweit ich sehe, bisher nicht gefunden haben, so möchte ich zunächst doch auf einige der dagegen erhobenen Einwände eingehn.

Bohnenberger (Alemannia XXIV, 29 ff.) beruft sich auf

1) Vielleicht wäre es zweckmäßiger, die Dehnung vor Explosiva bzw. Spirans lenis im Inlaut, die ja durchaus den Charakter eines Lautwandels hat (vgl. unten S. 50 f.), für sich allein als „Lenisdehnung" zu behandeln. — Die von Haag eingeführte Bezeichnung „Lenisauslautdehnung" scheint mir weniger geeignet, da sie die Vorbedingung der Dehnung mit ihrer Folge verwechselt; nach Analogie seiner „R-Dehnung" u. s. w. müßte Haag eigentlich eher von einer „Fortisauslautdehnung" reden.

2) S. unten S. 75 ff.

3) Nur möchte ich betonen, daß bei den von Fischer (S. 19) ebenfalls hierher gezogenen Wörtern ‚Hand', ‚Wind', ‚Nacht', ‚Frucht' bei uns im Westen keinesfalls „monosyllabische", sondern vielmehr „Nasal- bzw. „l-Dehnung" vorliegt: der Fall ist also hier durchaus nicht „prinzipiell derselbe wie oben". Wenn vielmehr hier die alt-zweisilbigen Formen kurz sind, so beruht dies lediglich darauf, daß im Inlaut die Media (bzw. Lenis) wider an die Stelle der auslautenden Tenuis (bzw. Fortis) trat, welch' letztere die Vorbedingung für den Eintritt der Nasaldehnung bildete.

Digitized by Google

den (für die ältere Zeit[1]) gewiß zutreffenden) Satz, daß „offenbar der Bestand des württembergischen S.W. dem des badisch-elsäßisch-schweizerischen Gebietes näher stehend" sei „als dem des N.O.", und meint, „die Formen des äußeren Westens, von Baden, Elsaß und der Schweiz" werde „kaum jemand unter das Gesetz des N.O. zu zwingen wagen"; er erklärt ferner, er „sehe nicht ein, wie man dieses Verfahren (i sāg: sāgə nördlich des Bodensees) mit dem des N.O. zusammenbringen kann, zumal beide Gebiete ... durch einen breiten Streifen getrennt sind." Zu dieser Einsicht hätte indes Herrn Bohnenberger m. E. Fischer's Anm. 2 auf Seite 20 seiner „Geographie" verhelfen können. Oder sollte sich Herr Professor Dr. Bohnenberger nicht vorzustellen vermögen, daß die monosyllabische Dehnung bei ihrem Auftreten im Nordosten die unbetonten -e noch vorgefunden hat, während dieselben später bei ihrem Eintreffen im Norden des Bodensees bereits abgefallen waren? Meinem beschränkten Laienverstand leuchtet so etwas ohne weiteres ein. Was ich dagegen meinerseits nicht verstehe, ist, wie Herr Bohnenberger, angesichts des oben erwähnten i sāg: sagā, zu der Behauptung kommt, daß der Südwesten „heute ohne Rücksicht auf Wortauslaut oder Wortinlaut verfährt": dort liegt doch deutlich monosyllabische Dehnung vor. Die „Verschiedenheit der folgenden Konsonanz" macht sich nur darin geltend, daß das analogische Eindringen der Dehnung in die mehrsilbigen Formen in der Regel nur vor folgender Lenis stattgefunden hat, während andrerseits vor folgender Fortis meist Ausgleichung zu Gunsten der Kürze erfolgt ist[2]).

1) Vgl. oben S. 44.

2) Heusler's m. E. in der Hauptsache richtige Erklärung der Vokaldehnung in geschlossener Silbe (D. alem. Konsonantismus in d. Ma. v. Baselstadt §§ 20 ff.) scheint Bohnenberger & Co. auch heute noch nicht einzuleuchten: sonst wäre Alemannia N. F. II, S. 252 f. wohl nicht von „Bildungen mit ehemaliger gutturaler und labialer Explosiva fortis im Wortauslaut und daraus folgender Bewahrung der Vokalkürze gegenüber inlautender Explosiva lenis mit Vokaldehnung" die Rede und hieße es namentlich S. 250 nicht von Wörtern mit „ehemaliger auslautender Explosiva fortis gegenüber inlautender lenis": „Meist ist die Auslautform durch die Inlautform verdrängt worden."

Digitized by Google

Sodann hat ein Herr Ritzert in einer im wesentlichen kompilatorischen Arbeit (PBB. XXIII, S. 131 ff.), die sich — wie alle Kompilationen — bei der Zunft außerordentlicher Beliebtheit erfreut[1]), unter Berufung auf Bohnenberger's soeben zitierte Ausführungen gegen Fischer's Annahme „Front machen" zu müssen geglaubt. Allein — es ist geradezu tragisch! —, indem Herr Bohnenberger unsere Mundart nicht „unter das Gesetz des N.O. (unter dem hier etwa Bayern oder allenfalls Thüringen zu verstehn sein wird) zwingen" lassen will, liefert er Herrn Ritzert die Waffen, der uns nun, dem allgemeinen Zuge der Zeit folgend, unter das norddeutsche Joch zu beugen sucht. Denn — vermutlich in der Annahme, die Lautgesetze seien in früheren Zeiten von den Gestaden der Nord- und Ostsee nach Oberdeutschland importiert worden, etwa wie heutzutage die Professoren der Germanistik — schreibt Herr Ritzert das niederdeutsche Prinzip der Vokaldehnung in offener Silbe auch dem Schwäbischen zu und belehrt uns demgemäß (l. c. S. 158): „Die Dehnung ist vielmehr zuerst in zweisilbigen Wörtern . . . eingetreten, in denen der Vokal in ungedeckter Silbe stand, und aus diesen ist sie auf die einsilbigen übergegangen. Es ist keineswegs mit F. annehmbar, daß die für das Alemannische giltige Dehnung einsilbiger Wörter mit auslautender Lenis[2]) und die . . . Dehnung einsilbiger Wörter mit Doppelkon-

1) Das allgemeine Entzücken über diese „sehr verdienstliche Zusammenfassung" ist so groß, daß man dem Autor alles unbesehen glaubt. Hiefür ein Beispiel. L. c. S. 137 steht bei Ritzert zweimal fälschlich „Epfingen" statt „Epfendorf", ein Versehen, aus dem ihm m. E. kein besonderer Vorwurf zu machen ist, da einem Dialektforscher, der seine Arbeiten über das gesamte hochdeutsche Gebiet ausdehnt, unmöglich zugemutet werden kann, alle für ihn in Betracht kommenden Orte im Kopf zu haben. Aber nun kommt erst das Heitere an der Sache: Herr Michels zitiert den betreffenden Passus und schreibt bei dieser Gelegenheit den zweimal nach einander vorkommenden Schnitzer, den er aus Fischer's Atlas leicht berichtigen konnte, beidemal begeistert nach, so daß nun auch in seinem Mhd. Elementarbuch § 137 Anm. ein nicht vorhandenes „Epfingen am oberen Neckar" paradiert.

2) Hier verwechselt Herr Ritzert — wenn anders Heusler mit seinen Aufstellungen (§ 16 ff.) Recht hat — Ursache und Wirkung: nicht „Dehnung einsilbiger Wörter mit auslautender Lenis" liegt im Alemannischen vor, sondern Dehnung einsilbiger Wörter mit auslautender Fortis, die

Digitized by Google

sonanz im N.O. des Schwäbischen unter einen Hut gebracht werden können. . . . . Von der Wirkung eines einheitlichen Gesetzes kann somit hier absolut keine Rede sein." — Was soll man zu alledem sagen? Ich denke, es genügt, darauf hinzuweisen, daß es bei uns weit und breit keinen Fall gibt, wo innerhalb desselben Paradigmas Länge in offener Silbe neben Kürze in geschlossener stünde, wohingegegen sich von dem umgekehrten Verhältnis auch bei uns wenigstens noch Spuren nachweisen lassen[1]). Und auch sonst macht sich die Wirkung gewisser der Vokaldehnung abholder einfacher Konsonanzen in erster Linie in mehrsilbigen Wörtern geltend, während sie in einsilbigen seltener und jedenfalls nur da zum Vorschein kommt, wo die Kürze aus mehrsilbigen Formen übertragen ist[2]). Endlich aber: wie erklärt Herr Ritzert die in Westschwaben weit verbreiteten Fälle wie fäl, fẽal, fól[3]), bei denen weder von Übertragung der Dehnung aus einer mehrsilbigen Form noch von Einwirkung der nachfolgenden Konsonanz die Rede sein kann?

Es wird also dabei sein Bewenden haben müssen, daß unsere „Dehnung vor einfacher Konsonanz" ihren Ausgang von den einsilbigen Formen genommen hat, und daß wir demgemäß auch hier — ähnlich wie bei der Diphthongierung der alten Längen[4]) — den heutigen Lautstand des Südwestens, der Gegend jenseits von Haag's Linie 2 Z, für unsere Mundart als Vorstufe der heutigen Verhältnisse vorauszusetzen haben.

Nunmehr gehe ich dazu über, die Entwicklung der „Dehnung vor einfacher Konsonanz" in Ostdorf, so wie sie sich von dem soeben präzisierten Standpunkt aus darstellt, im einzelnen zu schildern, mit gelegentlichen Seitenblicken auf die geographische Ausdehnung der verschiedenen Erscheinungen.

Zunächst trat also Vokaldehnung ein in (alt- und neu-)einsilbigen Wörtern im absoluten Auslaut und vor einfacher Konsonanz,

---

erst infolge der Dehnung des vorhergehnden Vokals zu Lenis geworden ist. Vgl. übrigens auch oben S. 45 Anm. 1.

1) S. unten S. 53 Anm. 3; S. 58.

2) Vgl. unten S. 52 f.; 55 f.; 60; 62 ff.

3) S. unten S. 60 ff.

4) Vgl. Ostd. Stud. II, S. 16.

Digitized by Google

welch' letztere nach der mhd. „Auslautregel" (s. Michels, Mhd. Elmutrb. § 31) durchweg in ungeminierter Fortis bestehn mußte. Für die Fortis und Lenis noch heute unterscheidenden Mundarten des alemannischen Südwestens hat nun Heusler (§ 16 ff.) m. E. überzeugend nachgewiesen, daß bei der Dehnung des Vokals die nachfolgende Fortis zur Lenis abgeschwächt wurde [1]), und ich denke, im Hinblick darauf, daß nur die Lenis später bei uns die Ausbreitung der Dehnung auch auf die mehrsilbigen Formen gestattete, wird man die Fortisabschwächung auch für unsere Mundart voraussetzen dürfen, wenngleich diese Fortis und Lenis heute nicht mehr auseinanderhält, und demnach auch keinen direkten Anhaltspunkt für eine solche Annahme bietet [2]).

1) Wenn man, wie ich es thue, der ganzen Erscheinung das Prinzip der monosyllabischen Dehnung zu Grunde legt, so muß man natürlich (im Gegensatz zu Heusler § 26) annehmen, daß Vokaldehnung und Fortisabschwächung zu einander im Verhältnis von Ursache und Wirkung stehn. Doch muß ich gestehn, daß ich Bopp's gerade entgegengesetzte Auffassung, wenn ich sie auch nicht teile, vom Sandpunkt seiner Mundart aus doch nicht ganz so „seltsam" finde, wie Fischer (Geogr. S. 20 Anm. 1): Bopp könnte jedenfalls für sich geltend machen, daß, wenn man für die Zeit der monosyllabischen Dehnung lautgesetzliche Abschwächung auslautender Fortis nach langem Vokal annimmt, ja auch die Fortes bzw. Geminaten in root, ɔɔss, gliɛɛ u. s. w., die Haag (S. 29) für Schwenningen bezeugt, aus dem Inlaut übertragen sein müssen. — Seltsam erscheint mir eher Heusler, wenn er § 17 die Dehnung nur „unter gewissen Accentbedingungen" eintreten läßt, und uns § 22, ganz im Jargon der Sievers'schen Schule, des näheren belehrt, daß hier der stärker bzw. „schwächer geschnittene Accent" im Spiele sei. Ich bleibe dem gegenüber dabei, daß die monosyllabische Dehnung in haupttoniger Silbe ausnahmslos eintrat; wegen der scheinbaren Ausnahmen s. unten S. 70 ff. — Leider hat sich auch Fischer in der soeben zitierten Anmerkung (1, S. 20) schließlich noch zu einer Konzession an die Akzent-Fanatiker herbeigelassen:

Denn was man nicht erklären kann,
Das sieht man als Pausalform an.

2) Dagegen halte ich bei den Mundarten des Ostens, welche monosyllabische Dehnung vor jeder beliebigen Doppelkonsonanz, z. B. auch vor Affrikaten, eintreten lassen, die Fortisabschwächung für ausgeschlossen. Dementsprechend ist dort die Dehnung schließlich auch vor etymologischer Fortis in die mehrsilbigen Wörter eingedrungen, und wir finden z. B. in Dorfmerkingen bódä (Kaf. obl.) Boten, wẽdr Wetter, in Langenau ebenfalls bódä (aber wẽdr), in Gmünd wẽadr (aber bodä).

Digitized by Google

Die auslautende einfache Fortis konnte im Frühneuhochdeutschen [1]) zurückgehn

I) auf ahd. Media bzw. Lenis, nach der mhd. Auslautregel;

II) auf ahd. Tenuis bzw. Fortis;

III) auf urspr. Geminata, die indes in alteinsilbigen Wörtern schon seit ahd. Zeit vereinfacht war: s. Braune, Ahd. Gr.[3] § 93a;

IV) auf ahd. Nasal + Media (mb, ng), jedoch nur in neueinsilbigen Wörtern [2]): s. Michels, Mhd. Elementarb. § 164.

Für die eigentliche monosyllabische Dehnung als Lautwandel war diese verschiedene Herkunft der auf den zu dehnenden Vokal folgenden Fortis natürlich ganz gleichgiltig: nicht so jedoch für das analogische Eindringen der Dehnung in die mehrsilbigen Formen, da im Inlaut die ursprüngliche Lenis oder Geminata wider hervortrat, und sich von der ursprünglichen einfachen Fortis unterschied. Es empfiehlt sich daher, im Folgenden, wegen der zahlreichen Ausgleichungen zwischen ein- und mehrsilbigen Formen, auch die auslautenden Fortes je nach den Lauten, die ihnen im Inlaut entsprechen, auseinander zu halten und demgemäß die Dehnung vor ursprünglicher Lenis, Fortis und Geminata je für sich zu behandeln. Können dabei die alten Geminaten und die erst in mhd. Zeit aus Nasal + Lenis assimilierten Nasalgeminaten zusammengenommen werden, da der Unterschied zwischen diesen beiden auch im Inlaut nicht mehr hervortrat, so müssen wir andrerseits zwischen den ursprünglichen Lenes eine weitere Unterscheidung treffen, da sich hier die Liquiden zu der analogischen Ausbreitung der Dehnung anders stellen, als die Explosiven und Spiranten.

I. a) Der Ausbreitung der Dehnung am günstigsten ist Explosiva bzw. Spirans lenis. Auch hier hat sich die Länge wohl zunächst innerhalb der stofflichen Gruppen von den einsilbigen auf die mehrsilbigen Formen ausgedehnt; aber mit der Zeit scheint die

1) Vgl. Michels, Mhd. Elmntrb. § 8, 2.

2) In alt-einsilbigen Wörtern trat dafür natürlich Nasal + Fortis ein. Daher muß z. B. von ahd. chrumb der unflektierte Nom. Sing. in unserer Mundart damals lautgesetzlich *krõũ(m)p < mhd. chrümp (mit Nasaldehnung), dagegen der Nom. Plur. M. F. (ahd. chrumbe, -o) *krũ(m) < mhd. chrumme gelautet haben.

Digitized by Google

Verbindung Kürze + Lenis der Mundart geradezu unbequem geworden zu sein, und schließlich ist nun die Dehnung vor diesen Lenes mit solch ausnahmsloser Regelmäßigkeit auch in mehrsilbigen Wörtern eingetreten, daß wir einen weiteren Lautwandel zu konstatieren haben, den wir etwa mit Haag als Lenisinlautdehnung bezeichnen und folgendermaßen definieren können: Alte Kürze wird gedehnt vor Explosiva[1]) oder Spiranz lenis.

Beispiele: gráb n. Grab Pl. grébr, gráb(ă) swm. Graben, grábă graben — i gráb, nábl m. Nabel, nèabl m. Nebel, nèabr m. Eber[2]), i gib ich gebe (Jud.) — i gèab (Konj.), griblă grübeln, úb euch; rád n. Rad Pl. rédr, šád(ă) swm. Schaden, šádă schaden, wádl m. Schwanz, lèadr n. Leder, nídr niedrig, i súd ich siede, bsúdlă besudeln, fídlă n. Arsch < mhd. *vüdeloch; šlág m. Schlag[3]) Pl. šlèg, dág m. Tag, dágă tagen[4]), wág(ă) swm. Wagen, ságă sagen — i ság, wèag m. Weg[5]), ligă liegen — glèagă, ígl m. Igel, béglă bügeln, flúg f. Fliege, kúgl f. Kugel[6]); hóf m. Hof Pl. héf,

1) Zu den Explosiven gehörte damals auch schon b < w, das indes nach alter Kürze nur in der Verbindung ub < juw (vgl. Ostd. Stud. II, S. 12) vorkam. Im Auslaut neu-einsilbiger Wörter wird auch dieses b zur Fortis geworden sein, so daß also z. B. im Nom. Sing. Mask. von niuwi unmittelbar vor der monosyllabischen Dehnung flektiertes *nuber neben unflektiertem *nup, nachher zunächst *nuber neben nūb gestanden haben wird.

2) Wegen des anlautenden n vgl. Fischer, Geogr. § 49 Abs. 1.

3) Unsere Mundart kennt nur die gedehnte Form: also z. B. auch doubă-šlág. Das ungedehnte šlag, das nach Bohnenberger & Co. (Alemannia N. F. II, S. 253) in Bodelshausen vorkommt, geht gewiß auf ein ahd. *slac(k) < westgerm. *slagg- zurück: wie bei so vielen später der i-Deklination folgenden Substantiven, wird auch hier ein alter u-Stamm zu Grunde liegen, und da bei der u-Deklination im Westgermanischen in gewissen Kasus (Nom. Plur. *slaggjuz, Gen. Plur. *slaggwōm: vgl. Streitberg, Urgerm. Gramm. § 177) Konsonantengemination eintreten mußte, so konnte es wohl kommen, daß dieselbe in einzelnen Fällen die Oberhand gewann. — Ähnlich erklärt sich unser šuz m. Schuß < ahd. *scutz < westgerm. *skuttuz.

4) Nur unpersönlich gebraucht; z. B. s dágăd es wird Tag.

5) Wegen äweag ‚weg' s. unten S. 70.

6) Dazu (indes wahrscheinlich nur volksetymologisch angelehnt) kúglupf m. dicker, in einer ringförmigen Form (kúglupf-módl) gebackener Kuchen (nach v. Schmid, Schw. Wb. S. 248 = bayr. „Hefenknopf"), im württembergischen Unterland góglopfă, im Hohenlohischen gglobă genannt.

Digitized by Google

háf(ă) swm. Hafen, hèfur m. Töpfer, óf(ă) swm. Ofen, glúf f. Stecknadel, héfl m. aufbewahrter Brotteig, der ſtatt der Hefe zum Säuern verwandt wird[1] < ahd. *hefil; grás n. Gras, grásă Gras holen, Unkraut im Saatfeld ausjäten, glás n. Glas Pl. glésr, glése gläſern, bás f. Tante[2], hás(ă) swm. Haſe, lèasă leſen — i lis, ésl m. Eſel, hós f. Hoſe; fi n. Vieh, šlăă ſchlagen — i šlá, šdál m. Stahl < ahd. stahal, scă ſehen — i sí — gscă, glie geliehen, i zú ich ziehe, bíl n. Beule[3] < ahd. buhil.

Die Partikeln (Präpoſitionen, Adverbien, Konjunktionen) haben neben den regelmäßigen, gedehnten auch ungedehnte Formen, die dafür eintreten, wenn die betreffende Partikel nicht den Satzton trägt[4]; alſo z. B. á(b) und ab, ibr und ibr, gégă und gegă, wèagă und weagă, widr und widr, ábr und abr, ódr und odr. Demnach heißt es z. B., je nachdem das vorletzte oder das letzte Wort betont iſt: wen r widr komd oder wen r widr komd.

Wegen wanr, reazä u. ſ. f. ſ. unten S. 72.

I. b) Etwas anders liegen die Dinge bei den einfachen Liquiden: hier haben die mehrſilbigen Formen der Ausbreitung der Dehnung bald mehr, bald weniger widerſtrebt, und zwar ſo, daß in einzelnen Fällen die Kürze ſogar ihrerſeits in die einſilbige Form eingedrungen iſt.

1) Dann überhaupt = ‚Überbleibſel, Reſt'; das Wort iſt nicht zu verwechſeln mit heſă f. Hefe < ahd. *hefiu. An héfl angelehnt iſt sourhéfl m. Sauerampfer. — Es iſt gewiß unrichtig, wenn Haag (S. 34) bei ſchwenn. hefsl „Erweichung der Fortis" annimmt: dieſes Wort hat überhaupt nie Fortis (bzw. Geminăta gehabt. Auch ſchwenn. šefs (= oſtd. šeaf f. Schote, ſpez. Bohnenſchote, dann übertr. = cunnus) wird wohl eher auf ein ahd. *scëfa zurückgehn und mit „Schiff" nichts zu thun haben.

2) Dagegen bósle n. Couſine. Ebenſo: fedr m. Onkel, fedrle n. Couſin.

3) Plur. bílr. In der Bedeutung ‚Hügel' kommt das Wort bei uns nur noch in Flurnamen vor: z Bil, uf m Bille, uf m Frbrendă Bil, Gšdelbíl.

4) So entſchieden ich beſtreiten muß, daß in hiſtoriſcher Zeit (vgl. auch unten S. 70, Anm. 4) entſtandene Pauſal- oder Tiefſtonformen in unſern Mundarten erſtarren, d. h. unter andern Akzentbedingungen als denen, unter welchen ſie entſtanden ſind, vorkommen können — und gerade dieſe Hypotheſe bildet ja die Panacee, mittelſt deren die Akzentfanatiker alle Schäden der neuhochdeutſchen Grammatik heilen möchten —, ſo wenig fällt es mir natürlich ein, die Exiſtenz ſolcher Formen überhaupt zu leugnen.

Digitized by Google

Am stärksten ist der Widerstand bei m. Beim Nomen sind mir zwei Fälle bekannt, wo die Kürze aus den mehrsilbigen Formen schließlich auch in die einsilbigen übergegangen ist, nämlich drom n. „Trumm“ [1]) Pl. dremr (< mhd. drümer) und from fromm [2]) flekt. fromr (< mhd. vrumer); sonst ist hier, wenn innerhalb einer stofflichen Gruppe ein- und mehrsilbige Formen abwechseln, die Länge durchgedrungen: nām(ă) swm. Name [3]), rām f. Rahmen, brēm f. Bremse, lām lahm, abgestanden (von Getränken), zām zahm. Ebenso herrscht natürlich Länge in der stets einsilbigen betonten Pronominalform ēm ihm [4]). — Beim Verbum hat die Kürze etwas häufiger die Oberhand gewonnen: se šemă sich schämen — i šem me — šem de, komă kommen — i kom — i dĕ komă. Auffallend ist nēmă ‚nehmen‘, das in den Formen mit altem ē Dehnung, sonst aber überall Kürze hat: i nem — mr nēme — gnomă; vielleicht ist hier das m erst später wider analogisch in lautgesetzliche Formen wie nēa, *nēad < nēn, nēnt (vgl. Michels, Mhd. Elmtrb. § 156) eingefügt worden, wie denn der Infinitiv nēa in unserer Mundart noch heute neben nēmă vorkommt. Verba wie ærāmă ‚einrahmen‘, lēmă ‚lähmen‘, zēmă ‚zähmen‘ stehn natürlich unter dem Einfluß des Nomens, von dem sie abgeleitet sind.

Vor allem aber haben die mehrsilbigen Formen, die nicht in

1) D. h. speziell 1) Fadenende, 2) kurzes (etwa meterlanges) Stück eines Baumstamms, das dann der Länge nach in soidr zerspalten werden kann.

2) Das Wort stammt wohl aus der Kirchensprache; der echt volkstümliche Ausdruck für diesen Begriff ist eher hôalig (daher z. B. hôalig wêarâ Pietist werden, dĕ hôaligă die Pietisten). Analogische Einwirkung von vrummen (oder vielmehr vrümen!), wie sie Bohnenberger & Co. (Alemannia N. F. II, S. 251) für möglich halten, ist kaum denkbar: dazu weicht das Kompositum ăfremă ‚bestellen‘ (bei einem Handwerker), in dem allein unsere Mundart jenes Verbum (vielleicht! denn es könnte auch vromen darin stecken) bewahrt hat, in der Bedeutung zu stark von from ab.

3) Das ursprüngliche Verhältnis schimmert noch durch in der Interjektion gods namă! in Gottes Namen!, wo sich die Kürze erhalten hat.

4) Bei den pronominalen Dativen deam ‚diesem‘ (mhd. dëme) und weam ‚wem‘ (mhd. wëme) ist die Kürze nicht lautgesetzlich, sondern Analogiebildung nach ęam ‚jenem‘ < mhd. ënem (vgl. dazu unten S. 73), wie ja auf dem Einfluß dieses letzteren Pronomens z. B. auch die Nasalierung im Nom. Sing. Mask. dęär ‚dieser‘ (gebildet nach ęär ‚jener‘ < mhd. êner) beruht.

Digitized by Google

grammatischem Wechsel mit einsilbigen stehn, mit wenigen Ausnahmen die alte Kürze bewahrt[1]): hamr m. Hammer, kamr f. Kammer, haml m. Hammel, samlä sammeln, zsemä zusammen, šeml m. „Schemel“[2]), hemäd n. Hemd, kemäd n. Kamin[3]), heml m.

1) Bohnenberger & Co. (l. c. S. 251 f.) hätten dem Ritzert die (übrigens zuerst von Heusler aufgestellte) Theorie von dem „angerückten l, r“ lieber nicht nachbeten, oder, wenn sie das schon thaten, sie wenigstens nicht mißverstehn sollen. Daß jene Theorie auf schwäbische Verhältnisse nicht anwendbar ist, ergibt sich schon aus dem Ostd. Stud. I, 14 Anm. 2 sub 1. erwähnten Synkopierungsgesetz. Denn, zugegeben selbst die Möglichkeit einer Synkopierung der Mittelsilbe nach Liquida bei erhaltener Ultima (die ich, abgesehen von dem oben S. 39 Anm. 1 erwähnten Fall, für die damalige Zeit überhaupt leugne: vgl. auch unten S. 72 Anm. 1) — wie will man dann erklären, daß auch in Wörtern wie haml, die zur Zeit unserer Dehnung höchstens noch in zwei (dazu nicht einmal häufigen) Kasus (Dat. Plur. und vielleicht Gen. Sing.) silbische Endung hatten, die Kürze durchgedrungen ist? — Bohnenberger & Co. scheinen nun aber Heusler's an sich vielleicht ganz vernünftige, nur eben für's Schwäbische seiner Synkopierungsgesetze halber nicht passende Hypothese gar noch dahin verbessern zu wollen, daß sie die Gruppen ml, mr (die sowohl Ritzert als Heusler nur in Fällen wie himlen, himlist voraussetzen) auch silbenschließend, also selbst in Fällen wie himl-komt, auftreten lassen. Anders kann man es wenigstens kaum verstehn, wenn die Tübinger Firma l. c. S. 252 orakelt: „Durch verschiedene Silbengrenze erklärt sich: hĕml aus himel, aber hĕmələ = himelen in M.“ (wo steht das übrigens bei Bopp?) Oder sollte man in Tübingen im Ernst für möglich halten, daß bei Substantiven eine Satz-Sandhiform die Oberhand gewinnt?

2) Dieses Wort hat bei uns nicht die schriftsprachliche Bedeutung (wir sagen statt dessen šdübädiele), sondern bezeichnet einen bestimmten Teil des Wagens, für den ich in der Schriftsprache keinen kurzen Ausdruck finde, so daß ich etwas weit ausholen muß. Auf dem vorderen „Achsenstock“ (vgl. dazu Ostd. Stud. II, S. 44) liegt zunächst das griesbrid auf, aus dem ein eiserner Zapfen, der „Blocknagel“ (blórnägl: vgl. unten S. 63 Anm. 3) emporragt; um diesen Zapfen nun dreht sich in horizontaler Richtung ein auf dem griesbrid aufliegender viereckiger Balken, auf dem das obere Wagengestell ruht: dieser Balken heißt bei uns šeml (in Onstmettingen gifblog, in Hausen i. Killerthal und Beringendorf ghilfblog).

3) Die Endung -äd beruht auf Suffixvertauschung; kemäd ist in unserer Gegend vorherrschend, nur im NW. tritt dafür kemĭg (bzw. -ix) ein: Vorposten letzterer Form gegen uns her sind Flözlingen — Irslingen — Leibringen — Isingen — Erlaheim — Heiligenzimmern (die bisher genannten Orte haben ig, die folgenden ix) — Mühringen — Eckenweiler — Remmingsheim. (Ebenso hat z. B. Bergfelden auch komix Kummet.)

Digitized by Google

Himmel, komäd n. Kummet, somr m. Sommer, dremlä taumeln[1]), kemix m. Kümmel[2]). — Länge ist mir in unserer Mundart nur bei drei derartigen Wörtern bekannt: ēmr m. Emer (triticum dicoccum), dēamr m. Dämmerung, ēme n. Immi[3]).

Schon bedeutend weniger sträubt sich l gegen die Dehnung des vorhergehnden Vokals. Beim einsilbigen Nomen ist mir hier kein Fall von Kürze bekannt: šāl f. Schale[4]), wāl f. Wahl[5]), zāl f. Zahl[6]), gèal gelb[7]) < ahd. gëlo, šbīl n. Spiel, kōl f. Kohle, hōl hohl, él n. Öl. — Beim Verbum haben wir zwar šelä schälen[8])

---

1) Doch wohl < mhd. *trümelen (oder *drümelen?): vgl. dazu Erbe, D. schwäb. Wortschatz S. 27. — Dazu noch dremëlig schwindlig (s išd mr dremëlig); dremële n. 1) beinerner Hosenknopf 2) aus einem solchen Knopf verfertigtes Spielzeug, eine Art Kreisel (s dremële šbrezä lāō); dremlsub f. ebenfalls ein Spielzeug, bestehnd aus einer leeren Haselnuß, durch die ein hölzernes, unten mit einem Apfel oder einer Kartoffel beschwertes Stäbchen gesteckt wird; auf dieses Stäbchen wird (innerhalb der Nuß) ein Faden aufgewickelt, dessen anderes Ende durch ein Loch in der Nußschale hindurchläuft. Packt man nun die Haselnuß mit der einen Hand und zieht mit der andern kräftig an dem Faden, so wickelt sich dieser so rasch ab, daß das Stäbchen mitsamt dem unten angebrachten Apfel in Schwung gerät und schließlich den abgewickelten Faden, wenn man ihn rechtzeitig losläßt, von selbst wider aufwickelt.

2) Auch hier haben wir wider Suffixvertauschung, diesmal auch bei uns zu Gunsten des -ix.

3) Das ēmo ist bei uns ein Getreidemaß, und zwar der vierte Teil eines fierdl; z. B. ă-n- ēmo hábr.

4) Z. B. von Nüssen; dagegen heißt die Kartoffelschale šelšäz f., die Schale von Äpfeln u. dergl. houd f. — Mit diesem einheimischen šāl ist bei uns (auch dem Geschlecht nach) zusammengefallen das aus engl. shawl entstandene šāl f. Shawl, Kopftuch (bei der jüngeren weiblichen Generation an die Stelle der bagähoub getreten: vgl. Bl. d. Schw. Albv. X, 117): also zwuo šālä auch = zwei Shawls.

5) Erwähnenswert ist der Ausdruck d wāl = frz. le plus préférable; z. B. ä šē giedle išd d wāl fur ēn bourä.

6) Dieses Wort bezeichnet bei uns auch das Aspl, wo beim fazädles-Spiel nicht gefangen werden darf (im Hohenlohischen bode f.).

7) Daneben steht ein (ohne Zweifel stammverwandtes) Adjektiv galb < ahd. ëlo (oder eigentlich ëlwe), womit die blaßgelbe, welke Farbe der unter Luft- und Lichtmangel leidenden Zimmerpflanzen bezeichnet wird.

8) Herrn Rietzert (l. c. S. 158) erscheint „als das einzig mögliche" die Annahme, daß hier und bei zolä noch die alte Geminata nachwirke: aber wie steht es dann mit der Kürze bei holä und solä?

Digitized by Google

— i šel, zelă zählen — i zel, solă sollen[1]) — i sol, holă holen — i hol; doch kommt neben holă auch schon, wenngleich seltener, gedehntes hólă vor, und ausschließlich herrscht die Länge z. B. bei zálă zahlen, wálă wälzen, rollen[2]), wélă wählen, šdêală stehlen — i šdíl — gšdólă, šbílă spielen, dólă dulden < ahd. dolôn, oushílă aushöhlen. — Wörter ohne einsilbige Formen sind bei l überhaupt nicht häufig; die Kürze ist erhalten in šwilig schwül < mhd. *swilec, sele so sehr[3]) < mhd. sölich, belṛ m. Böller < mhd. böler, sowie in den Fremdwörtern dèlṛ n. Teller[4]) und jule m. Juli; Länge erscheint in wélṛ welcher < mhd. welicher, míle f. Mühle, gúlṛ m. Hahn[5]), file n. Füllen < mhd. vülin. Wegen wol wohl s. unten S. 71.

Vor in- und auslautendem einfachem r ist Vokaldehnung Regel; die einzige einigermaßen sichere Ausnahme bildet karig karg, geizig[6]) < ahd. karag. Im übrigen finden wir durchweg Länge:

---

1) Dieses Wort ist bei uns im ganzen Indikativ Präs. zur konjunktivischen Flexion übergegangen: sol, solĕšd, sol; sole, sole, sole.

2) Wird transitiv und intransitiv gebraucht: ẹabĕs uf d seidă wálă; d kend wálăd uf ṃ bódă rom. — Übrigens scheint sich in unserem wálă ein ahd. walôn ‚wälzen' mit ahd. wallôn ‚sprudeln' vermischt zu haben; denn man sagt z. B. auch von einer Wunde: s bluod išd rousgwálăd.

3) Z. B. id sele feil nicht gar so viel; daneben erscheint auch (mit Suffixvertauschung) selig. — Haag (Baarm. S. 20) setzt zu diesem Wort in Klammern: „sêl-lîch?", eine Etymologie, auf die er jedenfalls nicht sele stolz sein darf.

4) Oder sollte dieses Wort (das, ebenso wie fêlă ‚fehlen', aus den ostfranzösischen Mundarten zu stammen scheint, in denen a auch vor mouilliertem l zu e wird: vgl. Meyer-Lübke, Gr. d. rom. Spr. I, § 232) erst nach Abschluß unserer Dehnung übernommen worden sein?

5) Die Endung -ṛ ist indes hier wahrscheinlich erst später angehängt worden, ähnlich wie bei der (mir aus Schwarzenberg OA. Freudenstadt bekannten) gleichbedeutenden Form hănṛ. Das Wort wird ursprünglich auch bei uns — wie noch heute weiter im Süden — gúl(ă) < ahd. *gulo gelautet haben. Etymologisch ist gul- natürlich Schwundstufe zu dem in ahd. galan ‚singen' vorliegenden Stamme gal.

6) Hier wird sich die Kürze unter dem Einfluß der unflektierten Form *karg gehalten haben, die wir für jene Zeit voraussetzen müssen nach folgendem Synkopierungsgesetz unserer Mundart:

Geschlossene kurze Ultima, die auf gutturale Muta oder Spirans endigt, wird synkopiert nach betonter (kurzer oder langer) Silbe.

Digitized by Google

bár n. Paar, dár dort, wèar wer, mier mir, wir, bier f. Birne [1]), dôar n. Thor, šúr f. Scheuer < *schi̯ure [2]). fáră fahren, háră rufen [3]) < ahd. harên, wéră wehren, wèară währen < ahd. wërên, šmieră schmieren, bôară 1) bohren 2) hart arbeiten [4]), šúră schüren. Auch Fälle wie dúr durch < mhd. durch, fúr swf. Furche < mhd. vurch gehören wohl hierher, da die Spirans ch nach Konsonanten wahrscheinlich schon damals vollständig geschwunden war [5]).

Vor n ist die Dehnung so gut wie ausnahmslos durchgedrungen: rã mager, schlank, dẽa den [6]), ẽn ihn, sõ m. Sohn, ãnă swv. II ahnen, mãnă mahnen, ẽne m. Großvater [7]), dẽană swv. II dehnen, sich erstrecken (< ahd. *dënôn!), ẽnă ihnen, gwõnăd 1) gewöhnt 2) f. Gewohnheit [8]), jõne m. Juni, bẽne f. „Bühne" [9]). Als

Dieses Gesetz ist älter als unsere Dehnung, fällt indes später, als das I, 16 A. 1 erwähnte: denn aus Formen wie ãẽs < ünsh < ünsih geht hervor, daß es auch nach langer Silbe erst nach dem zweiten Umlaut gewirkt haben kann. — Die Endung -ĭg wird dann später unter dem Einfluß der Adjektive auf altes -îg wider eingedrungen sein. Von einer Entstehung des ĭ durch Svarabhakti kann keine Rede sein, da man sonst ebenso gut auch *arĭg arg u. dergl. Formen erwarten müßte.

1) Die Brechung des i ist bei bier viel weniger verbreitet, als bei mier, dier u. s. f. Daraus wird man schließen dürfen, daß sie ursprünglich nur den einsilbigen Formen zukam, so daß also das lautgesetzliche Verhältnis wäre: bier Plur. biră. Andrerseits beweist das gänzliche Fehlen von Formen wie *šdieră < *stüren, *dier Thür u. s. w., daß die Brechung älter ist, als die Entrundung des ü. — Vgl. übrigens auch oben S. 4 und S. 10.

2) Vgl. Ostd. Stud. II, S. 11 f.

3) Z. B. mă hòd zom ẹasă ghárăd (zum Essen gerufen).

4) Vielleicht gehört Bed. 2) zu einem ganz andern Wortstamm als Bed. 1), nämlich zu ber- ‚tragen'.

5) Vgl. Michels, Mhd. Elementarb. § 165. Anders verhält sich h zwischen r und Konsonant: s. unten S. 96 f.

6) Kurzes wean ‚wen' (mhd. wën) und deană ‚diesen' (mhd. dënen) beruht auf Analogiebildung nach ẹan bzw. ẹană: vgl. oben S. 53 Anm. 4.

7) < mhd. *ānîn: vgl. Ostd. Stud. II, S. 63 Anm. 2.

8) Vgl. Ostd. Stud. II, S. 36.

9) D. h. 1) oberer Hausflur: vgl. oben S. 16 Anm. 3; 2) Plafond der Wohnstube; 3) oberer Bodenraum, Speicher. Zu erwähnen ist noch das Kompositum haebẽne, worunter man den Scheunenraum links von der Tenne, zwischen Schlafkammern und midlóbṛdă (im vertikalen Sinn), versteht: vgl. dazu die Skizze Bl. d. Schwäb. Albv. X, 116.

Digitized by Google

ein letzter Reflex des urſprünglichen Verhältniſſes iſt es zu betrachten, wenn neben gedehntem hä(uä) swm. 1) Vogelmännchen [1]) 2) Faßbahn die alte Kürze noch hervortritt in dem Pflanzennamen hanäfuos m. ‚Hahnenfuß' (Ranunculus acer). Wegen ęane, hearnă, dearnă ſ. unten S. 73 f.

Auch hier wider (vgl. oben S. 52) erſcheinen bei den Partikeln ungedehnte Doppelformen; für naſalierte Länge tritt dabei orale Kürze ein. Alſo foar neben fôar, fur neben für [2]), dur neben dür (durch); ă und ā [3]) an, ĕ und ē [4]) in, fŏ und fō von u. ſ. w.

An dieſer Stelle ſeien nun auch noch einige geographiſche Bemerkungen eingeſchaltet.

Während vor Exploſiven und Spiranten (natürlich nur, ſoweit ſie Lenes ſind) die Vokaldehnung bis zu einer gewiſſen Linie (Haag's 2 ζ) ausnahmslos auch in die mehrſilbigen Wörter eingedrungen iſt, liegen die Verhältniſſe bei den Liquiden viel ungleichmäßiger. Im allgemeinen läßt ſich hier ſagen, daß die Dehnung vor r und u meiſt über Haag's 2 ζ hinaus vorgedrungen [5]), vor l und beſonders vor m dagegen großenteils hinter derſelben zurückgeblieben iſt.

Gedehntes šélă und zélă hat unmittelbar vor Oſtdorf Halt gemacht; die Grenze iſt auf Fiſcher's Karte 1, ſoweit ich ſie kontrolieren kann, richtig angegeben: ſie folgt von Heiligenzimmern bis Harthauſen a. d. Scheer genau der württembergiſch-hohenzollerſchen Landesgrenze; ſüdlich von dem letztgenannten Ort ſpalten ſich die Linien für šélă und zélă: während die erſtere zunächſt in derſelben (ſüdöſtlichen) Richtung weiter läuft, biegt die letztere ſcharf nach Oſten um, ſo daß alſo z. B. Benzingen, Beringendorf, Jungnau zelă neben šélă haben.

1) Der Haushahn heißt dagegen bei uns gúlr (ſ. oben S. 56).

2) = für: vgl. oben S. 2.

3) Vgl. z. B. den Infinitiv äfaŗă mit dem (urſprünglich gleichlautenden) adverbialen äfaŗă.

4) Bei äweag < mhd. enwëc < ahd. *inwëg muß die Präpoſition ſchon in ahd. Zeit in den Tiefton getreten ſein.

5) Ich entnehme dies aus Haag's Angaben über die „Lenisinlautdehnung" (S. 51 f.); in den Bereich meiner eigenen Aufnahmen fällt keine der hier in Betracht kommenden Grenzen.

Digitized by Google

Schreitet die Dehnung vor l, wie auch der weitere Verlauf der betreffenden Linie auf Fischer's Karte 1 zeigt, im großen Ganzen von Norden nach Süden vor, so scheint sie sich vor m mehr in ost-westlicher Richtung auszubreiten.

Bei năm(ă), wo ein- und zweisilbige Form mit einander in Konkurrenz treten, hat die Dehnung in Ostdorf gerade noch die Oberhand gewonnen; ebenso weiter nördlich[1]) in Owingen, Haigerloch, Hart, Wachendorf, Mühringen; dagegen heißt es bereits nam(ă) in Trillfingen, Grnol, Binsdorf, Erlaheim, Geislingen. Dann aber springt năm(ă) nach Westen vor und herrscht ausschließlich in Isingen, Rosenfeld, Bergfelden; in Leidringen und Böhringen steht es als jüngere Form neben älterem nam(ă). Weiterhin geht die Grenze zwischen Erzingen und Dormettingen, dann zwischen Unterdigisheim und Obernheim hindurch und folgt sodann von Königsheim ab Haag's Linie 2ζ.

Erheblich weiter ist die Dehnung bei dem stets zweisilbigen hamr zurückgeblieben; hier sind die westlichsten Vorposten von hămr: (nicht Thalheim) — Salmendingen — Ringingen — Hausen i. Killerth. — Thailfingen — Meßstetten — Stetten a. k. Markt — Unterschmeien[2]).

Etwas anders ist der Verlauf bei dem gleichfalls stets zweisilbigen Adverbium zsemă; westlichste Vorposten von zsĕmă: Dußlingen — Ofterdingen — Bodelshausen — Belsen — (nicht Beuren) — Ringingen — Truchtelfingen — Ebingen — Hausen i. Thal — Leibertingen.

Am weitesten ist šĕmă zurückgeblieben; westliche Grenzorte: (nicht Thalheim) — Salmendingen — Ringingen — Hausen i. Killerth. — Truchtelfingen — Ebingen — Straßberg — Frohnstetten — Storzingen — Junguau[3]).

1) Ich bin auf diese Grenze erst nachträglich aufmerksam geworden; mein Material ist daher zunächst noch lückenhaft und reicht nicht aus, um eine eigentliche Grenzlinie zu ziehen.

2) Haag's Linie 2 η ist demnach teilweise unrichtig.

3) Bei dieser Gelegenheit möchte ich die Herren Bohnenberger & Co. darauf aufmerksam machen, daß man aus Alemannia N. F. II, 251 für Bodelshausen gedehntes šĕmă erschließen muß, wenigstens solange einen das

Digitized by Google

II. Vor ahd. einfachem t ist die Dehnung bei uns nirgends in die mehrsilbigen Formen eingedrungen, sondern ist vielmehr auch in den einsilbigen größtenteils durch Ausgleichung zu Gunsten der Kürze wider beseitigt; doch hat sie sich noch erhalten in dem Substantiv lid n. Deckel[1]) < ahd. lit, sowie in der Verbalform büd biete < mhd. biut (Imper.) bzw. biute (1. Sing. Präs. Ind.). Sonst herrscht allenthalben Kürze: šdad f. Stadt, glad glatt, drid(ä) swm. Tritt, bod(ä) swm. Bote, god m. Gott, dod f. Patin < ahd. *tota, sud m. 1) Sud 2) Aufregung[2]) < ahd. *sut, dud f. Zitze[3]) < ahd. tuta. Wegen mid mit s. u. S. 70.

III. IV. Vor alter, sowie aus Nasal + Media assimilierter neuer Geminata, die im Wortauslaut vereinfacht wurde, ist die Vokaldehnung in einsilbigen Wörtern nicht so ganz selten erhalten geblieben, ja in einzelnen Fällen ist sie sogar, trotz der folgenden Doppelkonsonanz, in die mehrsilbigen Formen eingedrungen.

In erster Linie kommen hier die geminierten Liquiden in Betracht. Wir finden also: bál m. Ball, fál m. Gefäll[4]), hál m. (Wider-)Hall[5]), ibrál überall, wál m. Wallung, Strudel[6]) < ahd. *wal(l) (von hier aus ist die Dehnung dann auch in das Verbum

auf derselben Seite figurierende vrummen (vgl. oben S. 53 Anm. 2) nicht auf die Vermutung bringt, daß die verehrliche Firma hier doppelkonsonantiges schemmen zu Grunde legt.

1) Vielleicht hat hier ahd. lid ‚Glied' eingewirkt. — Zu erwähnen sind noch die Komposita muodlid hölzerner Deckel auf der Backmulde; subälid rundes Brettchen zum Zudecken der Suppenschüssel; auch aoglid ist (neben aogädegl) trotz der gegenteiligen Behauptung Fischer's (Schw. Wb. 443) der heutigen Mundart nicht fremd.

2) Zu Bed. 2) vgl. das II, 22 erwähnte, so ziemlich gleichbedeutende jëšd, daß zu jësen ‚gären' gehört. Man hört bei uns namentlich viel die Redensart: dă sud hăd wie s Hilzerjrs sou, die sich auf das klassische Diktum eines längst verstorbenen, aber in der Erinnerung noch fortlebenden Mannes dieses Namens (Hilzinger) bezieht.

3) Dazu das Diminutiv didle n. Brustwarze.

4) Vom Wasser gebraucht; vgl. indes auch den Flurnamen Wasrfalä. Daneben (aus der Verkehrssprache entlehnt?) fal m. Fall; z. B. ĕn jédă fal auf jeden Fall.

5) Vgl. dazu Ostd. Stud. I, S. 29.

6) Wohl nur in der Verbindung: ĕn wál ibr ǫabĕs lăd etwas aufkochen lassen.

Digitized by Google

frwélă ‚aufkochen laſſen' eingedrungen; wegen wálă ‚hervorſprudeln' vgl. oben S. 56 Anm. 2), -šdál < ahd. stal(l) in dem Flurnamen Hamṛšdál[1]), él f. Elle, fèal n. 1) Fell 2) Hautwunde[2]) Plur. fèalṛ, fól voll[3]), -ból < ahd. *bol(l)[4]) in den Flurnamen Ból und Hèzăból (= „Elſternhügel"). Ferner šdă m. unterer Teil deš Baumſtamms[5]) < ahd. stam(m), ẽm 1) m. Bienenſtock 2) f. Biene < ahd. imbi; mă m. Mann, kă kann[6]), fóarsbă m. Vorſpann, bă f. Markung[7]) < ahd. ban(n), kẽ n. Kinn[8]) < ahd. kinni. Endlich gehören noch

1) Vgl. dazu Bl. d. Schwäb. Albv. X, 74. — Als Appellativum lautet ahd. stal bei uns nie anders als šdal m.; vgl. übrigens unten S. 77.

2) Hier liegt wohl Vermiſchung mit dem Fremdwort fèlă ‚fehlen' vor; fèal 2) alſo eigentlich = „Fehle".

3) Kompar.: félṛ — félšd; Nom. qual.: féle f. — Als Adverbium hat das Wort kurzen Vokal: fol; doch ſagt man dafür häufiger foldsĭg (< *vollentsec?): z. B. ęabẽs foldsĭg fédĭg maxŭ.

4) Vgl. über dieſes Wort die Ausführungen Keiper's Z. f. hd. Ma. II, 43 ff. In der Hauptſache, der Anſetzung eines ahd. Subſtantivs boll ‚Hügel', kann ich dem Vf. nur beiſtimmen. Indes beruht es auf Unkenntnis der ſchwäbiſchen Vokaldehnung, wenn l. c. S. 49 Buck ein Vorwurf daraus gemacht wird, daß er „Boll" und „Bohl" in einen Topf werfe. Es iſt doch viel einfacher, ból durch monoſyllabiſche Dehnung aus boll zu erklären, als es auf ahd. *bohal, eine ad hoc konſtruierte Nebenform zu ahd. buhil, zurückzuführen, wenn ſchon dies ja an ſich auch nicht unmöglich wäre. „Bühl" iſt dann natürlich vorerſt von „Bohl" und „Boll" zu trennen; indes dünkt es mich keineswegs ſo ganz ausgeſchloſſen, daß auch der ahd. Wortſtamm boll- in letzter Linie auf die idg. Baſe bheyequ ‚biegen' zurückgeht. Vgl. auch oben S. 52 Anm. 3.

5) Dazu die Kompoſita šdădrom n. ‚dickſter Teil des šdă bis zu 1 m Höhe' (vgl. oben S. 53 Anm. 1) und šdăgloz m. ‚aus einem šdă beſtehender séaggloz' (vgl. Oſtd. Stud. II, S. 38 oben). — Entwicklungsreihe wahrſcheinlich stamm > stam > *stan > *stän > šdă: vgl. Michels, Mhd. Elmntrb. § 101, 3. Daneben ſteht eine häufigere, zur ſchwachen Flexion übergetretene Doppelform šdam(ä), genau in der Bedeutung des ſchriftſprachlichen „Stamm".

6) Dagegen heißt es bei uns im Konj. Prät. kend; die Form kẽd in Bodelshauſen (Alemannia N. F. II, S. 257) iſt vielleicht nur Analogiebildung nach kă. Vgl. indes auch unten S. 67 Anm. 1.

7) Dieſes Wort zeigt ſich im Genus durch das gleichlautende Femininum bă < ahd. bana beeinflußt.

8) Im Südoſten, etwa bis zu einer Linie Göggingen — Langenhart — Kreenheinſtetten — Schwenningen — Nuſplingen — Obernheim — Laufen a. Ęach — Hauſen i. Killerthal — Schlatt — Bodelshauſen — Möſſingen, lautet dieſes Wort keŋ bzw. keŋg (letzteres wohl an

Digitized by Google

hierher gewisse Formen des Konj. Prät. der starken Verba III, wie šwǫ̈m ‚schwämme' < ahd. swummi, šbrǫ̈ŋ ‚spränge' < ahd. sprungi; daher dann auch im Plur.: šwǫ̈me, šbrǫ̈ŋe [1]). — Im übrigen herrscht auch in einsilbigen Wörtern meist Kürze: am(ă) f. Mutter, šdem f. Stimme, lam [2]) n. Lamm, dom dumm, grom krumm, sen m. Sinn, son f. Sonne, den dünn, laŋ lang, eŋ eng, deŋ n. Ding, joŋ jung, heal hell, wil will, dur dürr. Wegen deŋ Tenne [3]) vgl. S. 61 Anm. 8; wegen om um s. unten S. 70.

Vor geminierter Spirans ist Dehnung eingetreten in dás daß, dés das, dies (aus ahd. daz(z) bzw. dez(z)), wás was [4]) < ahd. hwaz(z), bis bis [5]) < mhd. biz(z). Außerdem in einigen Formen des Verbums lā̃ ‚lassen', nämlich 1) in der 2. Sing. Imper. und 1. Sing. Ind. Präs.: lás bzw. i lás und 2) im ganzen Konjunktiv Präs.: lás, lášēšd, lás; láse [6]), láse, láse; man muß diesen Verbalformen doch

„henken" angelehnt). — Beachtet man nun, daß auch in Ostdorf ahd. tenni ‚Tenne' in der Form deŋ n. erscheint, so könnte man auf den Gedanken kommen, daß wir hier die äußersten Ausläufer der „Nasalverdichtung" im absoluten Auslaut vor uns haben, analog dem wiŋ ‚Wein' ꝛc. nördlich des Bodensees: vgl. oben S. 26 ff., 35 ff. Auch dies ist natürlich vorläufig nicht mehr als eine Vermutung, aber doch vielleicht der Erwägung wert.

1) Vgl. zu diesen Formen auch oben S. 8 Anm. 2. Ebenda wäre etwa noch zu erwähnen gewesen, daß auch Schwenningen (Haag S. 22) Konditionale wie wuurt, šluog, bluub kennt (dagegen aber: šprexŋ, neem); wie indes Haag solche Formen durch Rückumlaut erklären will, bleibt mir ein Rätsel.

2) Bei diesem und den folgenden Beispielen mit nasaler Geminata < Nasal + Explosiva lenis ist zu beachten, daß den alt-einsilbigen Formen lautgesetzlich überhaupt keine Geminata, sondern langer Nasalvokal (bzw. Nasaldiphthong) Explosiva fortis zukommt: vgl. oben S. 42, sowie S. 50 Anm. 2.

3) Auch in dem zweiten Bestandteil des Geislinger Waldnamens Buohäden, den ich Bl. d. Schwäb. Albv. X, 77 auf ahd. ding zurückgeführt habe, möchte ich jetzt lieber ein ahd. *(gi)tenni ‚Tannenwald' sehen.

4) Der Kuriosität halber sei hier angeführt, daß Ringingen in Hohenzollern auch für „was" die umgelautete Form wés < ah. wez(z-ist) hat, entsprechend unserem dés < ahd. dez(z-ist).

5) Dazu das Adverbium dbis unterdessen; wegen des gleichbedeutenden bisdrd vgl. unten S. 70.

6) Natürlich heißt es dann bei uns auch in der 1. Plur. Ind. láse. Übrigens ist bei all diesen mehrsilbigen Formen die Kürze (lašēšd, lase) noch vielleicht ebenso häufig, als die durch Ausgleichung eingetretene Länge.

Digitized by Google

wohl ein mhd. *laz, *lazze, *lazzen zu Grunde legen, wenn auch die alte Kürze a hier sehr auffallend ist[1]). Weiter gehören hierher die Pronominalformen i ich, mi mich, di dich[2]); ferner nō noch < ahd. noh(h) (mit progressiver Nasalierung), blō- < ahd. bloh(h) in dem Kompositum blórnägl m. „Blocknagel“[3]), endlich wohl auch grēa fertig[4]) (< mhd. *gerēch?). — Zu übrigen ist die Kürze meist auch in die einsilbigen Formen eingedrungen: af(ă) swm. Affe, reaf n. hölzerner Rechen an der Sense[5]) < ahd. hrēf(f), šif n. Schiff, buf m. 1) Kraftausdruck, Fluch 2) Puff, Stoß[6]) < ahd.

1) In Schwenningen, Reutlingen (Wagner S. 62) und Münsingen (Bopp § 12) erscheinen ebenfalls Formen, die auf ursprüngliche Kürze hinweisen; Haag (S. 42) setzt indes zu la in aller Seelenruhe in Klammern läz, als ob die Entsprechung schwenn. a = mhd. ā etwas ganz alltägliches wäre. Oder sollte er, ähnlich wie Bopp (an dem so etwas — bei der liebevollen Einführung, die ihm zu Teil geworden: vgl. Ostd. Stud. II, S. 30 Anm. 1 — weiter nicht wunder nimmt), auch hiefür den „uneigentlichen Tieften“ verantwortlich machen wollen?

2) Diese gedehnten Formen sind dann im Tiefton, der Regel gemäß, zu e, me, de geworden; aus dem gleichfalls vorkommenden se läßt sich ein (jetzt verschollenes) betontes *sī ‚sich‘ erschließen. — Übrigens ist dies sozusagen schon die zweite Garnitur von Tieftonformen, die sich unsere Mundart geleistet hat. Eine ältere, vielleicht schon aus ahd. Zeit stammende Reihe ist heute bis auf wenige Spuren außer Gebrauch gesetzt, ohne Zweifel, weil sie durch das oben S. 56 Anm. 6 erwähnte Syntopierungsgesetz allzu stark verschliffen und dadurch unbrauchbar geworden war. Einen Rester dieser älteren Serie haben wir in Sätzen wie: dō hāō dr grömäd = „da habe ich dir etwas mitgebracht“ (vom Markt oder dergl.); denn hier liegt dem hāō offenbar ein ahd. hân-ih zu Grunde: hân-ih > hōn-h > hāō. Ebenso ist die (im Veralten begriffene) Partikel glae = „glaub ich“ aus ahd. giloub-ih entstanden. Und endlich könnte in den Redensarten s hōd s, s duod s, wofür in der Verkehrssprache „es hat sich“, „es thut sich“ eintritt, das zweite s im Tiefton aus ahd. sih verkürzt sein; doch ist natürlich auch die Herleitung von ahd. ēz möglich.

3) D. h. der eiserne Zapfen am Wagen, über den oben S. 54 Anm. 2 das Nähere zu finden ist. Das r ist natürlich ein späteres Einschiebsel: vgl. unten S. 92.

4) Dieses Adjektiv wird ausschließlich prädikativ gebraucht (grēa sāē u. dergl.) und daher auch niemals flektiert.

5) Man braucht solche Sensen zum Mähen des Getreides, das heutzutage immer seltener mit der Sichel geschnitten wird.

6) Dieses Wort gehört zu der idg. Wurzel *mleb ‚schnauben‘, die im Germanischen *mep- oder *blep- (Schwundstufe *mup- bzw. *blup-) lauten muß;

Digitized by Google

*buf(f), gsbas m. Spaß, gwis gewiß, kus m. Kuß, fas n. Faß, meas n. Maß, mis (Imper.) miß, šlos n. Schloß, dax n. Dach, greax n. oberster Bodenraum (mhd. *gerëche? [1]), šdix m. 1) Stich 2) Steigung der Straße [2]), kox m. Koch, lox n. Loch. Wegen uf auf und dox doch s. unten S. 70 f.

Hinsichtlich der oben angeführten Partikeln, Pronominal- und Verbalformen mit monosyllabischer Dehnung vor ursprünglich geminierter Spirans ist noch zu bemerken, daß die Dehnung nur auftritt, wenn auf den betreffenden Partikeln ꝛc. ein gewisser Nachdruck liegt; andernfalls tritt auch hier regelmäßig Kürze ein: das, des, was, bis, las [3]); i, mi, di [4]); no [5]).

Bei den Explosiv-Geminaten ist mir aus unserer Mundart

germ. *bep- bzw. *bup- wird auf einem Kompromiß zwischen den mit m- und mit bl- anlautenden Formen beruhen. Aus unserer Mundart gehören noch hierher: beafzgä < ahd. *bëffzagôn 1) läffen (von Hunden) 2) belfern, spottend nachäffen (von Menschen); mufä < ahd. *muffôn 1) knurren (von Hunden) 2) bissig sein (von Menschen: güg' änand mufä = einander nicht leiden mögen). Der Anlaut bl-, der bei uns zufällig nicht vorkommt, erscheint z. B. in nhd. „verblüffen", sowie in holländ. blaffen bellen, bluffen sich aufblasen, protzen. — Kluge (Et. Wb.[6] s. v. Puff) redet hier natürlich wider von „onomatopoietischer Schöpfung" und Entlehnung aus dem Niederdeutschen, als ob Wörter, die sich in der ahd. bzw. mhd. Literatur nicht finden, in der alten Sprache deshalb nicht trotzdem existiert haben könnten! Im Gegenteil scheint mir die Geminata ff zu beweisen, daß die zur Wurzel *mleb gehörigen Wörter gerade aus dem Oberdeutschen sowohl in's Romanische (z. B. ital. beff(eggi)are, buffo u. s. w.), als auch — sei es direkt oder auf dem Umweg über einen romanischen Dialekt — in die übrigen westgermanischen Sprachen eingedrungen sind.

1) Das Wort gehört jedenfalls zu dem germ. Stamme *rek- ‚recken'; vgl. holländ. rek Gerüst.

2) Bedeutung 2), die nicht zu idg. *stig ‚stechen', sondern vielmehr zu idg. *stigh ‚steigen' gehören muß, ist sehr auffallend, da von dieser letzteren Wurzel ein ahd. stih(h) schwer abzuleiten ist.

3) Das schließende s pflegt bei diesen Formen gern zu schwinden, besonders vor einem folgenden Labial: wa wid? was willst du? la mo gẫ laß mich gehn. Übrigens erscheint z. B auch gedehntes wâ was; doch wird dies mehr als Interjektion gebraucht.

4) Diese Formen sind nicht zu verwechseln mit dem tieftonigen e, me, de. Also z. B.: i kom ich komme; aber: nô kom-e dann komme ich.

5) Wegen des Wegfalls der Nasalierung vgl. oben S. 58.

Digitized by Google

kein Fall bekannt, wo die in den einsilbigen Formen einst sicher auch hier vorhandene Vokaldehnung erhalten geblieben wäre: also z. B. rab(ä) swm. Rappe < mhd. rappe, grad(ä) swm. Korb < mhd. chratte, kud f. Weiberjacke [1]) < mhd. chutte, eg n. [2]) Ecke < mhd. ecke u. s. f.

Abgesehen von der unten [3]) zu erörternden, späteren Dehnung vor rt, ht ꝛc., ist bei uns monosyllabische Dehnung lautgesetzlich nirgends eingetreten vor mehrfacher Konsonanz, mochte dieselbe nun altererbt oder erst in späterer Zeit durch Synkope entstanden sein. Was diese letztere betrifft, so kommen hier die I, S. 16 Anm. 1, sowie oben S. 39 Anm. 1 und S. 56 Anm. 6 erwähnten Synkopierungsgesetze in Betracht, die bei uns sämtlich vor Eintritt der monosyllabischen Dehnung gewirkt haben müssen; demgemäß finden wir z. B. magd f. Magd [4]) < ahd. magad, habs m. Habicht < ahd. habaz, greabs m. Krebs [5]) < ahd. chrëbaz, obs n. Obst < ahd. obaz, hibš wohlgepflegt [6]) < ahd. *hubisc, egdă f. Egge < ahd. egidûn. Hierher gehört wohl auch heggôas f. Eidechse [7]) < ahd. egidëhsa;

1) Beim weiblichen Geschlecht ist die kud heutzutage noch das allgemein übliche Kleidungsstück für den Oberkörper; nur bei jüngeren, kulturbeleckten Weibspersonen tritt allmählich die moderne Taille an ihre Stelle.

2) Als Femininum erscheint das Wort nur noch in dem Flurnamen ĕ dṛ Eg.

3) Vgl. unten S. 78 ff.

4) Diminutiv mègdle = kleine Magd; dagegen mëdle = Mädchen. Einen ähnlichen Schwund der inlautenden Explosiva unter gleichzeitiger Dehnung de vorhergehnden Vokals finden wir in dem altostdorfischen Familiennamen Bötsch, heutzutage ausgesprochen Féds, der doch wohl auf ein mhd. *Vüetesch < ahd. *Fogetisc zurückzuführen ist. Vielleicht beruht diese sporadische Ersatzdehnung auf dem Bestreben, die schwierigen Konsonantengruppen gdl gds zu erleichtern, in welchem Fall sie natürlich später als die Synkopierung der beiden unbetonten Silben sein müßte.

5) So heißt auch ein Bestandteil des Spinnrädchens, nämlich das gabelförmige Eisen an der Spule, dessen beide Zinken mit Kerben versehen sind.

6) Dies ist in der heutigen Mundart die einzige Bedeutung dieses Wortes, das vorwiegend vom Vieh, von Menschen nur mehr scherzweise gebraucht wird. Außerdem erscheint es in dem Flurnamen foar Hibšă Weidă.

7) Das lautgesetzlich zu erwartende *egdëas (oder vielmehr das Diminutiv *egdëasle) wird zunächst durch progressive Assimilation zu *eggëasle geworden sein (vgl. unser aoggröh f Augbraue < *aogbröh). Dann wurde wohl der erste Bestandteil an heg f. ‚Hecke' angelehnt, der zweite aber als umgelautetes

Digitized by Google

ferner hoʒg m. Honig, sowie wahrscheinlich -namsâ < ahd. *namasôn[1]), das nur in dem Kompositum ousnamsâ ‚ausnehmen'[2]) und in dem Verbalnomen gnams n. ‚Norm, Maß und Ziel'[3]) erhalten ist.

Bei der Flexion der auf einfache Konsonanz endigenden einsilbigen Verbalstämme war, infolge der mehrfach erwähnten Synkopierungsgesetze, noch vor dem Wirken der „Lenisinlautdehnung" (vgl. oben S. 50 f.) in gewissen Formen[4]) auslautende Doppelkonsonanz entstanden. Der bei den ursprünglich kurzsilbigen Verben dadurch bedingte Wechsel zwischen Länge und Kürze des Stammvokals ist bei den schwachen Verben I sowie bei den durch sie[5]) beeinflußten schwachen Verben II und III bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben, soweit die betreffenden Verbalstämme auf Explosiva bzw. Spirans lenis ausgehn; Ausgleichung zu Gunsten der Dehnung ist dagegen eingetreten bei den auf Liquida[6]) endigenden schwachen, sowie bei sämtlichen starken Verben[7]). Es heißt also z. B.:

Diminutiv zu góas f. ‚Geiß' aufgefaßt, so daß schließlich durch Rückumlaut die heutige Form heggôas entstand. Diese gewiß richtige Erklärung ist im Wesentlichen schon von Haag (Baarm. S. 19 f.) aufgestellt worden, der sie aber sonderbarer Weise nachher (ibid. S. 133) wider zurückgenommen hat.

1) Die Zurückführung auf ein ahd. *namezzen ist m. E. unmöglich, da dieses über *nänzen zu *nēzā geführt hätte.

2) D. h. mit einem eine Ausnahme machen, einen ausdrücklich nennen (vgl. Fischer, Schw. Wb. s. v.). Das Wort hat, trotz des Anklangs in Laut und Bedeutung, etymologisch mit „nehmen" schwerlich etwas zu schaffen.

3) Man sagt z. B.: s nusä-n-easä hòd kŏa gnams (weil man in infinitum forteffen kann); s hódä-fierä hòd kŏa gnams (weil man damit nie fertig wird). — Das Elsäß. Wb. (I. 772) bringt dieses Wort unter „nehmen", orakelt jedoch am Schluß des Artikels: „Eigentlich von nennen = nennen." Ich bin so unbescheiden zu fragen, was sich Herr Martin eigentlich dabei gedacht hat? Vgl. Ostd. Stud. II, S. 29 Anm. 1.

4) Nämlich in der 2. 3. Sing. Ind. Präs., beim schwachen Verbum außerdem noch im Part. Prät.

5) Vielfach, so namentlich auch in Fällen, wo das Part. Prät. die Endung -ād bewahrt hat, wie šbár — šbérsd — šbérd, gšbárād, wird allerdings eher der Einfluß der starken Verba VI im Spiel gewesen sein.

6) Natürlich nur, soweit die Liquida die Lenisinlautdehnung überhaupt zuläßt, also nicht in Fällen wie šema, zela.

7) Diese Regel ist freilich nicht ausnahmslos; denn wir treffen einerseits doch auch ég — égsd — égd, gégd zu égä eggen, andrerseits lúg — lugšd — lugd zu liegä lügen. Vgl. Ostd. Stud. II, S. 7.

Digitized by Google

héb — hebšd — hebd, ghebd zu hébă halten; rég — regšd — regd, gregd zu régă rühren; lèab — leabšd — leabd, gleabd zu lèabă leben; lób — lobšd — lobd, globd zu lóbă loben; šád — šedšd — šed, gšad zu šádă ſchaden; glág — glegšd — glegd, glagd zu glágă klagen. Beſonders zu erwähnen ſind einige Formen von hăn haben, nämlich der Konj. Prät. hed[1]) < *hebd(e) < ahd. *hebiti, und das Part. Prät. ghed < ahd. *gihebit. — Dagegen finden wir z. B.: wél — wélšd — wéld, gwéld zu wélă wählen; zál — zélšd — zéld, záld zu zálă zahlen; wér — wéršd — wérd, gwérd zu wéră wehren[2]); lēm — lēmšd — lēmd, glēmd zu lēmă lähmen; gráb — grébšd — grébd zu grábă graben; lád — lédšd — léd zu ládă laden; nág — négšd — négd zu nágă nagen; lis — lišd — lisd zu lèasă leſen; sí — sí(x)šd — sí(x)d[3]) zu sēă ſehen. Vgl. dazu Heusler § 47 b.

Nicht allzu weit nordöſtlich von Oſtdorf beginnt das Gebiet, wo z. B. unſerem magd, obs, ghed gedehntes mágd, óbs, ghéd gegenüberſteht[4]). Indeſs reicht die Kürze doch noch etwas weiter als auf Fiſcher's Karte 1 angegeben iſt; die äußerſten Vorpoſten von magd, ſoweit ſie in meinen Bereich fallen, ſind nämlich: Bühl — Dettingen — Hemmendorf — (nicht Bodelshauſen)[5]) —

1) Die nach Braune, Ahd. Gr.[2] § 322a in der 1. 3. Sing. Konj. Prät. des ſchwachen Verbums zu erwartende Form auf -e < ahd. -i fehlt unſerer Mundart. Sollte dies etwa ſchon im Ahd. ſo geweſen ſein, ſo wäre unſer hed als Analogiebildung nach hedēšd, hede anzuſehen: denn einem ahd. hebiti müßte (nach dem Oſtd. Stud. I, 14 Anm. 2 angeführten Synkopierungsgeſetz 1. lautgeſetzlich ein oſtd. *hébăd entſprechen (vgl. z. B. unſer hemăd < ahd. hemidi).

2) Hier könnte man die Länge ſchließlich auch der ſpäteren (ſ. u. S. 78 ff.) Dehnung vor r + Dental zuſchreiben.

3) Auch hier kann man natürlich die Länge als Folge der ſpäteren Dehnung vor h + Dental betrachten (ſ. die vorige Anmerkung). Wegen des Ausfalls der Gutturalſpirans, der wahrſcheinlich auf Ausgleichung zu Gunſten der 1. Perſon beruht, vgl. Oſtd. Stud. II, S. 7 Anm. 2; doch vgl. auch unten S. 95 f.

4) Ich darf allerdings nicht verſchweigen, daß ich die nach Analogie von óbs ꝛc. zu erwartenden Formen *hábs, *grēabs, *hídš in den betreffenden Gegenden noch nirgends angetroffen habe. Einen Grund für dieſe Verſchiedenheit kann ich nicht ausfindig machen.

5) Bohnenberger & Co. (Alemannia N. F. II, S. 248 ff.) halten hier einmal wider Schweigen für den beſſeren Teil der Weisheit.

Digitized by Google

Sickingen — Beuren — Ringingen — Gauselfingen — (nicht Neufra) — Hermentingen. Da in jenen Gegenden monosyllabische Dehnung vor mehrfacher Konsonanz sonst ebenfalls nicht üblich ist, so findet Fischer (Geogr. S. 19) diesen Grenzverlauf mit Recht „ganz auffallend und nicht befriedigend zu erklären." Ich denke indes, die Schwierigkeit hebt sich, sobald wir darin nicht sowohl die Grenze irgend einer Dehnung, sondern vielmehr die Linie sehen, wo die von Südwesten vorrückende Vokalsynkope mit der von Nordosten andringenden Lenisinlautdehnung zusammengestoßen ist. Denn es ist klar, daß diese Dehnung zwar bei dem zweisilbigen maget, obeȥ, *gehebet, das sie bis dahin überall vorgefunden hatte, ihre Wirkung entfalten konnte, daß sie aber dem einsilbigen *mact, *opȥ, *gehept gegenüber, das ihr nach Überschreitung jener Linie entgegentrat, notwendig machtlos bleiben mußte [1]).

Kehren wir nach dieser geographischen Abschweifung zu den Verhältnissen unserer Mundart zurück.

Beim Nominal-Kompositum ist die monosyllabische Dehnung im ersten Glied auch vor sekundärer Doppelkonsonanz beinahe regelmäßig durchgedrungen: grábšdōa m. Grabstein, wêabgárdă swm. Webkammer [2]), sibmaxr m. Siebmacher, šúblád f. Schublade, rádšuo

1) Nun erhebt sich allerdings die weitere Schwierigkeit, daß wir uns I, 16 A. 1 veranlaßt sahen, das dort erwähnte Synkopierungsgesetz in die Zeit zwischen dem ersten und zweiten Umlaut zu verlegen, woraus dann weiter folgen würde, daß die Lenisinlautdehnung in jener Gegend noch früher, also jedenfalls auch in die ahd. Zeit fiele. Dieser widersinnige Schluß läßt sich indes vermeiden durch die Annahme, daß jene Synkopierung allgemein zunächst nur nach langer Silbe, nach kurzer dagegen nur bei vorhergehnder Liquida eintrat, so daß also — mindestens im Nordosten, möglicherweise aber auch bei uns — während der ganzen mhd. Periode synkopiertes *louft, *sûft, *rûmt, *chumt neben hebet, ledet, reget gestanden haben dürfte. — Auf diese Weise gewinnen wir zugleich etwas freieren Spielraum für das Datum der Vokalisierung des g in der Verbindung egi, das wir sonst unter allen Umständen ebenfalls vor den zweiten Umlaut, d. h. in die ahd. Zeit hinaufschieben müßten.

2) Zu Grunde liegt ahd. wëb-gadum. (Wegen des eingeschobenen r vgl. unten S. 92). Obigen Namen führt noch heute, wo das Weben ziemlich aus der Mode gekommen ist, in manchen Häusern der Parterre-Raum links vom Hausflur (vgl. dazu die Skizze Bl. d. Schwäb. Albv. X, 116), wo früher der

Digitized by Google

m. Radſchuh, dáglō m. Taglohn, wèagwárd f. Wegwarte, hófšdad f. Hofraum, grásduox n. Grastuch, Dálbax m. „Thalbach“ (N. pr.), fárgnèaxd m. Fuhrknecht [1]), zālág f. Kiefer, šdágloz m., šdádrom n. [2]), Bágráb(ā) swm. „Banngraben“ [3]). In einzelnen Fällen hat ein ſolches Kompoſitum ſogar eine als Simplex nicht erhaltene gedehnte Form bewahrt, ſo z. B. das oben (S. 63) angeführte blórnágl und wohl auch dānōdl f. Tannennadel [4]), neben dem heute dan f. Tanne und auch der Flurname foar Dan ſteht. — Nur in einigen wenigen Wörtern hat die Kompoſition Kürze veranlaßt, ſo in den Flurnamen Milwèag m., Milšdōagle n., neben denen indes die weiteren Flurnamen Milhaldă f. und Milekāōd(ă) swm. ſtehn; ferner in leabdıg m. „Lebtag“ [5]), wo das zweite Glied den Nebenton verloren hat; endlich in zwei Fällen, wo das erſte Glied als Simplex längſt verloren gegangen iſt, ſo daß eine analogiſche Einwirkung ausgeſchloſſen war, nämlich lea(b)kuox(ă) swm. ‚Lebkuchen‘ [6]) und rabhēar f. ‚Rebhuhn‘ [7]).

Webſtuhl ſtand: alſo auch, wie ſo viele Flurnamen, ein Reflex längſt vergangener Verhältniſſe.

1) Speziell heißt ſo (im Gegenſatz zum málgnèaxd) der Fuhrknecht in der Mühle, für den man im württembergiſchen Unterland die Bezeichnung „Mühlbauer“ hat.

2) Vgl. oben S. 61 Anm. 5.

3) N. pr. eines Waſſergrabens an der Markungsgrenze gegen Balingen.

4) Es müßte dann aber das Maſkulinum (bzw. Neutrum) ahd. tan(n) ‚Wald‘ zu Grunde liegen, ſo daß die Bedeutung eigentlich ‚Waldnadel‘ wäre.

5) D. h. 1) Lebenstag, vor allem in der Redensart mæēra leabdıg = meiner Lebtage; 2) Lärm, Aufheben: én leabdıg hāō = viel Aufhebens machen.

6) Hier könnte übrigens auch Anlehnung an leagă „lecken“ vorliegen.

7) Bohnenberger & Co. haben (Alemannia N. F. II, S. 253) viel Scharfſinn an dieſes Wort gerückt; ich erlaube mir indes — natürlich aus einem „gewiſſen Abſtand“ — die neugierige Frage, ob es in Bodelshauſen etwa auch *raxă ‚Rechen‘ und *raxnă ‚rechnen‘ heißt? Vorläufig ziehe ich vor, in unſerem Wort eine idg. o-Stufe zu ſehen und ihm eine ahd. Form *rabhuon(ir) unterzulegen, worauf ja auch die von Kluge (Et. Wb.[6] s. v.) angeführte niederdeutſche und ſchwediſche Form hinweiſt. Die Erhaltung der Kürze wird wohl auf Anlehnung an rab(a) swm. Rappe (oder grab f. Rabe?) beruhen. Mit der von Herrn Bohnenberger (Alem. XXIV, S 28) entdeckten Kürzeerhaltung vor ſekundär entſtandenem ph < b + h kann ich Formen wie unſer ábe < abhin, ábholz, èabhae n ‚Epheu‘ nicht zuſammenreimen.

Digitized by Google

Im Bisherigen war nur von solchen Kompositis die Rede, deren erstes Glied ein ursprüngliches Nomen oder auch Verbum bildet. Etwas anders liegt nun die Sache bei solchen Nominal- und Verbalkompositis, wo das erste Glied aus einer Partikel besteht, sowie schließlich auch bei zusammengesetzten Partikeln. Zwar auch hier ist die Länge vielfach durchgedrungen, so insbesondere bei den mit ab-[1]) und an-[2]) zusammengesetzten Verben und den davon abgeleiteten Nominibus; aber andrerseits ist in solchen Fällen doch auch die Kürze nicht so ganz selten erhalten geblieben, so namentlich stets bei mid-, om-, uf-, äweag-, ferner z. B. bei bisdrd ‚unterdessen' (neben gleichbedeutendem drbis).

Ja es ist sogar anzunehmen, daß bei den soeben erwähnten Partikeln mid, om, uf, äweag die Kürze von den Kompositis schließlich auch auf die alleinstehende Form übertragen worden ist. So erklärt sich wenigstens noch am einfachsten[3]) das gänzliche Fehlen der lautgesetzlich zu erwartenden Formen *mîd, *ôm, *ûf, *âwêag < mhd. mit, umbe, uf(f)[4]), enwëc, das hier nicht durch daneben stehnde mehrsilbige[5]) oder auf mehrfache Konsonanz endigende Formen veranlaßt sein kann.

1) Vgl. dazu meine Angaben Ostd. Stud. II, S. 32.

2) In Fällen wie äsezä, äfarä kann natürlich nicht von einer Dehnung vor n + Spirans die Rede sein, da ja diese bei uns zu *ôsezä, *ôfarä hätte führen müssen.

3) Von den Heusler'schen „Akzentbedingungen" war schon oben (S. 49 Anm. 1) die Rede. Zwar möchte Heusler (S. 19 f.) sein ap, tyap ebenfalls „eher als Loslösung aus Verbindungen wie apissa . . . betrachten"; aber er ist viel zu sehr von der Allmacht des Akzents überzeugt, um diesen Gedanken weiter zu verfolgen.

4) Man thut gewiß besser, eine alte Nebenform mit kurzem Vokal anzunehmen, anstatt die Kürze auf Rechnung des Tieftons zu setzen. An das Eindringen in historischer Zeit entstandener tieftoniger Vokalstufen in haupttonige Silben glaube ich bei unseren Mundarten so wenig als an die berühmten Pausalformen: so etwas ist nur möglich bei einer allgemeinen Akzentverschiebung, wie sie wohl z. B. im Urgermanischen, niemals aber in den historischen Perioden unserer Sprache stattgefunden hat. Vgl. übrigens auch engl. up neben out.

5) Oder sollten om und uf durch die zusammengesetzten Formen ome und ufe (< umm-hîn bzw. uff-hîn) beeinflußt sein?

Digitized by Google

Schließlich wäre etwa noch zu erwähnen, daß gelegentlich auch eine im Satzsandhi entstandene Doppelkonsonanz die Kürze erhalten kann. Dies ist z. B. regelmäßig der Fall in der 2. Sing. Imper. gewisser reflexiver Verben, wie se hébă, se régă, die bei uns stets heb de! (halt dich fest!) und reg de! (beeile dich!) lautet. Auch sonst tritt in derartigen Fällen zuweilen Kürze ein, so vor dem Pronomen s ‚es'; z. B. kommt bei uns gib s ‚gib es', heb s ‚halt es', reg s ‚rühr' es' durchaus gleichbedeutend neben gib s, héb s, rég s vor. Der alleinstehnde Imperativ lautet dagegen unter allen Umständen gib, héb, rég.

Überhaupt sind mir bei uns nur ganz vereinzelte Fälle bekannt, wo eine lediglich durch Satzsandhi zu erklärende Kürze sich analogisch ausgebreitet hat, so daß sie nun auch ohne die die Vorbedingung bildende Doppelkonsonanz auftritt: ein solcher ist einmal die Partikel wol < mhd. wol, die sich zu einer Art Doppelform mit Bedeutungsdifferenzierung neben wól herausgebildet hat[1]); ferner dox doch, neben dem bei uns überhaupt kein gedehntes *dó mehr steht: endlich das oben (S. 61 Anm. 3) erwähnte Adverbium fol vollends.

Nicht zu verwechseln mit der Erhaltung ursprünglicher Kürze ist die Verkürzung sekundärer Länge vor gewissen, durch spätere Synkopierung entstandenen Doppelkonsonanzen. Man kann gelegentlich im Zweifel sein, ob das erstere oder das letztere vorliegt; indes

1) Die Bedeutungen fließen indes vielfach ineinander, so daß es schwer hält, eine reinliche Scheidung durchzuführen. Gedehntes wól herrscht ausschließlich 1) in Fällen wie: s duod mṛ wól es thut mir wohl; 2) in der Bedeutung ‚ziemlich': wól feil ziemlich viel, s hès išd ṃ wól eṇ = ... beinahe zu eng; 3) in Sätzen wie: deãr laxād mier wól = es macht mir nichts aus, wenn er lacht. Kurzes wol erscheint dagegen teils durchweg, teils wenigstens vorwiegend 1) in der Bedeutung ‚jawohl!', wo es meist doppelt gesetzt wird: wol wol! 2) in der ironischen Redensart: hò wol dô! etwa = ja, guten Morgen! 3) in konzessivem Sinn; Beispiel: Bringt man einen beladenen Wagen diesen Berg hinauf? Antw.: mid zwôa rosà wol (scil.: aber nicht mit einem einzelnen); 4) in Fällen wie: aeb e wol den gsāĕ bĕ = ehe ich noch recht drin war (ereignete sich schon das und das); 5) in Sätzen wie: dṛ hòd se wol deafă šemā = er hatte allen Grund, sich zu schämen; 6) in Sätzen wie: i was ĕs wol = ich weiß es wohl; doch ist in letzterem Fall die Länge vielleicht ebenso häufig. Vgl. auch Heusler § 43.

Digitized by Google

geben hier die geographischen Verhältnisse ein wertvolles Kriterium an die Hand. Da nämlich in den (hier allein in Betracht kommenden) späteren Zeiten die sprachlichen Neuerungen uns meist aus dem (Nord- oder Süd-) Osten zugekommen sind, so werden wir in Fällen, wo einer auffallenden Kürze unserer Mundart gerade weiter westlich eine Länge gegenübersteht, mit einiger Wahrscheinlichkeit auf sekundäre Verkürzung schließen dürfen.

Demgemäß haben wir eine solche Verkürzung durch Lenisinlautdehnung entstandener Länge anzunehmen einmal vor ŋ < ŋn < gn < kn < gen, wo die Synkopierung des e und somit die Doppelkonsonanz erst aus der Zeit nach Eintritt jener Dehnung datieren dürfte[1]; also in Wörtern wie waŋr m. Wagner (neben wág(ă)), reaŋă regnen (neben rèag(ă)), gseaŋă gesegnen[2]). Länge (reaŋă u. s. w.) kenne ich hier nur im Nordwesten, in einem Gebiet, als dessen südliche Vorposten ich die Orte Weiler OA. Rottenburg — Frommenhausen — Bietenhausen — Wachendorf — (nicht Mühringen) bezeichnen kann.

Sodann aber scheint auch in den Endungen -em und -en der Vokal in gewissen Fällen noch vor dem Abfall des auslautenden n nach Vokalen geschwunden zu sein, wodurch dann der Schwund des n seinerseits verhindert wurde und auslautende Doppelkonsonanz entstand. Was die näheren Bedingungen anbelangt, unter denen die erwähnte Vokalsynkope eintrat, so wird man dieselben etwa in folgende Fassung bringen können: Geschlossene kurze Ultima, die auf Nasal endigt, wird nach n, nd[3]), r[4]) synkopiert,

1) Dagegen muß diese Synkopierung der Mittelsilbe vor n immer noch älter sein, als die vor l: letztere nämlich fällt in eine Zeit, wo die Lenis durch die unmittelbar dahinter tretende weitere Konsonanz nicht mehr zur Fortis ward, so daß zugleich auch jeder Anlaß zur Verkürzung des vorhergehenden langen Vokals wegfiel (daher z. B. zábla, wédla, hágla u. s. f.).

2) Nur noch gebräuchlich in dem (gleichfalls mehr und mehr veraltenden) Ausdruck gseaŋ god! = prosit! (beim Anstoßen). Dazu gseaŋgodă swv. II anstoßen.

3) Es ist anzunehmen, daß mhd. hinden, unden über *hindn, *undn zu *hinn, *unn assimiliert, und so schließlich bei uns zu (dă)hen, (d)on geworden sind. Auch die mit Präpositionen verbundenen Artikelformen (am < an dĕm, an < an dĕn u. s. f.) erklären sich so am einfachsten.

4) Daher unser Flurname Gérn < gêren. Vgl. dazu Bl. d. Schwäb. Albv. X, 77: das dort Ausgeführte dünkt mich auch jetzt noch beachtenswert.

Digitized by Google

sofern sie unmittelbar auf die Tonsilbe folgt; auf solche Weise entstandenes nn wird zu nm, ndn zu nn assimiliert. Die Wirkung dieses Gesetzes muß in eine Zeit gefallen sein, wo die schon im Ahd. übliche, noch beim Abfall der unbetonten -e zur Geltung kommende Vereinfachung in den Auslaut tretender Geminata nicht mehr lebendig war, so daß also die neu entstandene Geminata zunächst erhalten blieb und nun die Kürzung des vorhergehnden Vokals veranlaßte.

Unter diesem Gesichtspunkt sind zu betrachten gewisse Fälle, bei denen in unserer Mundart scheinbar die Lenisinlautdehnung vor n unterblieben ist. Zunächst einmal gehören hierher eine Anzahl Formen des Pronomens ẽar jener < mhd. ener [1]). Ist nämlich unser ǫan ‚einen', koan ‚keinen' zweifellos durch Verkürzung aus *ǫ̀ann, *kǫ̀ann hervorgegangen [2]) (ebenso natürlich ǫam, koam < *ǫ̀anm, *kǫ̀anm), so liegt es von vorn herein nahe, auch Formen wie ẽan ‚jenen' auf ein älteres *ẽ̀ann zurückzuführen. Entwicklungsreihe also: *eanen > *ẽ̀anen > *ẽ̀ann > eann > ẽan. Weiter wird dann anzunehmen sein, daß bei der Pronominal-Deklination die Kürze vom Akk. Sing. Mask. und Dat. (Sing. und) Plur. aus auch in Formen eindrang, wo sie lautgesetzlich nicht berechtigt war, nämlich zunächst in den flektierten Nom. Sing. Fem. und Nom. Plur. Neutr., so daß wir nun auch dort ǫane, koane, ẽane finden. Und schließlich scheint es auch begreiflich, wenn später, nach dem Schwund des auslautenden einfachen n nach Vokal, die Endung -ä auf analogischem Weg auch an solche Formen von neuem angefügt ward, wo sie eigentlich bereits in dem erhalten gebliebenen aus-

1) Ich weiß nicht, warum die Zunft das e in diesem Pronomen durchaus für ein sogen. „Umlauts-e" erklären will (vgl. z. B. Michels, Mhd. Elmntrb. § 190: jéner); für's Schwäbische ist diese Annahme jedenfalls nicht zutreffend.

2) Übrigens sind die Erscheinungen, die Haag (S. 58) unter der Überschrift „combinatorische Kürzung vor nn in ein" aufführt, soweit es sich dabei um Kürzung handelt, vollständig identisch mit denen, die er S. 64 als „unechte Kürzung" verzapft. Was jene vor diesen voraus haben, ist lediglich die später hinzugetretene Monophthongierung oder — nach Haag's Terminologie: vgl. unten S. 113 — „Streckung" des unechten Kurzdiphthongs oa (Haag's wa). Vgl. Ostd. Stud. II, 56 f.

Digitized by Google

lautenden n(n) steckte. So wird z. B. der heutige Dat. Plur. koanä, eanä zu erklären sein. — Ferner sind hier zu erwähnen die Ortsadverbien hearn hüben und dearn drüben < *h-ënen bzw. *d-ënen [1]); Entwicklungsreihe auch hier: *ënen > *eanen > *eänen > *eann < eann > -earn [2]). Wenn wir daneben gleichbedeutendes hearnä und dearnä treffen, so wird auch dies auf formaler Ausgleichung mit andern Lokaladverbien, wie dóbä droben, dusä draußen [3]) beruhen, genau so, wie wenn z. B. danä dran, denä drin, donä drunten, dähenä hinten neben lautgesetzlichem dan, den, don [4]), dähen stehn [5]).

Nunmehr wird es an der Zeit sein, rückblickend den am Eingang dieses Abschnitts für die monosyllabische Dehnung aufgestellten

1) Wenn Haag (Baarm. S. 51) zu seinem hɛənə, dɛənə in Klammern ënent beifügt, ohne uns zu sagen, was nach seiner Ansicht aus dem auslautenden t geworden ist, so ist das eine Konzession an die literaturfimpelnde, mundartverachtende Germanistenzunft, zu der sich ein so eifriger Dialektforscher wie Haag am allerwenigsten herbeilassen sollte. Gegen das Dogma dieser Clique: quod non est in literatura, non est in lingua, muß doch unser einer in allererster Linie protestieren. Vgl. auch Ostd. Stud. II, S. 30.

2) Das r vor dem n ist natürlich eine ganz späte Einschiebung und beruht auf einer falschen Proportion infolge rückläufiger Wortverdrängung: vgl. dazu unten S. 92, sowie schon Fischer, Geogr. S. 53 Anm. 3. Die Beachtung dieser letzteren Anmerkung hätte Herrn Weise (Z. f. hd. Ma. II, 244 f.) davor bewahrt, die Stellung in tieftoniger Silbe ganz allgemein für die letzte Ursache derartiger Einschiebungen zu erklären: für's Oberdeutsche trifft Herrn Weise's Weisheit jedenfalls nur sehr teilweise zu.

3) Zu dóbä und dusä wurden dann andrerseits wider nach don, den u. s. f. die lautgesetzlich nicht zu erklärenden Nebenformen dób, dus gebildet.

4) Zu diesem und dem folgenden Beispiel vgl. oben S. 72 Anm. 3.

5) Zu alledem stimmt, daß wir gerade im Südwesten (z. B. in Rosenfeld, Isingen, Leidringen, Täbingen, Dormettingen, Schömberg), wo wir schwerlich eine bei uns unterbliebene „Lenisinlautdehnung", wohl aber das Unterbleiben einer bei uns eingetretenen Vokalkürzung erwarten dürfen, neben ɑ̃n ‚einen' auch hɛ̃anä — dɛ̃anä treffen. — Das im Nordwesten herrschende hɛ̃nz(ä) — dɛ̃nz(ä) (Vorposten gegen uns her: Bühl — Dettingen — (nicht Hemmendorf) — Hirrlingen — Hart — Stetten — Erlaheim — Binsdorf — Heiligenzimmern) will ich, als nicht ganz sicher, hier lieber beiseite lassen. Doch zweifle ich kaum, daß diesen Formen ein altes -ënen-zuo zu Grunde liegt. — Das hinter dieser Zone gelegene Remmingsheim hat dann wider hɛ̃anä — dɛ̃anä.

Digitized by Google

terminus a quo auf seine Berechtigung zu prüfen. Zum Beweis, daß die Apokope des unbetonten -e beim Eintritt der monosyllabischen Dehnung bereits vollzogen war, eignen sich natürlich ausschließlich solche Wörter, die überhaupt keine alt-einsilbigen Formen haben und deren Konsonanz auch keine „Inlautdehnung" zuläßt, so daß also die Dehnung ihren Ausgang notwendig von den neu-einsilbigen Formen genommen haben muß. Solche Fälle sind indes nicht gerade häufig.

In erster Linie kommen hier in Betracht die S. 61 f. genannten Beispiele él, ẽm, kẽ, swõm, šbrõŋ, von denen jedoch nur den beiden ersten [1]) volle Beweiskraft zukommt; denn kẽ könnte, sofern die S. 61 Anm. 8 ausgesprochene Vermutung zuträfe, an die Stelle eines älteren keŋ getreten, also bei uns nicht lautgesetzlich entstanden sein; und beim Konj. Prät. spielt die Analogie eine so große Rolle, daß man sich keineswegs darauf verlassen kann, daß die Länge des Vokals in den oben angeführten Formen auch wirklich auf lautgesetzlicher Entwicklung beruht [2]). — Sodann wären zu erwähnen nãm und rãm (vgl. oben S. 53), denn da in der Lautverbindung am bei uns die Dehnung im Inlaut sonst unterbleibt, so wird man annehmen dürfen, daß sie hier von einer neu-einsilbigen Form, d. h. dem Nom. Sing. nam, ram ausgegangen ist.

Die bisher angezogenen Fälle hatten unter sich das gemein, daß die neueinsilbigen Formen sämtlich auf Liquida auslauteten. Da es nun aber immerhin möglich scheint, daß auch die Apokope des e, ähnlich wie die Synkopierung desselben vor auslautendem Dental (vgl. oben S. 68 Anm. 1), zunächst nur nach Liquida eingetreten wäre [3]), so bedürfte es zum vollen Erweis der Richtigkeit

1) Bei diesen, insbesondere bei ẽm, scheint mir die Sache aber auch wirklich absolut sicher; denn da der Nordwesten das Synonym bãele (vgl. oben S. 24), der Südwesten aber ungedehntes em hat, so könnte unser ẽm, selbst wenn es auf Wortverdrängung beruhte, höchstens aus dem Osten stammen. Wenn aber das -e sogar dort schon vor Eintreffen der monosyllabischen Dehnung abgefallen war, so mußte dies bei uns, die wir von jener Dehnung erst später erreicht wurden, natürlich zweimal der Fall sein.

2) Man vgl. z. B. Formen wie trεεnk ‚tränke' in Schwenningen (Haag S. 22).

3) Für die mhd. Literatursprache wird ein solcher frühzeitiger Abfall

Digitized by Google

unserer Datierung eines Beispiels ohne alteinsilbige Formen, bei dem Explosiva bzw. Spiraus fortis die „Lenisinlautdehnung" ausschlösse. Ein solches kann ich jedoch leider in unserer Mundart nicht auftreiben. Denn bei den beiden Verbalformen bûd < mhd. biute (1. Sing. Ind. Präs.) und lâs < mhd. *lazze (1. Sing. Ind., 1. 3. Sing. Konj. Präs.), die allenfalls hier anzuführen wären, könnte die Länge schließlich auch aus den zugehörigen alteinsilbigen Imperativen (bûd < mhd. biut, lâs < mhd. *laz) übertragen sein.

Beweisen läßt sich somit streng genommen nur so viel, daß das auslautende -e nach haupttoniger Silbe schon vor Eintritt der monosyllabischen Dehnung geschwunden war, sofern ihm eine Liquida unmittelbar vorhergieng. Daß das chronologische Verhältnis dasselbe war, wenn dem -e eine anderweitige Konsonanz vorhergieng, ist zwar wahrscheinlich, aber als sicher darf das bis auf weiteres nicht gelten.

Zum Schluß will ich nicht unterlassen, noch kurz auf den gewichtigsten Einwand aufmerksam zu machen, der sich gegen meine Datierung und zugleich gegen meine ganze Theorie von der „monosyllabischen Dehnung" erheben läßt. Man sollte nämlich erwarten, daß die einsilbigen starken Maskulina und Feminina, sowie die (in unserer Mundart ziemlich häufigen) Neutra mit endungslosem Plural die monosyllabische Dehnung auch vor ursprünglicher Tenuis oder Geminata allenthalben durchgeführt hätten, da ja diese Substantiva nach der Apokopierung des -e nur noch zwei (nicht besonders häufige) Kasus[1]) hatten, welche eine Dehnung der Stammsilbe nicht zuließen. Statt dessen finden wir nun aber, daß in der Mehrzahl der hier in Betracht kommenden Fälle vor den die Lenisinlautdeh-

des -e nach l, r allerdings nur nach kurzer Hauptsilbe angenommen (vgl. Michels, Mhd. Elmntrb. § 68, 1 a). Allein die Synkopierungsverhältnisse unserer Mundart (so unklar sie mir in manchen Stücken noch sein mögen) lassen schon jetzt deutlich so mannigfache Abweichungen von den seitens der künftigen Germanistik für's Mhd. aufgestellten Regeln erkennen, daß auf obige Beschränkung jedenfalls nicht viel zu geben ist.

1) Nämlich 1) den Gen. Sing. Mask. und Neutr., wo durch Synkopierung des Vokals der Endung -es auslautende Doppelkonsonanz entstanden war gots, stalls u. s. f.); sodann 2) den Dat. Plur., der seine silbische Endung bis heute bewahrt hat (steten, rossen u. s. f.).

Digitized by Google

nung verbietenden Konsonanzen die alte Kürze auch in den einsilbigen Formen erhalten geblieben ist; also z. B. šdad, god, sud; bral [1]), šdal, šwom [2]), sen, gaŋ; šif, gšbas, ros, kus, bis, bleax, seax [3]), šdix u. s. w.

Man kann hier nun zwar in einzelnen Fällen (so z. B. bei god, sen, šif) die Kürze dem Einfluß der Schrift- oder Verkehrssprache zuschreiben. Aber bei sehr vielen scheint doch der Verdacht einer Entlehnung ausgeschlossen. Bei diesen muß man entweder Übertragung der Kürze aus dem Diminutivum (so vielleicht bei šdad, šwom, ros, bleax) oder einem abgeleiteten Adjektiv (so vielleicht gšbas nach gšbèsig) oder schließlich Beeinflussung durch irgendwelche Verbalformen annehmen (so etwa sud nach gsodă, bral nach brelă [4]), šdal nach šdelă, gaŋ nach gaŋă (Part. Prät.), kus nach kisă, bis nach bisă (Part. Prät.), šdix nach šdeaxă — gšdoxă).

In den Nachbarmundarten trifft man da und dort bei Wörtern, die in Ostdorf Kürze aufweisen, die lautgesetzlich zu erwartende Länge. So kenne ich z. B. aus Salmendingen und Melchingen gedehntes blèax; das unserem seax entsprechende gedehnte (fòar)sēa (mit spontaner Nasalierung) ist im Süden weit verbreitet: ich habe es von Neufra OA. Gammertingen bis Renquishausen verfolgt. Vgl. ferner štaal [5]), tsool in Schwenningen (Haag S. 19).

All das scheint zwar für einstige weitere Verbreitung der

1) = „Schrei", dann übertragen = „einen Schrei hervorrufender Hieb"; z. B. gam brèl nähaobà.

2) = „Schwamm"; schon Hoffmann (Ma. v. Baselstadt § 91) hat hier mit Recht eine alte Ablautform (Schwundstufe) vermutet.

3) Vgl. Kluge, Et. Wb.[6] s. v. Sech.

4) = „heulen". Vgl. auch Ostd. Stud. II, S. 58 Anm. 2.

5) Vgl. auch unsern Flurnamen Hampšdál (oben S. 61), der beweist, daß auch in Ostdorf dieses Wort ursprünglich Dehnung aufwies. — Auffallend ist übrigens in Schwenningen der Plural štell (Haag l. c.). Doch wird man schwerlich daraus schließen dürfen, daß die Dehnung in Schwenningen älter ist als die Apokope des -e; eher könnte man annehmen, daß der Einfluß des umgelauteten Diminutivs štelle < štällelin sich zwar auf den gleichfalls umgelauteten Plural, dagegen nicht auf den umlautlosen Singular erstreckt hat.

Digitized by Google

monosyllabischen Dehnung in solchen Fällen zu sprechen; doch leugne ich trotzdem keineswegs, daß dieser Punkt zu manchen Bedenken Anlaß gibt, und daß hier noch manche Schwierigkeit zu heben bleibt.

6. Später als die Rundung von mhd. i(r) fällt die Dehnung vor r oder h einerseits + dentaler Explosiva, Spirans oder Nasalis andrerseits, d. h. also vor den mhd. Lautgruppen rt, rz, rz. rs, rn; ht, hz, hs: vgl. Ostd. Stud. I, 17 ff.; 26 ff.; II, 53 ff.; 60 ff.; 66 f. Wenn ich auch die mit h beginnenden Konsonanzen hierher ziehe, so beruht dies allerdings lediglich auf der gleichartigen Zusammensetzung der beiden Gruppen (Dauerlaut + Dental)[1]; für sich betrachtet, läßt sich für die Dehnung vor ht, hz, hs kein genauerer terminus a quo gewinnen als die dritte Diphthongierungsstufe der i- und ü-Laute[2].

Als terminus ad quem kann bei uns[3] die Metathesis der Sonans in den beiden Kurzdiphthongen ea und oa[4] gelten; denn z. B. eine Form wie *gart (Ort) hätte nimmermehr zu ôart gedehnt werden können. Eine weitere Grenze gegen unten wäre die Nasalverdichtung vor Tennis, sofern sich meine diesbezügliche Hypothese (vgl. oben S. 36) bewähren sollte[5]. — Dagegen kann der früher (I, 20) von mir angenommene terminus ad quem (Apokope des -e)

1) Diese Gleichartigkeit könnte übrigens auch nur scheinbar sein; denn da die Gruppen h + Labial bzw. Guttural in der Sprache überhaupt nicht vorkommen, so kann man im Grunde genommen nicht wissen, ob die Dehnung vor denselben eventuell nicht ebenfalls eintreten würde.

2) Das gleiche gilt auch für die sporadische Dehnung vor st. Da ich darüber zunächst nichts neues beibringen kann, so lasse ich diese Erscheinung im Text unberücksichtigt.

3) Da wo kurzes ea und oa zu è und ò geworden ist (vgl. Ostd. Stud. II, 56 f.), kann diese Monophthongierung oder „Streckung" als terminus ad quem an die Stelle der Akzentverschiebung treten.

4) Diese Metathese tritt aber — worauf ich Ostd. Stud. II, 53 ausdrücklich hinzuweisen vergessen habe — bei uns nur in gewissen Fällen, vor allem im Wortanlaut ein: garâ essen, gabr < ëtewër (nicht ëtewër, trotz Michels, Mhd. Elemntrb. § 189, goarn Zorn u. s. f.

5) Weiter unten wird sich als terminus ad quem noch die Assimilation (S. 93) bzw. der Schwund (S. 98) des ersten Komponenten der betreffenden Konsonantengruppen ergeben.

Digitized by Google

schwerlich richtig sein, da wir denselben Vorgang ja bereits für die monosyllabische Dehnung vor einfacher Konsonanz (freilich nicht ganz ohne Bedenken: vgl. oben S. 76 f.) als terminus a quo aufstellen mußten. Und in der That ist der Ostd. Stud. I, 20, 16 ff. gezogene Schluß keineswegs zwingend; denn die Kürze kann in den betreffenden Wörtern ebenso gut durch Übertragung aus den auch nach der Apokope des -e mehrsilbig gebliebenen Formen (auf -en, -er u. s. f.) erklärt werden.

Der I, 19 f. von mir vertretenen Auffassung, als ob unsere Dehnung vor mhd. rd nicht hätte eintreten können, stehe ich neuerdings einigermaßen skeptisch gegenüber. Denn sofern es sich wirklich auch hier um eine monosyllabische Dehnung handelt ist eine solche Annahme nicht absolut nötig [1]).

Für das Unterbleiben der Dehnung vor mhd. rd könnte etwa sprechen, daß in einem Gebiet im Nordosten, als dessen Grenze gegen uns her ich die Linie Dußlingen—Ofterdingen—Belsen—Thalheim kenne, und das (nach Wagner S. 56) mindestens bis Reutlingen reicht, ahd. hërd ungedehnt in den Formen hèrd (Dußlingen, Gomaringen, Kirchentellinsfurt), hèrād [2]) (Ofterdingen, Mössingen, Belsen) oder heard (Thalheim, Nehren) erscheint. Indes müßten wir in diesem Fall für jenes Gebiet die „r-Dehnung" noch vor die Apokope des -e verlegen, da nach deren Eintritt das rd in sämtlichen Kasus außer dem Dat. Plur. im Auslaut stand, also zu rt geworden war; und aus einem einzigen Kasus kann die Kürze doch kaum in das ganze Paradigma eingedrungen sein. Dazu will dann aber wider nicht stimmen, daß wir uns oben (S. 34; vgl. indes unten S. 102 Anm. 2) zu der Vermutung veranlaßt fanden, daß in einem ganz nahe gelegenen Bezirk (von

1) In diesem Fall ist die Dehnung lautgesetzlich nur da, wo die in Betracht kommenden Konsonanzen im Auslaut standen, also — auf Grund der mhd. Auslautregel — in der That nur vor r (bzw. h) + (dentaler, Fortis eingetreten. Die analogische Übertragung der Dehnung auf mehrsilbige Formen könnte dann aber schließlich auch vor r + Lenis erfolgt sein.

2) Diese merkwürdige Form kann ich nicht befriedigend erklären. Man könnte auf den Gedanken kommen, das -rā- durch Metathesis aus -ār- zu erklären, da ja der Kurzdiphthong ea in den betreffenden Orten sonst nicht zu è „gestreckt" wird: also hèrad < hèard?

Digitized by Google

Frommenhausen an westwärts) die Synkopierung des -e schon der (doch bedeutend früheren) Dehnung vor Nasal + Tenuis vorangegangen sei. Die Sache bleibt also zunächst noch unsicher.

Sollte indes die „r-Dehnung" wirklich aus irgend einem Grunde[1]) nur vor r + dentaler Fortis eingetreten sein, so dürften wir da, wo wir scheinbar Vokaldehnung vor ahd. rd finden, die mhd. Auslautregel nur bei (alt- oder neu-)einsilbigen Wörtern wie etwa hêard ‚Herd' heranziehen. Dagegen in Fällen, wie fidrǎ, fôadrǎ, môadrǎ werden wir (wie schon Ostd. Stud. II, 61 angedeutet) unsere Zuflucht zu Verner's Gesetz nehmen müssen, wobei man — obgleich hier, wo es sich nur um germ. d handelt, nicht notwendigerweise — auch noch die westgermanische Konsonantendehnung hinzunehmen kann: vgl. oben S. 40. Synkopierte Formen wie *vürtren, *vortron zu Grunde zu legen, halte ich jetzt auch hier (vgl. oben S. 39 Anm. 1) für bedenklich.

Meine bereits vor Jahresfrist (Ostd. Stud. II, 66) aufgestellte These, daß die Dehnung vor r + Dental aus dem Norden stammt, ist durch die mir inzwischen bekannt gewordenen Thatsachen im ganzen bestätigt worden, so daß ich sie jetzt wohl für gesichert halten darf. Ich glaube nun immerhin eine Reihe von Fällen zu kennen, wo in der Gruppe: offener Vokal + r + Dental die Vokaldehnung innerhalb des Bereichs meiner Aufnahmen ihr Ende[2]) nach

1) Denkbar ist es ja immerhin, daß gerade rd dem Eindringen der monosyllabischen Dehnung in mehrsilbige Formen widerstrebt hat. Bei der Annahme einer Ersatzdehnung würde diese Vermutung schon durch die analogen Verhältnisse bei der Nasaldehnung nahe gelegt. Lediglich diese Analogie ist es auch, die mich Ostd. Stud. I, 17 bestimmt hat, die Regel, so wie ich gethan, zu formulieren; die thatsächlichen Verhältnisse der Ostdorfer Mundart bieten dafür so gut wie gar keinen Anhaltspunkt. Denn unser ford fort (= germ. furþi) erweist sich durch seinen Vokal (o statt oa vor r!) als Lehnwort aus der Verkehrssprache; und die Form gardepti muß, wie oben (S. 22 Anm. 1) gezeigt ist, ebenfalls irgendwoher entlehnt sein.

2) Durch die Möglichkeit, die ear, oar und — nach meiner „Streckungs"-Hypothese — auch die ẽr, õr teilweise als Kürzungen aus ẽar, õar zu erklären (vgl. darüber unten S. 91 Anm. 2), wird freilich die Beurteilung der hier in Betracht kommenden Grenzen vielfach unsicher. Doch scheint mir nicht nur bei ẽrz, sondern z. B. auch bei ẽrn, orn eine unsere Gegend in west-östlicher Grundrichtung durchziehende Südgrenze der Dehnung gesichert.

Digitized by Google

Süden zu findet. Jedenfalls aber wird mir Haag seinerseits innerhalb des Gebiets seiner Karte keine Linie nachweisen können, welche bei der genannten Gruppe die Dehnung gegen Norden abschlösse. Und nur dadurch könnte er doch m. E. die Richtigkeit seines Satzes erweisen: „aus Süden Dehnung der offenen, aus Norden der geschlossenen Vokale", einer Regel, von der er ja selbst eine Anzahl von ihm unerklärt gelassener Ausnahmen statuieren muß.

Die Grenzen der Dehnung sind bei den einzelnen Gruppen (art, ërt, ërz, ërn ꝛc.) sehr verschieden, und selbst innerhalb derselben zeigen sich bei einzelnen Beispielen oft merkwürdige Abweichungen. Auch sind die Linien manchmal seltsam geschweift, was, wenn man nur einen kleinen Abschnitt überblickt, gelegentlich zu ganz irrigen Vorstellungen führen kann: s. z. B. unten bei ërn.

Ich gehe nun die einzelnen Lautgruppen der Reihe nach durch.

art. Hier habe ich nirgends die Grenze der Dehnung erreicht. Vgl. indes gatą in Laichingen (Bopp S. 36).

ert. Bei herd dringt die Dehnung von Nordosten vor. Äußerste Vorposten von hé(r)d: Bühl — Bodelshausen — Schlatt — Onstmettingen — Ebingen — Meßstetten — Heinstetten — Schwenningen — Hausen i. Thl. — (nicht Gutenstein) — Unterschmeien — Laiz; im Osten kenne ich Länge aus Münsingen (Bopp S. 36: hét) und Nasgenstadt. Dagegen in Laichingen (Bopp S. 36: het), Scharenstetten, Eggingen und weiter östlich überall Kürze.

Bei té(r)dig ist mein Material lückenhaft [1]). Die Grenze der Dehnung scheint im Wesentlichen mit der von wird (s. u.) zusammenzufallen; doch hat Schömberg ferdig neben wid. Im Osten Länge in Münsingen (Bopp S. 36: fétig) und Nasgenstadt; sonst (Eggingen, Scharenstetten und weiter östlich) Kürze.

ërt. Hier kann ich nur die ungedehnten Formen von hèard im Nordosten anführen, von denen oben (S. 79) die Rede war. Dies wäre der einzige Fall, den Haag etwa zu Gunsten seiner Theorie anführen könnte — sofern sich nämlich meine l. c. versuchte Erklärung der Kürze aus dem rd (statt rt) als unzutreffend

1) Vielfach ist den Leuten für diesen Begriff nur grèa (s. o. S. 63) geläufig, und es hält gelegentlich schwer, sie auf das andere Wort zu bringen.

Digitized by Google

erweisen sollte. Im Osten fand ich von Münsingen (Bopp S. 35: hèört) bis Langenau und Dorfmerkingen allenthalben Dehnung.

irt. Bei wird ziehen sowohl Haag als Fischer (Karte 18) Obernheim[1]) und Nusplingen fälschlich in den Bereich der Dehnung; von Heinstetten ab gegen Südosten fällt hier die Grenze der gedehnten Form, soweit meine Aufnahmen reichen, mit derjenigen von hérd (s. o.) zusammen, so daß also Fischer's Linie auch für Kreenheinstetten nicht (oder nicht mehr?) zutreffend ist. Im Osten Dehnung in Münsingen (Bopp S. 36: wit) und Nasgenstadt[2]); in Laichingen (Bopp S. 36: wit), Eggingen, Scharenstetten und weiter östlich herrscht Kürze[3]).

ort. Bei wôard bin ich im Süden gerade noch über die Grenze der Dehnung hinaus vorgedrungen: in Kreenheinstetten und Leibertingen fand ich bereits ungedehntes wòrd[4]); sonst überall im Bereich meiner Aufnahmen Dehnung, z. B. auch in Göggingen und Buchheim (letzteres wóard)[5]). In Münsingen

1) Dagegen findet sich hier Dehnung in (gāōs)hírd.

2) Bei dieser Gelegenheit sei — als Nachtrag zu Ostd. Stud. II, 60 f. — erwähnt, daß die Aussprache dieses Wortes, wie ich mich inzwischen überzeugt habe, z. B. in Nasgenstadt genau dieselbe ist wie in Ostdorf. Demnach wird also die von Fischer (Geogr. S. 21) offen gelassene Frage hinsichtlich der quantitativen Geltung seines wiərt dahin zu beantworten sein, daß der wiərt-Bezirk seiner Karte 18 zum Gebiet der Dehnung zu ziehen ist.

3) Ich muß indes bemerken, daß diese letztere Angabe aus dem Kompositum wirdshous, über das mir für jene Gegenden allein Angaben zu Gebote stehn, abstrahiert ist. Ich kenne die Dehnungsverhältnisse des Ostens nicht genau genug, um zu beurteilen, ob nicht dort neben dem Kompositum wirdshous etwa ein Simplex wird stehn könnte.

4) Das ò ist natürlich „gestreckt" aus oa: vgl. Ostd. Stud. II, 56 f.

5) Von der Linie Königsheim — Renquishausen — Bärenthal — Irrendorf ab südwärts nähert sich in den unechten Langdiphthongen éə und óə der erste Komponent mehr und mehr dem (geschlossenen) é bzw. ó, was ich durch die Schreibung éa bzw. óa widergebe. Daß aber diese „Engung" — wie Haag (S. 65) behauptet — bis „nahezu ia, ua" vorgeschritten wäre, habe ich noch nirgends gefunden. Die ua = germ. ai, die Haag (S. 115) in der Sprachprobe aus Renquishausen bringt (stuag, ūäs, hūä), sind jedenfalls unrichtig. Ebensowenig verstehe ich, wie Haag (S. 65) diese „Dissimilation" als „schwäbisch" bezeichnen kann: mir ist sie bisher nur um die obere Donau begegnet. Vgl. auch unten S. 93 Anm. 2.

Digitized by Google

(Bopp S. 35) ebenfalls wôərt; für den ferneren Osten fehlt mir hier das Material.

urt. Für diese Gruppe kann ich keine genaueren Angaben machen; Dehnungs-Grenze wahrscheinlich wie bei irt.

arz. Hier bin ich nirgends an die Grenze der Dehnung gelangt; also allenthalben bá(r)z, šwá(r)z u. s. f.

erz. Bei kérz ist die Dehnungs-Grenze ungefähr dieselbe wie bei fé(r)dig (s. o.); nur fand ich Länge auch noch in Schömberg, Obernheim und Gutenstein. Länge ferner in Nasgenstadt und Dorfmerkingen; sonst in Eggingen, Scharenstetten und weiter östlich Kürze.

ërz. Bei den beiden (stets miteinander gehnden) Wörtern hearz und šmearz läßt sich als Südgrenze der Dehnung bezeichnen die Linie Flözlingen—Irslingen—Schömberg — (nicht Dormettingen) — Jfingen — Geislingen — Owingen — Steinhofen — Onstmettingen — Truchtelfingen — (nicht Bitz) — Neufra — Hermentingen; dieser geschlossenen Vorpostenlinie sind aber noch drei Inseln vorgelagert, nämlich erstens Balingen, dann Thieringen und Oberdigisheim, endlich Lautlingen und Meßstetten[1]). — Münsingen hat Kürze (Bopp S. 68: hèrts); ebenso Nasgenstadt (hèz) und der fernere Osten.

irz. Bei šmúză (vgl. oben S. 3) wohl dieselbe Dehnungs-Grenze wie bei wird; für den Osten fehlt mir das Material.

1) Haag's Linie 4 α (herts — hearts) scheint in ihrer — von mir allein kontrollierten — östlichen Hälfte auf den ersten Blick ein reines Phantasiegebilde, da östlich 12 β nirgends herts erscheint. Man muß sich indes erinnern, daß wahrscheinlich (ganz sicher bin ich hier keineswegs über Haag's Intentionen: vgl. unten S. 127) 4 α durch 12 β modifiziert werden und demnach östlich letzterer Linie die Grenze zwischen hjarts und hearts bezeichnen soll. Dann kann man entweder die hier offenbar durch Sachkenntnis nicht getrübte Unbefangenheit bewundern, mit der Haag seine Linie von Schömberg aus, offenbar immer den dicksten „Grenzbündeln" nach, geraden Wegs zum Ostrand hin gezogen hat; oder man könnte auch vermuten, daß er für das Gebiet, welches zwischen der thatsächlichen Südgrenze von hearts und seiner Linie 4 α liegt, „unechte Kürzung" annehme; wozu dann freilich der Text (S. 64: „in ërt bleibt ea") nicht stimmen würde. Mir meinerseits ist — angesichts der zerrissenen Grenze — gar nicht unwahrscheinlich, daß auch hier unechte Kürzung im Spiel ist. Vgl. unten S. 91 Anm. 2.

Digitized by Google

orz. Die Dehnung ist bei dieser Gruppe in Ostdorf durchweg eingetreten, und reicht jedenfalls viel weiter nach Süden als bei ērz; doch kann ich leider keine Grenze angeben. Vielleicht ist es dieselbe wie bei wôard (s. o.).

urz. Bei šú(r)z dieselbe Grenze wie bei wird, nur hat Obernheim Dehnung. Im Osten Dehnung in Münsingen (Bopp S. 36: šûts), Nasgenstadt, Eggingen, Scharenstetten, Altenstadt, Langenau, Gmünd; dagegen in Laichingen (Bopp S. 36: šuts) und Dorfmerkingen Kürze.

ars. Auch hier (wie bei art und arz) bin ich auf keine Grenze gestoßen.

ērs. Bei fêars(ä) (Ferse) ist die Südgrenze der Dehnung die Linie Dürbheim — Kolbingen — Fridingen — (nicht Leibertingen) — Kreenheinstetten — Gutenstein. Weiter östlich Länge in Münsingen[1]), Langenau, Dorfmerkingen, dagegen Kürze in Gmünd, Scharenstetten, Eggingen, Nasgenstadt[2]).

Bei gêašdä verläuft die Grenze wahrscheinlich etwas anders, doch kann ich darüber nichts Sicheres angeben.

irs, irz. Bei hiš dieselbe Dehnungsgrenze wie bei wird, nur hat auch hier Obernheim noch Länge; im Osten Länge in Münsingen (Bopp S. 36: hîšš), Nasgenstadt, Langenau, Dorfmerkingen, Kürze in Laichingen (Bopp S. 36: hišš), Eggingen, Scharenstetten, Altenstadt, Gmünd.

ors. Dehnungsgrenze wohl wie bei gêašdä; indes muß ich auch hier auf präzisere Angaben verzichten.

urs. Bei bûšdä (Bürste: s. o. S. 2) ist die Dehnungsgrenze wie bei kérz (s. o.); im Osten Länge in Münsingen (Bopp S. 36: bîšd), Nasgenstadt, Dorfmerkingen, Kürze in Eggingen, Scharenstetten, Altenstadt, Gmünd, Langenau.

---

1) Ich schließe das aus Bopp S. 68 (fêors). Die etwas unklaren Ausführungen l. c. S. 36 können indes zu Zweifeln Anlaß geben: soll die dort (Z. 16) angeführte Form fêors nur als theoretisch möglich, oder als anderweitig auftretend bezeichnet werden? Oder liegt etwa, wie in dem unten (S. 87 Anm. 2) zu erwähnenden Falle, nur Druckfehler vor?

2) Wegen der Grenze zwischen fêars- und fêarš- s. unten S. 98. — Die verschiedenen Endungen dieses Wortes (-(ä), -m, -er, -e) lasse ich hier beiseite.

Digitized by Google

Bei füße (ſ. o. S. 2 A. 5) ſind die Vorpoſten der Dehnung etwa[1]) Rothenzimmern — Schömberg — (nicht Obernheim) — Unterdigisheim — Meßſtetten — Ebingen — Bitz — Gauſelfingen — Burladingen — Hauſen i. K. — Schlatt — Beuren — Bodelshauſen — (nicht Ofterdingen) — Dußlingen. Ferner erſcheint füße in Nasgenſtadt, ſonſt überall im Oſten Kürze[2]).

arn. Bei dieſer Gruppe, der einzigen mit -rn, die in Oſtdorf Dehnung aufweiſt, kann ich ſo wenig wie bei den übrigen a-Gruppen irgend eine Grenze angeben[3]).

ërn. Die Dehnungsgrenze — für alle hier in Betracht kommenden Beiſpiele dieſelbe — iſt ſehr ſeltſam geſchweift. Wir treffen ſie zunächſt im Süden, wo mir Buchheim — Fridingen — Mühlheim — Dürbheim — Balgheim — Hofen als Vorpoſten der Dehnung (gegen Norden!) bekannt ſind. Dann verſchwindet die (auf der ſoeben ſkizzierten Strecke in geradezu umgekehrter — weſtnordweſtlicher — Richtung verlaufende) Linie zunächſt aus meinem Geſichtskreis. Wie ſie von neuem im Bereich meiner Aufnahmen auftaucht, iſt ſie nach Norden umgebogen; Grenzorte (gegen Oſten): Dormettingen — Erlaheim — Owingen — Hart — Hirrlingen — Hemmendorf — Dettingen — Weiler. Dann entſchwindet mir die Grenzlinie abermals, indes nur, um ganz in der Nähe wider aufzutauchen, nachdem ſie inzwiſchen eine neue Wendung — nach Südoſten — gemacht hat; ſie läuft nun

1) Die angegebene Grenze iſt nicht durchweg ſicher, da in einigen anliegenden Orten vür-hin für vür-sich auch in der Bedeutung ‚vorwärts' eintritt. So ſcheinen Straßberg, Stetten a. k. M., Benzingen, Beringenſtadt überhaupt nur fire zu kennen; doch haben Frohnſtetten und Harthauſen a. d. Scheer jedenfalls firse.

2) Wegen der rs: rš-Grenze, die bei dieſem Wort die Dehnungsgrenze (in der Nähe von Jungingen) ſchneidet, ſ. u. S. 98.

3) Bohnenberger & Co. behaupten (Alem. N. F. II, 256): „In M. haben die Gruppen rd, rn ſtets die Dehnung verhindert. Gedehnt iſt: a und u .... in M. außer vor rd, rn." Bei Bopp (S. 35) ſteht indes deutlich gárn. — Wie ſprach der junge Tarafa?

Leſen iſt eine ſchöne Kunſt,
Eine ſchöne das Schreiben.

Bei uns aber ſcheint es Leute zu geben, welche die zweite ausüben, ohne die erſte recht zu verſtehn.

Digitized by Google

an den Vorposten (gegen Westen) Dußlingen — Gomaringen — Melchingen — Stetten u. Holst. — (nicht Gauselfingen) — Neufra — Gammertingen entlang[1]). Im Osten Kürze in Münsingen (Bopp S. 68: èrnt, èrnst) und Nasgenstadt, sonst allenthalben Länge (kèarâ bzw. kèrâ Kern u. s. f.).

irn. Bei hurn (Hirn: s. oben S. 3) sind die Vorposten des Dehnungsgebiets: Bieringen — Bietenhausen — Hart — Großelfingen — Steinhofen — Thanheim — Boll — Beuren — Ringingen — Burladingen — Neufra — Hettingen[2]).

1) Außerhalb des Dehnungsgebiets erscheint östlich von Haag's Linie 12 β e:(r)n oder e:(r)n (beides = Haag's jarn), westlich derselben „gestrecktes" è:(r)n (Haag's ern). Ich gebe hier als nördliche Fortsetzung der erwähnten Linie die weiteren östlichen Vorposten der „Streckung": Geislingen — Owingen — Rangendingen — Hemmendorf — Dußlingen; außerdem ist unserer Linie noch die Stadt Hechingen als Insel vorgelagert. (Nach Vorstehndem sind die nicht ganz genauen Angaben Ostd. Stud. II, 57 zu berichtigen.) Demnach haben è:(r)n innerhalb des Bereichs meiner Aufnahmen die Orte Hausen a. Thann, Roßwangen, Geislingen, Rangendingen, Hechingen, Bühl. Trotzdem erklärt Haag (S. 54): „nur im Westen (hinter 12 a) kurzes -ern", führt aber nichtsdestoweniger S. 84 aus Geislingen die Form gənn an. Wie soll man das zusammenreimen? Der Schwund des r kann hier doch keinen Unterschied bedingen. Oder haben wir hier zwischen Kürze und Kürzung zu unterscheiden? — Außerdem bleibt mir unklar, wie Haag das im Südosten seiner Karte — zwischen 14 und 12 β — herrschende -jarn aufgefaßt wissen will. Soll man darin die von ihm S. 64 erwähnten „weit südwärts durchs Bärental" reichenden Spuren der unechten Kürzung sehen? Aber hier kann man doch nicht von bloßen „Spuren" reden, abgesehen davon, daß z. B. Leibertingen oder Hausen i. Thal doch kaum mehr zum Bärenthal gehören. Das Wahrscheinlichste ist mir, daß bei Haag hier eine ähnliche Fehlerquelle (ungeeignete Gewährsmänner? Hörfehler?) im Spiel ist, wie sie für seine Linie 4 β (s. u. s. orn) und vielleicht (vgl. u. S. 117 Anm. 1) auch für 4 α verhängnisvoll ward. — Übrigens beansprucht obige Linie als Dehnungs-Grenze nur bedingte Giltigkeit: sofern nämlich — s. u. S. 91 Anm. 2 — hier „unechte Kürzung" anzunehmen ist, haben wir darin vielmehr eine Kürzungs-Grenze zu sehen, während sich dann für die Vokaldehnung die ursprüngliche Südgrenze innerhalb meines Gebiets zwar ihrer einstigen Existenz, nicht aber ihrem genauen Verlauf nach feststellen läßt.

2) Haag erwähnt da, wo man es erwarten sollte (S. 55, Abschn. 4 ζ), nichts von dieser Dehnung, obgleich sie noch in den Nordrand seiner Karte hineinreicht. Dagegen wird von ihm S. 84 wenigstens fortsiina angeführt.

Digitized by Google

Eine merkwürdige Exklave bildet Ofterdingen, wo — wie in Oſtdorf — vor rn nur a gedehnt wird. Im Oſten Kürze in Reutlingen (Wagner S. 41: 'irn) und Münſingen (Bopp S. 70: hirn), in Nasgenſtadt und weiter öſtlich überall Dehnung (hirä).

orn. Bei allen hierher gehörigen Wörtern finden wir dieſelbe verſchnörkelte Dehnungsgrenze wie bei ërn[1]). Im Oſten Kürze in Münſingen (Bopp S. 35: dorn, horn, tsorn)[2]) und Dorfmerkingen; ſonſt in Nasgenſtadt und weiter öſtlich allenthalben Länge.

urn. Bei durn (Turm) iſt die Dehnungsgrenze folgende: Mühringen — Weildorf — Gruol — Binsdorf — Erlaheim — Owingen — Steinhofen — Thanheim — Boll — Beuren — Ringingen — Burladingen — Neufra — Gammertingen. Im Oſten Dehnung in Eggingen und Langenau (dürä), Kürze in Nasgenſtadt, Scharenſtetten, Gmünd, Dorfmerkingen.

---

1) Ebenſo finden wir auch hier außerhalb des Dehnungsgebiets teils oa(r)n oder ǫa(r)n (beides = Haag's warn), teils — bei eingetretener „Streckung" — ò(r)n. Aber da die „Streckung" ſich bei oa ſchon viel weiter ausgebreitet hat, als bei ea, ſo iſt oa(r)n bzw. ǫa(r)n heute bereits auf ein inſelartiges Gebiet beſchränkt, deſſen Umriſſe durch folgende Orte bezeichnet werden: Oſtdorf — (nicht Balingen) — Endingen — Erzingen — Weilheim — Thieringen — Obernheim — Oberdigisheim — Meßſtetten — (nicht Straßberg) — Winterlingen — Harthauſen — (nicht Neufra) — Gauſelfingen — Ringingen — Salmendingen — Thalheim — Möſſingen — Ofterdingen — Bodelshauſen — Stein — (nicht Hechingen) — Weilheim — Großelfingen — (Oſtdorf); dieſer Hauptinſel iſt dann im Südweſten noch Nuſplingen vorgelagert. — Haag's Linie 4 β mag, ſoweit ſie eingezeichnet iſt, richtig ſein (ich bin zwar ſelbſt noch nicht ſo weit ſüdlich gekommen, aber es iſt mir a priori wahrſcheinlich, daß die auf der Strecke Hofen — Buchheim gewiſſermaßen rückläufige Dehnungsgrenze nachher wider in ihre Grundrichtung zurückkehrt); auf alle Fälle iſt ſie aber unvollſtändig: denn von dem ò(r)n-Gebiet zwiſchen Heinſtetten und Leibertingen, das ſich gegen Nordweſten bis Roßwangen vorſchiebt, finde ich bei Haag weder auf der Karte noch im Text eine Spur. Nördlich von Haag's Kartengebiet kenne ich ò(r)n aus Rangendingen, Hechingen, Nehren und Bühl. Wegen der Konſequenzen, die ſich auch hier aus der Annahme „unechter Kürzung" ergeben, ſ. den Schluß der Anm. 1 auf voriger Seite.

2) Dagegen l. c. S. 41: tsòrn; woh ein Druckfehler?

Digitized by Google

Bei frzurnă (vgl. oben S. 2) reicht die Dehnung noch etwas weiter; Vorposten: (nicht Bergfelden) — Heiligenzimmern — Binsdorf — Erlaheim — Owingen — Steinhofen — Thanheim — Boll — Schlatt — Ringingen — Burladingen — Neufra — Hermentingen. Weiter östlich Kürze in Münsingen (Bopp S. 64: frtsirnă), Nasgenstadt und Eggingen (beide ebenfalls: frzirnă), für den ferneren Osten lassen mich meine Notizen im Stich.

Für die Dehnung vor hs, hz, ht — soweit sie überhaupt eingetreten ist — kann ich nirgends eine Grenze angeben.

Ich habe I, 20 aus dem Unterbleiben der Dehnung in Fällen wie šixdr, šmearz, „bei denen Entlehnung aus der Verkehrssprache nicht [1]) wahrscheinlich ist", den Schluß gezogen, daß die Dehnung zuerst „nur da eintrat, wo die betreffende Doppelkonsonanz im Silbenauslaut stand, und daß sie erst späterhin durch Ausgleichung und Analogie sich weiter ausgebreitet hat." Statt dessen möchte ich heute, nachdem sich mein Horizont in dialektgeographischer Hinsicht inzwischen wesentlich erweitert hat, zunächst lieber sagen: die Dehnung vor rt ꝛc. hat sich, ähnlich der Lenisinlautdehnung vor einfacher Liquida (vgl. oben S. 52 ff.), sehr ungleichmäßig ausgebreitet und ist, ebenso wie diese, in einer Anzahl von Fällen schon in größerer oder geringerer Entfernung vor Ostdorf zum Stillstand gekommen.

Bevor ich nun aber auf die weitere Frage eingehe, ob in der That, sowie ich schon früher vermutet habe [2]), auch diese Dehnung

1) Hier muß ich — was einem nicht bei der zünftigen General-mutual-praise-insurance-company (vgl. de Lagarde, Übersicht ꝛc. S. 42 Anm.) Versicherten gewiß selten genug passiert — ein mir unverdientermaßen gespendetes Lob zurückweisen. Ein Herr Meisinger nämlich, der in der Z. f. hd. Ma. die beiden ersten Hefte meiner Studien kritisiert, hat an der oben angezogenen Stelle das Wort „nicht" in der Eile übersehen und schreibt nun l. c. II, 283: „in einigen Fällen, in denen ungedehnte Formen vorliegen, nimmt der Vers. mit Recht Entlehnung aus der Schriftsprache an, so in šixdr schüchtern, šmearz Schmerz ꝛc." Ja, ja: Lesen ist eine schöne Kunst! Vgl. oben S. 85 Anm. 3.

2) Freilich habe ich damals unsere Dehnung noch vor die Apokopierung des auslautenden -e verlegt. Jetzt, nachdem sich diese Datierung als irrig erwiesen hat (s. o. S. 78 f.), ist die Zahl der als Ausgangspunkt der Dehnung

Digitized by Google

ihren Ausgang von den einsilbigen Formen genommen hat, muß ich zunächst einige Vorfragen erledigen, die sich auf das Schicksal der Konsonantengruppen rt, ht ꝛc. beziehen.

Ich habe in jener früheren Abhandlung unsere Dehnung als „Ersatzdehnung" bezeichnet, d. h. ich habe angenommen, daß die Dehnung des Vokals als Ersatz für eine Abschwächung des ersten Komponenten der nachfolgenden Konsonanz zu betrachten sei. Zwar habe ich schon damals ausdrücklich hervorgehoben, man dürfe nicht annehmen, daß „von vorn herein der Konsonant gänzlich geschwunden und dafür der vorhergehnde Vokal gedehnt worden" sei; vielmehr werde der vollständige Schwund der durch jene Abschwächung entstandenen Lenis „da, wo er vorkommt, erst sekundär und wahrscheinlich bedeutend später eingetreten sein". Allein immerhin habe ich damals noch einerseits die Abschwächung des r und h als die Vorbedingung nicht nur für den gänzlichen Schwund dieser Laute, sondern auch für die Dehnung des vorhergehnden Vokals angesehen, andrerseits aber auch diese Vokaldehnung als notwendige Folge der Konsonantenabschwächung betrachtet, so daß sie also unter allen Umständen eine Begleiterscheinung des r- bzw. h-Schwundes bilden würde.

Diese Theorie ist indes lediglich auf die Verhältnisse der heutigen Ostdorfer Mundart zugeschnitten, zu deren Erklärung sie in der That zur Not auch ausreicht. Allein sobald man die Untersuchung auf die Mundarten der Nachbardörfer ausdehnt, kommt man damit nicht mehr durch.

Was zunächst die mit r anlautenden Gruppen betrifft[1]), so ist in Ostdorf der heutige Stand folgender: r ist ziemlich regelmäßig[2]) geschwunden vor s, dagegen stets bewahrt vor n. Bei rt

zu betrachtenden einsilbigen Formen (und damit zugleich auch die Wahrscheinlichkeit meiner Vermutung) beträchtlich größer geworden.

1) Ist schon der einheitliche Charakter der Vokaldehnung vor den r-Gruppen einer- und den h-Gruppen andrerseits nicht über jeden Zweifel erhaben (vgl. oben S. 78 Anm. 1), so gilt dies von vorn herein in erhöhtem Maße von dem „Konsonantenschwund". Es empfiehlt sich daher jedenfalls, die beiden Kategorien je für sich zu betrachten.

2) Von offenbaren Lehnwörtern neuesten Datums abgesehen, wüßte ich als Ausnahme nur etwa anzuführen firšd m. „First" und „Fürst", daß sich indes durch sein ir (statt ür) ebenfalls als entlehnt erweist: vgl. oben S. 5.

Digitized by Google

ist nach langem Vokal ein individuelles Schwanken von Fall zu Fall zu konstatieren, so daß sich hier keinerlei Regel aufstellen läßt [1]); nur nach kurzem Vokal erscheint auch vor t das r durchweg erhalten.

Tritt somit in Ostdorf selbst der Konsonantenschwund nie ohne die Vokaldehnung auf, so ist das schon in unserer unmittelbaren Nachbarschaft anders. Denn wir finden z. B. in Geislingen Formen wie gènn, hònn, fṛzennă (erzürnen); ferner „ob der Stadt", d. h. südlich von Balingen (z. B. in Dürrwangen) gean, hoan, koan [2]) ꝛc., in Dormettingen auch hèz (Herz), šmèz u. dergl.: also offenbar Konsonantenschwund bei erhaltener Kürze des Vokals [3]).

Angesichts dieser Thatsachen wird die von mir früher vertretene Auffassung unserer Dehnung als unhaltbar aufzugeben sein, und auch die weitere Möglichkeit, den Schwund des r als eine

1) Sogar in Flurnamen herrscht in dieser Hinsicht keine Übereinstimmung. So wird das Ostd. Stud. I, 19 erwähnte Wédă von echten Ostdorfern auch Wérdă ausgesprochen. — Übrigens ist es äußerst schwierig, hier zu sicheren Resultaten zu gelangen, da — wie auch Fischer (Geogr. S. 53) sehr richtig hervorhebt — „der akustische Eindruck nicht leicht genau zu erfassen ist"; und wenn man die Leute direkt befragt, so kann man nach meinen Erfahrungen heutzutage auch bei den zuverläßigsten Gewährsmännern sich nie ganz darauf verlassen, daß nicht unbewußt das Schriftbild sich einmengt.

2) Hierauf bezieht sich eine in Ostdorf kursierende Anekdote, die übrigens, wie ich höre, einen thatsächlichen Hintergrund hat. Ein Butterhändler aus jener Gegend pflegte regelmäßig in Ostdorf einzukaufen. So kam er hier einst auch wider an ein Haus und fragte die Leute, die er in der Scheune beim Dreschen antraf, in seiner Mundart: hãõd ṛ koan? = habt ihr Korn (scil. zu dreschen); diese aber, in deren Mundart koan nur in der Bedeutung „keinen" vorkommt, verstanden die Frage falsch, und antworteten: nõã, mṛ hêbe koan! = nein, wir haben keinen! (scil. Butter zu verkaufen).

3) Nimmt man mit Haag bei gean, hoan „unechte Kürzung" an, so könnte man allerdings das „Verstummen" des r in die Zeit vor Eintritt der Kürzung verlegen. Von meinem Standpunkt (Auffassung des è, ò als „Streckung") aus ergäbe sich dieselbe Möglichkeit dann auch noch für gènn, hònn; und sogar in Fällen wie hèz oder fṛzennă wäre ja eine sekundäre Verkürzung früher einmal vorhandener Dehnung nicht ganz ausgeschlossen. Aber durch den r-Schwund entfiele dann zugleich auch jeder einleuchtende Grund für die Verkürzung; denn wie in aller Welt sollte ein einfaches n (t, š) bei uns Kürzung des vorhergehnden Vokals veranlaßt haben?

Digitized by Google

Folge der vorhergehnden vokalischen Länge zu erklären, erscheint — obgleich sich sonst manches dafür anführen ließe[1]) — durch die soeben angeführten Formen der Nachbarmundarten ausgeschlossen.

Unter diesen Umständen müssen wir wohl darauf verzichten, den Schwund des r mit der Vokaldehnung in ursächlichen Zusammenhang zu bringen. Dürfen wir demnach in der letzteren weder die notwendige Folge einer Abschwächung, noch die Vorbedingung des gänzlichen Schwundes des r erblicken, so handelt es sich nunmehr darum, eine anderweitige Erklärung ausfindig zu machen.

Als eine solche bietet sich uns die Annahme einer regressiven Assimilation dar, durch welche das r an den folgenden Dental angeglichen wurde[2]). Zu Gunsten einer derartigen Auffassung darf vielleicht noch angeführt werden, daß wir auch nach ursprünglichem rn ab und zu — allerdings nie in Ostdorf — das nachgeschlagene

1) Vgl. z. B. oben S. 49 Anm. 1, wo die Fortisabschwächung für eine Folge der monosyllabischen Dehnung erklärt wird. Ferner könnte man an den mhd. Schwund des r nach langer Silbe (Michels, Mhd. Elmb. § 98) denken.

2) Vgl. z B. den ganz analogen Vorgang in den indischen Prakrit-Dialekten. — Auch Haag scheint sich dieser Assimilations-Theorie zuzuneigen: vgl. unten S. 113 (doch ist noch Baarm. S. 84 nur von einem „Verstummen" die Rede). Jedenfalls ist dieselbe noch am ehesten geeignet, Haag's Ansichten über die Ausdehnung seiner „unechten Kürzung" wenigstens teilweise plausibel zu machen. Denn wenn auch kaum glaublich scheint, daß eine und dieselbe Konsonantengruppe (rn) ohne jede Mitwirkung anderweitiger Faktoren zunächst die Dehnung des vorhergehnden Vokals gestattet haben sollte, um dann gleich darauf wider die Verkürzung der so entstandenen Länge herbeizuführen, so ist doch immerhin denkbar, daß das rn die Dehnung hervorgerufen, das assimilierte nn aber sie wider beseitigt hat. Und außerdem gibt doch auch zu denken, daß nach meiner früheren Auffassung die Dehnung in den Gruppen -ërn, -orn in unserer Gegend genau so weit nach Südosten fortgeschritten wäre, als die untrügliche „unechte Kürzung" in oan (bzw. ôn) < ainu ꝛc. gegen Nordwesten vorgedrungen ist: das ist doch kaum zufällig! Ich bin unter diesen Umständen nicht abgeneigt, Haag's Annahme einer Dehnung und späteren Widerverkürzung bei ërn, orn zuzustimmen, ja ich möchte eine solche Entwicklung jetzt (im Gegensatz zu Haag S. 64) auch bei ërz voraussetzen: vgl. oben S. 83 Anm. 1. Man sieht a priori nicht recht ein, warum die ôatt < ôart ꝛc. sich der Kürzung entzogen haben sollten, der die ôann, ôann sämtlich verfallen sind. Wenn aber die Kürzung hier weniger durchgedrungen ist als vor nn, so wird dafür die geringere Verbreitung der Assimilation rt > tt verantwortlich zu machen sein.

Digitized by Google

d finden, das sonst nur nach nn vorkommt[1]): so z. B. in Geislingen bánnd (nicht bárnd, wie oben S. 43 Anm. 2 angegeben ist), in Belsen und Osterdingen ae(r)nd (vgl. oben S. 21), in Mühringen dúnd Turm u. s. f.

Ich glaube nun weiter annehmen zu dürfen, daß für Ostdorf die Assimilation des r an sämtliche Dentale (vielleicht mit Ausnahme der Lenis d) ursprünglich Lautgesetz war, und daß das r da, wo es heutzutage wider erscheint, lediglich durch „rückläufige Wortverdrängung" eingedrungen ist[2]). Dafür sprechen in erster Linie einzelne Fälle, wo wir in der heutigen Mundart vor n ein etymologisch nicht berechtigtes r eingeschoben finden; hierher gehören z. B. unser hearn, dearn < *h-ënen, *d-ënen (vgl. oben S. 74), fèarsle n. Spelze an der Dinkelähre (je zwei Körner enthaltend) < mhd. vëselîn, frdlaernä entlehnen < ver-ent-lê(he)nen u. a. m. Solche Formen beruhen m. E. auf unrichtigen Proportionen wie etwa: kean(n): kearn = hean(n): hearn; fèas(ä): fèars(ä) = fèasle: fèarsle; gán: gárn = frdlaenä: frdlaernä[3]).

1) Vgl. Ostd. Stud. II, 36 Anm. 2. Dabei ist allerdings zu bedenken, daß der d-Nachschlag beim nn schon aus mhd. Zeit zu stammen und außerdem auf den Inlaut beschränkt zu sein scheint (vgl. z. B. mä neben mëdš), während hier das nn erst in nhd. Zeit entstanden ist und der Nachschlag gerade im Auslaut auftritt. Die Sache bedarf noch näherer Untersuchung.

2) Daß dabei auch die Verkehrssprache im Spiel ist, geht m. E. besonders daraus hervor, daß gerade in solchen Wörtern, für die der Verkehrssprache ein genau entsprechendes Äquivalent fehlt (wie z. B. in môadl, fidrä), das r meist nicht mehr zum Vorschein kommt. — Andrerseits mögen vielfach auch Deutlichkeitsrücksichten maßgebend gewesen sein, denn es ist doch allerhand Mißverständnissen Thür und Thor geöffnet, wenn z. B. ‚Bart' und ‚Bad' in bád, ‚warten' und ‚Waden' in wádä, ‚hart' und ‚hätte' in hed, ‚Wirt' und ‚Wide' (= Gardenband) in wíd zusammengefallen sind.

3) Ich schließe mich also bei der Erklärung dieser Fälle im wesentlichen an W. Horn (Z. f. frz. Spr. 22, 64) an, nur daß ich nicht sowohl von „hyperschriftsprachlichen", als vielmehr von „hypernachbarmundartlichen" oder allenfalls „hyperverkehrssprachlichen" Formen reden möchte. Vgl. auch oben S. 74 Anm. 2. — Dagegen nähere ich mich Weise (Z. f. hd. Ma. 2, 244 f.) in der Beurteilung von Fällen, wo das „parasitische" r wirklich in nebentoniger Vortonsilbe eingetreten ist. Indes glaube ich doch nicht, daß sich dasselbe hier „einfach aus dem Stimmtone des a entwickelt hat", sondern sehe darin eher einen Versuch der Mundart, sich die betreffenden Wörter mundgerechter zu

Digitized by Google

Was die Chronologie anbelangt, so muß die Assimilation das r unter allen Umständen später sein, als die Dehnung vor r + Dental, da in Formen wie *batt < bart, *wuttel < wurtel eine Vokaldehnung natürlich ausgeschlossen gewesen wäre. Als terminus ad quem läßt das mir aus Geislingen bekannte frzennä (= erzürnen: vgl. oben S. 90) die schwäbische „Nasal-Weitung" (in > en ꝛc.) vermuten[1]; doch steht dem unser frzurnä, sowie das weiter nördlich dafür eintretende frzi(r)nä gegenüber, und auch Geislingen selbst hat z. B. dunn (Turm). Man könnte indes vielleicht annehmen, daß Weitung beim kurzen i am längsten lebendig geblieben sei, so daß zwar die inn < irn noch von ihr betroffen wurden, dagegen nicht mehr die inn < irn, unn < urn ꝛc.[2]).

machen. Da nämlich unser Dialekt kurze volle Vokale in offener Silbe naturgemäß (infolge der Lenisinlautdehnung) überhaupt nicht, am allerwenigsten aber im Vorton kennt (als Ausnahme könnte höchstens etwa das etymologisch unklare baládšä in Betracht kommen, dessen von Fischer im Schw. Wb. s. v. empfohlene Herleitung von parlare mir jedenfalls nicht zusagt), so sucht er sich derselben, wenn sie ihm in Fremdwörtern zugebracht werden, irgendwie zu entledigen. Unter den Mitteln, deren er sich zu diesem Zwecke bedient, figuriert nun seltsamerweise gerade im Vorton auch das, daß er entweder den betreffenden Vokal dehnt, oder aber die Silbe durch ein eingeschobenes r zu einer geschlossenen macht. Daher spricht man z. B. in Ostdorf einerseits deutlich fábrig (Fabrik), Négbl (Neapel), andrerseits farganz f. Vakanz, bardeŋ f. Schlüsselblume < rom. (westrätisch? vgl. Meyer-Lübke, Rom. Gr. I, § 352) *badung'a < lat. betonica. So ist es wohl auch zu erklären, wenn — wie ich es einmal beobachtete — ein Ostdorfer den Stadtnamen Palermo, während er ihn täglich so und so oft richtig aussprechen hörte, trotzdem beharrlich zu Parlèrmó verketzerte. — Auf das paraftitische r in tonloser Silbe kann ich hier nicht eingehn.

1) Vielleicht gehört hierher auch unser ferndl n. „Viertel", d. h. 1) ¼ Morgen (Flächenmaß), 2) ¼ Stunde (Zeitmaß: s išd ă ferndl = es ist Viertel), 3) ¼ Schwein (Metzgerausdruck); als Getreidemaß gebraucht man fierdl (vgl. oben S. 55 Anm. 3); im übrigen heißt es statt „Viertel" bei uns stets: dr fierd dŏal. Die Entwicklungsreihe ist wohl ferndl (rückl. Wortverdrängung) < fendl (Streckung) < *feandl < *fienntel < *fierntel < *fiertntel < mhd. vierten-tail (vgl. unser parner, = mhd. ordenunc); wir hätten hier also einen der Fälle, wo die „Streckung" sich bis nach Ostdorf geltend gemacht hat: vgl. auch Ostd. Stud. I, S. 30 Anm. 2.

2) Von der altschwäbischen Nasal-Engung (ẽn, ọ̃n > en, on ꝛc.) konnten die durch die r-Assimilation entstandenen Gruppen ẽnn, ọ̃nn ꝛc. selbst-

Digitized by Google

Über Heimat und Verbreitungsrichtung der r-Assimilation läßt sich vorerst nicht viel sagen, ebensowenig über die Richtung, in der jetzt die rückläufige Wortverdrängung fortschreitet. Denn, abgesehen von den oben (S. 90) gegebenen spärlichen Notizen, kann ich über die heutigen Grenzen dieser Erscheinung keinerlei ganz zuverlässige Angaben machen. Daneben glaube ich noch soviel feststellen zu können, daß der Lautwandel rn > nn einst vor der Linie Buchheim—Hofen (s. o. S. 85) Halt gemacht haben muß. Denn wenn wir in den auf dieser Linie gelegenen Orten kòarn ‚Korn' neben kònn ‚keinen' finden, so ist das nur zu erklären durch die Annahme, daß hier die Erhaltung des rn die unechte Kürzung verhindert hat.

In Betreff der mit h anlautenden Gruppen ist zu bemerken: In Ostdorf ist h vor s nach (ursprünglicher oder sekundärer) Länge durchgehends geschwunden; dagegen erscheint es vor t in der Regel erhalten. Schwund finden wir ausnahmsweise in id ‚nicht', also nach kurzem Vokal; doch liegt da wohl erst sekundäre Verkürzung vor. Indes weist auch sonst manches darauf hin, daß der Schwund des h auch vor t bei uns einst Lautgesetz war und daß also das heute wider zur Herrschaft gelangte xd ebenfalls (vgl. oben S. 92) auf „rückläufiger Wortverdrängung" beruht. Dafür spricht zunächst einmal unser nonds ‚nichts' (vgl. oben S. 36); sodann aber läßt sich auch bei einzelnen Flurnamen mit mehr oder

verständlich nicht mehr betroffen werden, da ja jene Engung noch in mhd. Zeit (d. h. vor die Diphthongierung von ahd. ô) fällt; vgl. oben S. 28 Anm. 2. Daher heißt es denn auch z. B. in Geislingen stets kènn, kònn ꝛc. — Haag's Abschn. 15, insbesondere der letzte Absatz, ist vielleicht der konfuseste seines ganzen Buchs. Zunächst stellt er die chronologischen Verhältnisse geradezu auf den Kopf, indem er S. 66 orakelt: „Der altschwäbischen Nasalweitung steht eine umfassendere neuschwäbische Nasalengung gegenüber." Sodann bringt er es fertig, nicht nur diese Nasalengung mit der ihr gerade entgegengesetzten neualemannischen Nasalweitung (mhd. en > èn ꝛc) zu vermengen, sondern auch noch eine weitere, dem Schwäbischen absolut fremde Erscheinung damit zu verquicken: nämlich den mir bisher nur aus Leibertingen bekannten, also vielleicht „nordhegauischen" Lautwandel ôe > üi ꝛc. (z. B. stüi Stein). Und unter derselben Überschrift „Spontane Weitung" erscheint z. B. auch die von ihm nicht unpassend als „Dissimilation" bezeichnete spontane Engung ôa, ôa > éa, óa (vgl. dazu oben S. 82 Anm. 5)!

Digitized by Google

weniger Sicherheit ein d < mhd. ht nachweisen. Ich habe über diesen Punkt schon vor vier Jahren in den „Blättern des Schwäbischen Albvereins“ (X, 76) gehandelt, möchte aber freilich jetzt nicht mehr alles aufrecht erhalten, was dort behauptet ist [1]). So z. B. würde ich unsern Eidä-bearg nicht mehr mit ahd. ûhta zusammenbringen, seitdem ich weiß, daß eine Familie Eyt bis ins 17. Jahrhundert herein in Ostdorf einheimisch war [2]). Dagegen halte ich immer noch für das Wahrscheinlichste, daß in unserer Eidäds-haldä und Eidäds-wis ein ahd. ûhtida vorliegt; und weiter möchte ich jetzt hinzufügen, daß wohl auch in unserem Doude ein ahd. ûhti mit angeschmolzenem Artikel steckt [3]). — Schließlich könnte man selbst in

1) Doch halte ich das Wesentliche auch heute noch für richtig. Insbesondere habe ich mich, wie sich soeben gezeigt hat, meinem damaligen, Ostd. Stud. I, 23 von mir selbst verworfenen, Standpunkt hinsichtlich der Restitution des h inzwischen wider genähert. — Die Angabe, daß in Engstlatt heute noch lied, nād ꝛc. gesprochen werde, hat sich freilich bei Nachfrage an Ort und Stelle nicht bestätigt: ein Beweis, wie wenig man sich bei Dialektaufnahmen auf die Angaben der Leute über ihre Nachbardörfer verlassen darf. Indes möchte ich die Sache doch noch nicht ganz in's Gebiet der Fabel verweisen: Thatsache bleibt, daß God-nād in Ostdorf als Spottname der Engstlatter gilt, und das wird doch schwerlich ganz aus der Luft gegriffen sein. Aber vielleicht liegt die Entstehung des Epithetons bereits einige Generationen zurück.

2) Im Totenbuch der Pfarrei Ostdorf heißt es unter dem Jahr 1623: „Den 23. Augusti starb alt Bastian Eyth, dem der Herr eine fröliche aufferstehung verleihen wölle.“ Dies ist m. W. das letzte Mal, daß der Name hier vorkommt. Das „alt“ setzt die gleichzeitige Existenz eines jüngeren Sebastian Eyt voraus, den ich aber nirgends erwähnt finde. — Laut Eintrag im Taufbuch wurde am 22. August 1591 dem „Hans Eyt, ux: Anna“ ein Sohn „Hanns“ getauft, aber weder Vater noch Sohn werden später mehr erwähnt. Vielleicht ist das Geschlecht bei der in den Jahren 1630—31 hier grassierenden Pestepidemie ausgestorben, oder in den Stürmen des 30jährigen Kriegs fortgezogen oder zu Grunde gegangen.

3) Vgl. die im Schw. Wb. I, 356 s. v. Aucht I erwähnte „Dautengasse“ in Rottenburg. (Übrigens hätte das Schwäbische Wörterbuch seiner Würde wohl schwerlich etwas vergeben, wenn es wenigstens s. v. Auchtert auch meinen Artikel in den Blättern d. Albv. zitiert hätte.) Auffallend bleibt freilich, daß, die Richtigkeit meiner Erklärung vorausgesetzt, zwar *ûhtida, nicht aber *ûhti. umgelautetes û aufweist: vielleicht ist das -e bei Doude erst später angehängt. — Was ich l. c. X, 77 über dieses Doude vorgebracht habe, ist recht thörichtes Zeug: wenn der ganze Artikel auf diesem Niveau stünde, könnte man Herrn

Digitized by Google

Formen wie zûd (zieht), sid (sieht) eine Reminiszenz an jenen ursprünglichen h-Schwund vor t finden; doch scheint der Umstand, daß daneben kein *flûd, sondern nur flûxd (fliegt) steht, die Auffassung jener Formen als Analogiebildungen nach der 1. und 2. Person (vgl. oben S. 67 Anm. 3) zu bestätigen: denn bei flûxd heißt die 1. Sing. bekanntlich i flûg, konnte also keinen Einfluß zu Gunsten des Gutturalschwunds ausüben.

Im übrigen zieht sich die heutige Nordostgrenze des h-Schwunds vor t in einer Entfernung von etwa 8 km südwestlich von Ostdorf hin. Haag's Linie 28 x (naat — naaχt) ist, soweit ich sie kontrolieren kann, richtig bis auf drei Orte: Dormettingen hat ebenfalls nät[1]), dagegen Unterdigisheim näxt; und auf der entgegengesetzten Seite des Gebiets hat Mühlheim a. Donau bereits wider náxt. Über den Ostrand von Haag's Karte hinaus erscheint nät noch in Kreenheinstetten, dagegen hat Rohrdorf schon näxt.

Bei fitä < fixtä < *fühten[2]) < mhd. vürhten stimmt die Grenze der x-losen Formen von Dormettingen bis Nusplingen

---

Bohnenberger sein Verlangen nach einem „gewissen Abstand" (s. Ostd. Stud. II, 52 Anm. 1) nicht so sehr verargen.

1) In diesem einen Punkte hat Fischer's Karte 20 Recht gegen Haag; im übrigen verdient Haag's Linie den Vorzug. — Auch die nä(ch)t-Linie auf Fischer's Karte 1 stimmt nicht zu den heutigen Verhältnissen; die nordöstlichen Vorposten der Nasalierung sind nach meinen Aufnahmen: Aichhalden — Irslingen — (nicht Täbingen) — Dormettingen — Roßwangen — Hausen a. Thann — (nicht Oberdigisheim) — Unterdigisheim — Hartheim — Heinstetten — Schwenningen — Gutenstein — Göggingen.

2) Der Schwund des r vor h + Konsonant scheint bei uns lautgesetzlich; er findet sich außerdem noch in dem Ortsnamen Beaxädsweilr < *Bërhtoldes-wilâri, sowie in dem im Westen (vgl. Fischer's Karte 24) auftretenden wêaxdig Werktag < wërhtag: vgl. Michels, Mhd. Elmb. § 168 (wozu aber zu bemerken, daß wegen des u(r) < ü(r) in fúxä, die Erscheinung bei uns frühestens frühnhd. sein kann). In ostd. kilbe f. Kirchweihe, hohenz. kirsbl n. Kirchspiel (speziell versteht man darunter das Kirchspiel Steinhofen: vgl. Egler, Mythol., Sage u. Gesch. d. hohenz. L. S. 212 werden wir Beeinflussung durch das Simplex *kíl bzw. *kír (dies wohl die lautgesetzlichen Formen: das jetzt ausschließlich gebräuchliche kirx ist natürlich Buchwort) anzunehmen haben: vgl. auch Michels, Mhd. Elmb. § 117 Anm. 1, sowie oben S. 57 Anm. 5.

Digitized by Google

mit der von nät überein; von da ab wendet sie sich direkt nach Süden; weitere Grenzorte: Nusplingen — Renquishausen — Kolbingen — Fridingen. Indes ist die Beurteilung dieser Linie insofern zweifelhaft, als sich gerade im Süden an fitä gegen Osten nicht etwa fixtä, sondern vielmehr Formen mit erhaltenem r (firxä bzw. firtä) anschließen [1]).

Bei hs weiß ich über die Grenzen des h-Schwundes keine genaueren Angaben zu machen als Fischer (Karte 20).

Den Schwund des h auf eine mit der Ersatzdehnung des vorhergehnden Vokals zusammenhängende Abschwächung desselben zurückzuführen, geht — was ich früher übersah — darum nicht wohl an, weil das h auch nach ursprünglicher Länge schwindet, wo von einer Ersatzdehnung keine Rede sein kann; vgl. z. B. in Ostdorf deisl m. < mhd. dihsel, in den Ortschaften des Südwestens (Dormettingen ꝛc. s. vorige Seite) auch noch z. B. liet (Licht), lit (leicht) u. s. f. Weiter aber empfiehlt sich die Annahme einer regressiven Assimilation des h an den folgenden Dental aus dem Grunde nicht, weil der Schwund des h weit und breit nirgends nach kurzem Vokal auftritt; in welcher Stellung wir vielmehr allenthalben xt bzw. ks treffen.

Somit dürfte uns kaum etwas anderes übrig bleiben, als den h-Schwund durch die Abschwächung des h infolge der Länge (nicht der Dehnung!) des vorhergehnden Vokals zu erklären: vgl. dazu oben S. 91 Anm. 1 [2]). Insbesondere scheint noch für diese

1) Dagegen ist im Nordosten dem fitä ein Gebiet mit fix(d)ä (bzw. fix(d)ä: vgl. oben S. 2) vorgelagert; Grenzorte gegen N.O.: Leibringen — Isingen — Geislingen — Ostdorf — (nicht Balingen) — Heselwangen — Streichen — Burgfelden — Lautlingen — Meßstetten — Oberdigisheim. — Sonst herrscht im Norden und Osten allenthalben firx(d)ä bzw. furx(d)ä, dessen r indes — wenigstens in den uns zunächst liegenden Strichen — unter dem Einfluß der Verkehrssprache restituiert sein wird. Dagegen haben wir lautgesetzlichen Schwund des interkonsonantischen h zu konstatieren bei der Form firtä im Süden, Nordgrenze dieser letzteren: Mühlheim — (nicht Fridingen) — Irrendorf — Kreenheinstetten.

2) Meine früher (s. o. S. 49 Anm. 2) geäußerte Ansicht, daß die Mundarten des Ostens derartige Abschwächungen nicht kennen, wird dadurch auf's erfreulichste bestätigt, daß dort auch h niemals geschwunden, sondern vor t erhalten geblieben, vor s aber zu g geworden ist.

Digitized by Google

Hypotheſe zu ſprechen, daß ſich die urſprüngliche Fortis ch auch im abſoluten Auslaut nach langem Vokal vollſtändig verflüchtigt hat: vgl. Fälle wie unſer brô, glei, ſowie oben S. 63 í, mí ꝛc.

Als terminus a quo ergibt ſich für das Verſtummen des h natürlich die (wie unten zu zeigen ſein wird, „monoſyllabiſche“) Dehnung des vorangehnden Vokals. Als terminus ad quem kann, im Hinblick auf unſer nonds, die Naſalverdichtung vor Tenuis gelten [1]).

Zu guter Letzt ſei auch noch des Lautwandels rs > (r)š gedacht, der deutlich von Norden vorgedrungen iſt. In einem Fall, bei unſerem fèars(ă) swm. Ferſe, hat er Oſtdorf nicht mehr erreicht. Die Südgrenze des (r)š bildet hier die ſeltſam gezackte Linie Vöhringen — Heiligenzimmern — Binsdorf — Erlaheim — Geislingen — (nicht Owingen) — Stetten — Rangendingen — (nicht Weilheim) — Weſſingen — Thanheim — Hechingen — (nicht Bodelshauſen) — Oſterdingen — Dußlingen.

Ebenfalls weiter als gewöhnlich zurückgeblieben iſt unſer Lautwandel bei fú(r)še ‚vorwärts‘. Indes kann ich hier, weil zu ſpät auf dieſe Grenze aufmerkſam geworden, für den Augenblick nur einzelne ſüdliche Vorpoſten des (r)š namhaft machen. Solche ſind: Flözlingen — (nicht Irslingen) — Täbingen — Ebingen — (nicht Truchtelfingen) — Onſtmettingen — Boll — Salmendingen — Melchingen — Stetten u. Holſt. [2]).

Im übrigen iſt, ſoweit ich ſehe, das š jetzt überall durchgedrungen. Die beiden Fälle vĕr-sen und vür-sich ſcheinen indes darauf hinzuweiſen, daß urſprünglich nur tautoſyllabiſches rs zu rš wurde. Der Lautwandel muß jünger ſein als der Zuſammenfall von mhd. s und z, da auch mhd. rz zu rš wird (hiš < ahd. hiruz), dagegen älter als die Aſſimilation des r an den folgenden Sibilanten, da ss < rs natürlich nicht mehr zu š(š) geworden wäre.

Nehmen wir nun den Faden, den wir oben (S. 88) fallen ließen, wider auf. Als Reſultat der inzwiſchen geführten Unter-

1) Vgl. oben S. 36.

2) Flözlingen und die drei zuletzt genannten Orte haben fúrše, die übrigen fú(r)še.

Digitized by Google

suchung hat sich ergeben, daß bei den aus r + Dental bestehnden Gruppen der Schwund des r mit der Dehnung des vorhergehnden Vokals überhaupt nichts zu thun hat, und daß das Verstummen des ersten Komponenten in den h-Gruppen höchstens als Folge, nicht aber als Ursache der Vokaldehnung zu betrachten ist.

Es kann also diese letztere nicht länger als Ersatzdehnung angesprochen werden, sondern muß auf irgend einem anderweitigen Prinzip beruhen. Und als solches ergibt sich, besonders auch im Hinblick auf die Ähnlichkeit der Verbreitungsrichtung (von Nordost nach Südwest), ganz von selbst die „monosyllabische" Dehnung, eine Theorie, welche durch die früher erwähnten Fälle von vereinzelter Erhaltung der Kürze in ausschließlich oder doch vorwiegend zweisilbig gebrauchten Wörtern [1]) eine weitere Stütze erhält.

Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, stellt sich die Sache nun folgendermaßen dar:

Die monosyllabische Dehnung, die vor mehrfacher Konsonanz sonst nur etwa bis zu der Linie Ulm—Schorndorf vorgedrungen ist, ist vor den aus r bzw. h (vereinzelt auch s, f) + Dental bestehnden Konsonantengruppen bedeutend weiter gegen Südwesten fortgeschritten und hat so in vielen Fällen auch Ostdorf noch erreicht [2]). Doch ist das Verhalten sowohl der einzelnen Vokale als der einzelnen Konsonanzen gegenüber der Dehnung durchaus nicht gleich; im allgemeinen kann man sagen, daß das a ihr am zugäng-

1) S. Ostd. Stud. I, 20. Bei dem dort angeführten Flurnamen Röadrhard kann indes — vgl. oben S. 88 Anm. 2 — für das kurze a nicht die ursprüngliche Zweisilbigkeit verantwortlich gemacht werden; vielmehr dürfte dort die Kürze auf der Nebentonigkeit der Silbe beruhen.

2) Ich bedaure jetzt meine Voreiligkeit, die mich oben S. 45 Anm. 3 gegen Fischer's Auffassung der Dehnung in ‚Hand', ‚Wind', ‚Nacht', ‚Frucht' protestieren ließ. Denn ich bin inzwischen zu der Überzeugung gelangt, daß Fischer jedenfalls in Bezug auf ‚Nacht' und ‚Frucht', und vielleicht (vgl. unten S. 102 Anm. 2 sogar in Bezug auf ‚Hand' und ‚Wind' Recht hat. Es ist zu unterscheiden zwischen einer durch die nachfolgende Konsonanz hervorgerufenen Dehnung, wie sie jedenfalls in den meisten (bei uns vielleicht in allen) Fällen der sogen. „Nasaldehnung" vorliegt, und zwischen einer auf einem anderweitigen Prinzip beruhenden Dehnung, die aber durch nachfolgende Konsonanzen entweder begünstigt oder verhindert werden kann.

Digitized by Google

lichsten ist [1]), während i und u ihr am meisten widerstreben. Das ursprüngliche Verhältnis von Länge in einsilbigen zu Kürze in mehrsilbigen Formen ist bei uns nirgends erhalten; vielmehr ist stets Ausgleichung eingetreten, und zwar meist zu Gunsten der Länge, in einzelnen Fällen (hearz ꝛc.) indes doch auch zu Gunsten der Kürze [2]). Immerhin hat die Dehnung bereits dermaßen die Oberhand gewonnen, daß sie vielfach auch in Wörter ohne jede (alt- oder neu-)einsilbige Form eingedrungen und somit vor den in Betracht kommenden Konsonanzen schon beinahe (wenn auch noch nicht ganz) zum allgemein giltigen Lautgesetz geworden ist: daher heißt es bei uns auch šá(r)dl [3]), wú(r)dl [4]), wú(r)zl, Úšl (Ursula); wáxdl, ásl ꝛc.

Des Vergleichs halber wäre es von Interesse, zu wissen, ob dieselben r- und h-Konsonanzen etwa auch in den ostschwäbischen Mundarten die Vokal-Dehnung nach irgend einer Seite hin beeinflussen. Wie es scheint, ist dies bei den h-Gruppen nicht der Fall; denn in Fischer's Geographie [5]) heißt es S. 19 von ‚Nacht',

1) Wie weit unsere Dehnung in den ar-haltigen Gruppen gegen Südwesten vorgedrungen ist, läßt sich freilich schwer ausmachen. Die monosyllabische Dehnung muß da auf irgend einer Linie mit der (wohl bedeutend früher) aus Südwesten gekommenen alemannischen „Liquiden-Dehnung" (s. u. S. 102 f.) zusammengestoßen sein, durch die ihr gewissermaßen der Wirkungskreis vorweggenommen war. Unter diesen Umständen kann, wie ich bereits Ostd. Stud. I, 27 Anm. 4 hervorgehoben habe, eine Form wie baart in Schwenningen an sich ebensogut aus dem Norden als aus dem Süden stammen.

2) In diesem inkonsequenten Verhalten gegenüber den einzelnen Teilgruppen, ja manchmal den einzelnen Fällen, berührt sich, wie bereits früher (S. 88) erwähnt, unsere Dehnung mit derjenigen vor einfacher Liquida. Man beachte auch z. B. die auffallende Ähnlichkeit im Verlauf der Dehnungsgrenze bei herd (oben S. 81) einerseits, zsemä und šemä (S. 59) andrerseits. Doch erscheint hinwiderum bemerkenswert, daß bei einer Anzahl von Gruppen (irt, irs, urt, urs) die südwestliche Grenze der Dehnung sich nahezu deckt mit derjenigen der „Lenisinlautdehnung", mit andern Worten: daß Haag's Linien 2ζ und 4ζ beinahe identisch sind.

3) Vgl. Ostd. Stud. I, S. 28 Anm. 2.

4) Vgl. oben S. 3, sowie auch S. 6 Anm. 1.

5) Da es an einer brauchbaren Bearbeitung irgend einer ostschwäbischen Spezialmundart zur Zeit leider noch durchaus fehlt, so sind wir hier ganz auf dieses umfassende Werk angewiesen. Aber die Angaben desselben müssen für eine derartige Untersuchung naturgemäß unzulänglich sein.

Digitized by Google

‚Frucht': „Auch hier hat der NO. Länge. . . . Auch hier sind die alt-zweisilbigen Formen kurz". Und S. 21: „ein Wort mit ks . . hatte natürlich[1]) dasselbe Schicksal wie eins mit pf o. dgl." — Was dagegen die aus r + Dental bestehnden Gruppen anbelangt, so zeigt nach Fischer's Karte 18 das alt-zweisilbige Wort „Kirsche" im größten Teil Ostschwabens Dehnung; und ebenso kenne ich durch eigene Aufnahmen ostschwäbische Längen z. B. in ‚Kerze', ‚Ferse', ‚Bürste' (s. o. S. 83 f.). Demnach hätte also der Osten[2]) wie der Westen vor diesen r-Gruppen wenigstens zum Teil die Dehnung auch in den mehrsilbigen Formen durchgeführt, wie vor einfacher Lenis. Eine Ausnahme macht indes ein Gebiet, das ungefähr in der Mitte zwischen Osten und Westen liegt, und etwa die Fläche der Schwäbischen Alb von Laichingen bis gegen Heidenheim einnimmt. Hier zeigt Fischer's Karte 18 Kürze nicht nur für ‚Kirsche', sondern sogar auch für Wirt[3]), und analoge Fälle finden sich aus Laichingen bei Bopp[4]), sowie aus einigen andern Dörfern jenes Distrikts in meinen eigenen Aufzeichnungen (s. o. S. 81 ff.). Es wird dort Ausgleichung zu Gunsten der in alt-zweisilbigen Formen erhalten gebliebenen Kürze anzunehmen sein.

Es ergibt sich also die bemerkenswerte Thatsache, daß die Ausgleichung zu Gunsten der monosyllabischen Dehnung bei uns im Westen gelegentlich konsequenter durchgeführt ist als im Osten d. h. näher ihrer Heimat. Wunderbar ist das keineswegs, wenn

1) Um so mehr wundere ich mich, daß Fischer die Dehnung vor hs zu den Fällen zählt, „wo zwischen ein- und zweisilbiger Form kein Unterschied ist".

2) D. h. natürlich der schwäbische Osten; auf das Ostfränkische kann ich mich hier nicht einlassen.

3) Für ‚Schurz' wäre nach Fischer in diesem ganzen Gebiet Länge anzunehmen, was für Laichingen (s. Bopp S. 36) und Dorfmerkingen (s. o. S. 84) jedenfalls nicht stimmt. — Wegen der quantitativen Geltung der Svarabhakti-Form wiort vgl. oben S. 82 Anm. 2.

4) Dieser sieht darin allerdings eine nachträgliche Kürzung; allein es dünkt mich doch wenig wahrscheinlich, daß eine Mundart, die Länge vor Affrikata (köpf ꝛc.) aufweist, vor sonstigen Doppelkonsonanzen oder auch einfacher Fortis Kürzung eintreten lassen sollte. Freilich mangelt mir die Übersicht über die Lautverhältnisse jener Gegend, welche allein eine sichere Beurteilung ermöglichen würde.

Digitized by Google

man bedenkt, daß (vgl. oben S. 46) die Dehnung im Osten die unbetonten -e noch antraf und daß infolge dessen die zweisilbigen Formen dort viel leichter die Majorität erlangten als bei uns [1]).

Hiemit wären die in Ostdorf vorkommenden Fälle in historischer Zeit eingetretener Vokaldehnung erschöpft, und es erübrigt nur noch, einen zusammenfassenden Rückblick auf die gewonnenen Resultate zu werfen.

Man könnte sich versucht fühlen, die sämtlichen Dehnungserscheinungen so zu sagen unter einen Generalnenner bringen, und nun z. B., da sich die Theorie von der Ersatzdehnung in dem zuletzt besprochenen Fall als irrig erwiesen hat, dieselbe auch bei den Nasaldehnungen aufgeben und diese gleichfalls auf das Prinzip der monosyllabischen Dehnung zurückführen zu wollen. Allein man darf solchen Lockungen nicht nachgeben, sondern hat daran festzuhalten, daß da z. B. schon das Nebeneinanderstehn von wādr und wend die Annahme einer monosyllabischen Dehnung ausschließt [2]).

Wir werden uns also dabei beruhigen müssen, daß wir sämtliche Vokaldehnungen in drei nach Heimat und Prinzip verschiedene, zum Teil auch zeitlich auf einander folgende Kategorien einteilen.

Am weitesten zurück reicht die Liquidendehnung, das Prinzip der Vokaldehnung vor l und r, sei es, daß diese für sich

1) Im Ostfränkischen, das dem Herde unserer Dehnung wohl noch näher liegt, ist dieselbe sogar vor einfacher Lenis in den mehrsilbigen Formen nicht durchgeführt. Denn so (und nicht mit Heilig § 157 A. 1 ff. aus dem Wechsel von mhd. -xor und -xre ꝛc.!) sind wohl im Taubergrund die zahlreichen „Ausnahmen" von dem Gesetz der „Dehnung in offener Silbe" zu erklären.

2) Dagegen kann ich allerdings den Verdacht nicht los werden, daß in Fällen wie bād, lād, wēd, pfōd, auch soweit sie im Westen vorkommen, am Ende doch keine „Nasaldehnung", sondern vielmehr „monosyllabische" Dehnung vorliegt. Denn es bleibt immerhin recht auffallend, daß diese Wörter gerade bei uns, in der Heimat der Nasaldehnung, Kürze aufweisen, während die Dehnung erst weiter nördlich auftritt. Die oben (S. 34) versuchte Erklärung dieses Umstandes aus den chronologischen Verhältnissen der -e-Apokope erscheint mir selbst nachträglich doch recht gezwungen und ist auch abgesehen davon nicht ganz unbedenklich: vgl. oben S. 79 f. Ich komme hier für jetzt über ein non liquet nicht hinaus.

Digitized by Google

allein stehn oder ihnen noch ein weiterer Konsonant folgt[1]). Sie zerfällt in die oben unter 1. behandelte sogen. „Frühdehnung", die noch in ahd. Zeit fällt, und in die unter 4. eingereihte, einer späteren Periode angehörige Dehnung vor rm. Beide Erscheinungen sind die äußersten Ausläufer eines Lautwandels, dessen Kern auf alemannischem Gebiet liegt, wo er eine weit eingreifendere Wirksamkeit entfaltet hat. Sie sind in unserer Mundart kostbare Reliquien, Zeugen einer Epoche, wo der heutige schwäbische Südwesten nach der Schweiz hin gravitierte und uns mit den schweizerischen Stammesgenossen auch noch die mundartliche Einheit verband.

Dann kommt die oben unter 2. und 3. besprochene Nasaldehnung, eine bei uns autochthone Ersatzdehnung[2]), deren zwei zeitlich auf einander folgende Phasen (Dehnung vor n + Spirans und Dehnung vor Nasal + Tenuis) beide der mhd. Periode zuzuweisen sind. Während die Dehnung vor n + Spirans nach allen Seiten hin eine weite Verbreitung gewonnen hat, ist diejenige vor Nasal + Tenuis immer auf ziemlich enge Grenzen beschränkt geblieben, und die ae ao < in, un vor alter Fortis können heutzutage beinahe als das Schibolet des Oberamts Balingen gelten.

Endlich folgt die oben unter 5. und 6. aufgeführte, aus dem fränkischen Nordosten stammende „monosyllabische Dehnung", die in ihren beiden ebenfalls chronologisch auseinander zu haltenden Gestalten unsere Gegend erst in neuerer[3]), d. h. wohl in „frühneuhochdeutscher"

1) Auf die lautphysiologische Erklärung dieses Vorgangs kann ich mich nicht einlassen. Dazu gehört wohl auch ein genaueres Studium der im Zentrum dieses Dehnungsgebiets gesprochenen Mundarten.

2) Die Annahme einer Ersatz-Dehnung erhält hier vor allem auch dadurch eine Stütze, daß sich in den verschiedensten (germanischen und sonstigen) Sprachen analoge Erscheinungen finden, die zum Teil gar nicht anders erklärt werden können: vgl. z. B. für's Urgermanische Streitberg, Urg. Gr. § 93; für's Angelsächsische Sievers, Abr. d. agl. Gr. § 30; für's Lateinische Sommer, Hdb. d. lat. Laut- und Formenl. § 134, 2 b. Auf die altnordischen Parallelen habe ich bereits Ostd. Stud. I, 24 Anm. 1 hingewiesen.

3) Freilich darf man dann nicht mit Kauffmann (Gesch. § 141) die Entrundung von ü > i schon in's XII. Jh. verlegen, da ja diese, wie oben (S. 10 f.) gezeigt wurde, später sein muß als die Vokaldehnung vor einfacher Konsonanz (oder mindestens vor einfachem r).

Digitized by Google

Zeit erreicht hat. Als Lautwandel ist auch sie wohl schon längst vollständig abgestorben[1]); dahingegen scheint ihre Weiterverbreitung durch Wortverdrängung nach meinen Beobachtungen noch nicht vollständig zum Stillstand gekommen zu sein[2]).

3. Herr Professor Dr. Haag und die Ostdorfer Studien.

Parturiunt montes.

Gegen Ende Juli des vorigen Jahres habe ich das zweite Heft meiner „Ostdorfer Studien" u. a. auch an Herrn Professor Dr. Haag in Stuttgart versandt. Nach mehr als vier Monaten empfieng ich darauf den folgenden Brief:

Stuttgart, 12. Dez. 1901.

Sehr geehrter Herr!

Vor einigen Tagen erst bekam ich das Heft II der Ost. Studien in die Hände, durch ein Versehen unseres Schuldieners. Ich bitte Sie um Entschuldigung für die Verzögerung meines Dankes. Als Gegengabe sende ich Ihnen zwei Abhandlungen von mir.

Nun aber! Was haben Sie mit mir angefangen bezüglich Ihres ĕr, or! Hätten Sie Ihre Zweifel an meiner Darstellung mir vor dem Druck schriftlich mitgeteilt, so hätte Ihnen etwas Unangenehmes erspart bleiben können, nämlich meine öffentliche Antwort. Denn öffentlich muß ich sie doch machen, da auch Ihre Angriffe öffentlich erfolgt sind. Was ich aber zur Abwehr zu sagen habe, ist derart, daß ich Ihnen nicht zu-

1) Ich möchte indes doch darauf aufmerksam machen, daß die Lautfolge: kurzer Vokal + r + Sibilant für den unbefangenen Ostdorfer auch heute noch nicht sprechbar ist; man hilft sich in Fremdwörtern entweder durch Dehnung des Vokals, oder aber häufiger durch Dehnung des r. Also z. B. márš oder marrš m. Marsch, barrš, burrše (vgl. Ostd. Stud. I, S. 21).

2) Doch ist zu beachten, daß in solchen Fällen die gedehnte Form meist auch zugleich durch die Verkehrssprache unterstützt wird.

Digitized by Google

muten kann, es in die Fortsetzung Ihrer Studien aufzunehmen. (Haben Sie diese inzwischen fortgesetzt? Ich interessiere mich selbstverständlich auch weiter dafür). Denn nicht nur muß ich Sie unverantwortlicher Irrtümer und Mißverständnisse zeihen, sondern auch ungewöhnlicher Selbstüberhebung. Ihr Wunsch, es besser zu machen, ist weit stärker gewesen, als Ihre Logik. Ich war erstaunt über das selbstzufriedene Lachen, das Ihre wurmstichigen Ausführungen über diesen Gegenstand begleitet, und das, selbst wenn Sie mir wirkliche Aufklärungen hätten bieten können, gegen den objectiven Ton verstoßen hätte, der hier allein der gute ist. Ich sage Ihnen hier offen heraus, was ich darüber denke; so nackt werde ich es freilich, aus Schonung für sie, in einer Antwort (vermutlich Alemannia) nicht thun. Bis auf die Andeutung, daß in Roßwangen mit ërn, orn etwas los ist, was ich nicht kenne, ist alles, was Sie gegen mich sagen, eitel Wind, und nicht einmal harmloser.

Ich habe übrigens durchaus nicht die Absicht, mich für künftig schlecht mit Ihnen zu stellen; Ihre Arbeit wird fortgesetzt ein Interesse haben; und wenn Sie eingesehen haben werden, daß ich zu dem eben ausgesprochenen Tadel durch ihren Fehler gezwungen worden bin, und sich entschlossen haben werden, in Zukunft vorsichtiger und mißtrauischer gegen sich selbst zu sein, dann kann wider alles glatt werden.

Hochachtungsvoll

Dr. Haag.

Durch unser herrliches Berechtigungswesen war leider auch ich dazu verurteilt, meine Jugendjahre auf einem Gymnasium im Land des Argumentle's zu vertrödeln. Daher erinnere ich mich nur zu gut, wie unsere verehrten Herren Lehrer nichts übler aufzunehmen pflegten, als wenn wir dummen Pennäler ihnen einmal nachzuweisen suchten, daß sie sich geirrt hätten. Und die Entrüstung des Herrn Professors wuchs dann meist im geraden Verhältnis zur Offenkundigkeit seines Irrtums [1]).

1) Einer jener Herrn, dessen Stärke offenbar mehr auf dem Gebiet der Geschichte als auf dem der Sprachen, speziell des Griechischen, lag, hatte für

Digitized by Google

An jene Zeiten ward ich auf's lebhafteste gemahnt, als ich Herrn Professor Dr. Haag's Brief las. Glücklicherweise aber habe ich mir auch noch bis heute ein Stück jenes Pennälerhumors bewahrt, der solchen Zwischenfällen stets die heitere Seite abzugewinnen trachtet. Daher setzte ich mich dann auch ohne besondere Zerknirschung hin und schrieb an Herrn Professor Dr. Haag etwa folgendes:

Ostdorf, 19. Dezember 1901.

Sehr geehrter Herr Professor!

Für die übersandten Abhandlungen, zu deren Studium ich bald Zeit zu finden hoffe, sage ich Ihnen verbindlichen Dank, insbesondere auch für das liebenswürdige Begleitschreiben.

Es ist wohl eine bedauerliche Folge meiner ungewöhnlichen Selbstüberhebung und mangelhaften Logik, daß ich meine Auffassung der Entwicklung von ahd. ër, or bisher für richtig hielt, ja daß mich sogar Ihr freundlicher Brief nicht vom Gegenteil zu überzeugen vermochte.

Nicht so ganz sicher war ich dagegen von vorn herein, ob mir der Versuch, Ihren Standpunkt in dieser Sache klarzulegen, in allen Stücken gelungen sei. Ich habe denn auch schon vor längerer Zeit bemerkt, daß der erste Satz der Anm. 1 auf S. 57 des zweiten Hefts meiner „Studien" nur dann richtig ist, wenn man das Hauptgewicht auf das Wort „scheint" legt, da die betreffenden Formen auf S. 57/8 Ihrer „Baarmundarten" behandelt sind. Wäre mir diese Thatsache gegenwärtig gewesen, als ich jene Anmerkung schrieb, so hätte ich mich natürlich anders ausgedrückt. Indem ich Sie wegen dieses mir sehr unangenehmen Versehens, das unter allen Umständen im nächsten Heft der Ostdorfer Studien berichtigt werden wird, um Entschuldigung bitte, muß ich freilich hinzufügen, daß dies der einzige meiner unverantwortlichen Irrtümer und Mißverständnisse ist, der mir bis jetzt zum Bewußtsein kam.

den Frevler, der seine Unfehlbarkeit in letzterem Fache anzutasten wagte, als ultima ratio die vernichtende Frage zur Hand: „Sind Sie eigentlich bei Trost?"

Digitized by Google

Da mir nun begreiflicher Weise daran liegt, recht bald über meine übrigen Sünden aufgeklärt zu werden, und ihr Brief doch eigentlich eher Behauptungen als Beweise enthält, so erlaube ich mir, Ihnen den Vorschlag zu machen, daß Sie mir eine möglichst gründliche Abfertigung meiner wurmstichigen Ausführungen für das nächste Heft der Ostdorfer Studien überlassen. Ich werde dieselbe selbstverständlich ohne jede Änderung oder Kürzung zum Abdruck bringen. Auch brauchten Sie sich hinsichtlich der Form durchaus keine Reserve aufzuerlegen: wie weitherzig ich in dieser Hinsicht bin, können Sie vielleicht daraus entnehmen, daß ich mir unter keinen Umständen das Vergnügen versagen werde, Ihren interessanten Brief vom 12. d. M. den Lesern der Ostdorfer Studien zugänglich zu machen.

Autor-Honorar kann ich Ihnen allerdings leider nicht anbieten, da ich mit den Ostdorfer Studien einen finanziellen Erfolg bisher nicht erzielt habe. Aber ich meine, es läge im Interesse der Sache, daß die Kontroverse über derartige Fragen in einem Organ vereinigt wird, anstatt sie in allen möglichen Publikationen zu verzetteln.

In diesem Sinn gebe ich mich der Hoffnung hin, daß Sie meinen Vorschlag in wohlwollende Erwägung ziehen werden, und sehe Ihrer gefl. baldigen Rückantwort mit Vergnügen entgegen.

Hochachtungsvoll

Friedrich Veit.

Hierauf traf am 22. Dezember v. J., zusammen mit dem Manuskript der gleich nachher abzudruckenden „Entgegnung", folgender Brief des Herrn Professor Dr. Haag ein:

Stuttgart, 22. Dez. 1901.

Sehr geehrter Herr!

Ich entspreche hiemit Ihrem Wunsch und überlasse Ihnen die für die „Alemannia" oder „Neuhochdeutschen Mundarten"

Digitized by Google

geschriebene Entgegnung für die „Ostdorfer Studien“. Ich habe sie etwas durchkorrigiert, weil es sich schlecht ausnehmen würde, wenn sie allzu ausfallend wäre gegen den, dessen Gastrecht sie nunmehr genießen soll. Meinen Brief halte ich aus demselben Grunde der Veröffentlichung in ihren Blättern nicht für würdig. Sollte es Ihnen unmöglich sein, auf letztere zu verzichten, so müßten Sie auch meiner veränderten Stimmung Erwähnung thun und des besonderen Grundes, aus dem er über Gebühr heftig geworden ist. Ihre Ausführungen fielen mir in einem Augenblick in die Hände, als ich von Schul- und Privatarbeit überhäuft war; ich sah mich zum Überfluß nun noch vor die Notwendigkeit gestellt, mir die Zeit für eine Erwiederung abzusparen; in einer Sache, bei der für mich gar nichts Neues herauskam, zu arbeiten; um einen moralischen Schaden von meinem Buch abzuwehren, der durch die Länge der Zeit meines Schweigens vielleicht schon zu wirken begonnen hatte. Die Abfertigung war gründlich zu machen, und das brauchte in solchen Materien Zeit; vollends bei mir, der ich seit bald 3 Jahren von meinem Buch Abschied genommen hatte, und mit ganz neuen Dingen befaßt war. In jenem Brief hat der Unmut sich Luft gemacht: ich bedaure es; aber Sie müssen auch zugeben, daß Sie mich auf eine harte Probe gestellt haben. Jetzt nachdem das hoch unangenehme Geschäft des Erwiederns gethan ist, hat sich auch der Unmut entfernt. Ich hege das Vertrauen zu Ihnen, daß es Ihnen gelingen wird, trotz mancher für Sie sicher unangenehmer Sachen, die auf den 7 Blättern stehn, der Fehde ein Ende zu machen, mit dem auch ich noch leidlich einverstanden sein kann. Es wäre mir sehr unwillkommen, wenn ich weiterhin damit zu schaffen haben müßte. Ich hätte die Seiten gerne noch einmal in gedämpfte Tonart umgeschrieben, aber ich habe wirklich keine Zeit mehr dazu.

Also seien Sie so gut und wahren Sie in erster Linie das Interesse der Sache, der wir beide mit einander dienen; Polemik ist Reibung, und Reibung fördert nicht, sondern hemmt. (Sollte es Ihnen nicht möglich sein, ohne Subjek-

Digitized by Google

tivität über diese Schrift hinwegzukommen, so wäre es vielleicht besser, wenn Sie sie nicht abdruckten, sondern nur sachlich verwerteten. Ich müßte mir darüber freilich Ihre vorläufige Mitteilung erbitten; eventl. Zurücksendung des Manuskripts).

Hochachtungsvoll

Dr. Haag.

Die Gerechtigkeit gebot, auch diesen zweiten Brief des Herrn Professor Dr. Haag hier zum Abdruck zu bringen, da sich in demselben der Schreiber von einer vorteilhafteren und liebenswürdigeren Seite zeigt. Die weitere Korrespondenz über die Sache, die sich, in nicht besonders erquicklicher Weise, noch durch mehrere Briefe hinzieht, will ich lieber unveröffentlicht lassen, und jetzt gleich zu Herrn Professor Dr. Haag's Widerlegung meiner wurmstichigen Ausführungen übergehn.

Entgegnung.

Auf S. 53 bis 58 des 2. Hefts seiner Ostdorfer Studien greift Veit meine Darstellung des Verhaltens von mhd. ër, or in Ostdorf und Umgebung an. Ich hätte es gerne dem Leser überlassen festzustellen, daß diese Ausführungen voll sind von Mißverständnissen und Irrtümern, wenn mich nicht die Erfahrung lehrte, daß die meisten sich diese Mühe nicht nehmen. Denn dazu gehört eben, was selbst Veit, der ein besonderes Interesse daran hätte, noch nicht gethan hat: ein gründliches Einlesen in mein Buch. Ich gebe zu, daß dazu Zeit gehört. Ich habe darin einen äußerst weitläufigen und vielgestaltigen Stoff auf den kleinsten Umfang gebracht, der ihn noch fassen konnte, eine notwendige Bändigungsarbeit, um das vorgesteckte Ziel zu erreichen: ein übersichtliches Gesamtbild. Dazu mußte ich mir nach zwei Richtungen Zwang anthun. Ich mußte vor allem die bequeme Breite vermeiden, in der sich so viele mit Behagen ergehen; ich mußte Wiederholungen vermeiden und eine Sache nur einmal und zwar genau an der Stelle sagen, wo sie hingehört. Was sich von selbst verstand, durfte nicht gesagt werden; dies gilt in erster Linie für meine Ansicht über die zeit-

Digitized by Google

liche Aufeinanderfolge solcher Erscheinungen, die mit einander in Verbindung treten; denn diese geht aus der Ordnung des Stoffs, der Schichtung der Verbreitungsgebiete übereinander, unzweideutig hervor. Auf der andern Seite mußte ich aber auch den Stoff selbst beschränken; ich durfte nicht nach allen Mücken schlagen. Manche Einzelformen, die ich in meine Listen aufgenommen hatte, und die ich als vereinzelte Verschleppungen erkannte, die keinerlei Licht auf die Verhältnisse warfen, blieben als Abfälle liegen und kamen nicht in mein Buch. Ich bin mir nun freilich wohl bewußt, nicht nur, daß meine Knappheit des Textes bisweilen bis zur Dunkelheit geht, und daß da und dort eine Aussprache oder ein Hinweis wohl angebracht wäre, sondern auch, daß Mißgriffe in der Beachtung oder Nichtbeachtung von Erscheinungen geringeren Umfangs vorgekommen sein mögen. Das habe ich auch schon in den Vorbemerkungen meines Buchs angedeutet; ich bin aber imstande, eine obere Fehlergrenze anzusetzen. Nur dünnste Linien meiner Karte, solche die Wörtergruppen entsprechen, deren Zahl unter 10 bleibt, und auch als Gruppen nur einen untergeordneten Teil einer großen Erscheinungsgruppe bilden, können an einzelnen Punkten fehlerhaft sein.

Nun zu Veit's Besprechung meiner ër, or-Darstellung. Entgegen der Gerechtigkeit, die er mir sonst wiederfahren läßt, ist diese ein förmliches Zerrbild. Trotzdem ich in eigenen Abschnitten, 12 und 13, die Brechung von ër, or der Weiterentwicklung dieser Laute zu ear, oar aufs unzweideutigste zu Grund gelegt habe, ist er nicht nur voller Zweifel über meine Ansicht („Hiernach könnte es scheinen, als ob Haag annähme"), sondern zeiht meine Darstellung auch einmal kurzerhand des Widerspruchs mit einem sehr unüberlegten „dazwischen hinein".

Ich habe mich vergeblich bemüht, festzustellen, was hier Veit verhindert haben sollte, meine Darstellung zu verstehen. Vielleicht war es die geographische Anordnung des Stoffs, derzufolge ich unter 12 das Gebiet der Brechungslosigkeit, unter 12 α das der Brechung nur in der Dehnung, und erst unter 12 β das der ursprünglichen, ungedehnt gebliebenen Brechung aufführen durfte, die hier zu der vorigen hinzutritt; nach dem überall durchgeführten Vorrücken aus der Neuerungslosigkeit in die Neuerungsdichtigkeit.

Digitized by Google

Merkwürdig ist, daß die Grundlage seiner Auffassung identisch ist mit der meinigen; und daß ihre einzige sichere Stütze meine Erhebungen sind. Ich habe in diesen ē-Brechungen mit ihrer großen numerischen Bedeutung und auffallenden Vielgestaltigkeit eine terra incognita im Bereich des Schwäbischen aufgedeckt und sichere Grundlinien für die Entstehungsverhältnisse gefunden. Untrügliche Brechung, d. h. ursprüngliche Kurzdiphthongierung, habe ich festgestellt in den hegauischen Vorlenisk ürzen ḥadər &, und damit die notwendige Grundlage gewonnen. Die Gegenüberstellung mit den angrenzenden ḥaadər &, die wie eine der zahlreichen Wellen sich vor das Stammland der Vorlenisdehnung legten, lieferte den Beweis für das Vorhandensein der Dehnung von ja zu ɛa, und schloß jede Möglichkeit eines Lautwandels ɛɛ zu ɛa aus. Das war so einleuchtend, daß ich aus oben angedeuteten Gründen meine Ansicht als selbstverständlich voraussetzen durfte. Diese untrügliche Brechung und Dehnung sind die beiden zweifellosen Stützen meines Baues. Sie sind es auch für Veit; er hat sie genau so nötig wie ich, und sollte froh sein, daß ich sie ihm verschafft habe. Aber da er sie nicht sieht, kann er mir auch keine Empfangsbescheinigung ausstellen.

Meine rein geographischen Vermerke über die Verbreitungsrichtung einer Erscheinung, die in erster Linie die Karte ergänzen sollen, auf der nur die Grenze, nicht aber das Gebiet bezeichnet ist, und die der historischen Deutung in keiner Weise vorgreifen wollen, faßt er gerade in letzterem Sinne auf und leitet daraus nach Belieben die schönsten Wiedersprüche ab. Um durch die Linien 4 α: herts, 4 β: hɔrn, 4 γ: faarb, 4 ε: aarm südliche Gebiete abstecken zu lassen, habe ich gesagt: „aus Süden Dehnung der offenen Vokale“ und „von Süden her geschieht dieser Dehnung Abbruch“; baare Feststellung von Thatsachen, die auch historisch gedeutet nichts ungewöhnliches haben, denn Lautwandel und Wortverdrängung haben oft genug dieselbe Heimat. Man höre Veit: „daher er sich denn beschwert“, und „solche Disziplinwidrigkeit ist für Haag um so schmerzlicher, als er uns kurz zuvor versichert hat“. Freie Dichtung zum Schmuck eines groben Mißverständnisses. Es sind dies zugleich Proben von dem angenehm überlegenen Ton, der durch diese Seiten geht, und dessen Berechtigung. —

Digitized by Google

Nun auch noch die thatsächlichen Meinungsverschiedenheiten. Die Kurzdiphthonge in jar, war aus ër, or faßt Veit als ursprüngliche Brechung auf; ich habe sie als Kürzung aus ɛar, ɔar aufgefaßt. Zur Begründung habe ich das lautliche Zusammenfallen mit den untrüglichen Kürzungsprodukten ja, wa aus ɛa, ɔa (Fortsetzungen von mhd. ai und dessen Umlaut) angeführt. Hier wie überall habe ich mich weiter noch an den Grundsatz von der durchgreifenden Wirkung des Lautwandels gehalten, der bei solchen Entschlüssen der Leitstern sein muß. Die Wortverdrängung kann wohl vor Teilgruppen Halt machen, der Lautwandel nicht. Gibt es einmal eine R-Dehnung mit bestimmten Ursachen, die an einem Ort zur durchgehnden Dehnung führten, so wirkten diese Ursachen am andern Ort, der von ihr angesteckt wurde, ganz genau so. Die Möglichkeit, für die sich Veit entscheidet, habe ich nicht außer Acht gelassen, wie er meint, ich habe mir nur die überflüssige Besprechung erspart. Ich lasse ihm auch gern seine Hypothese, denn eine mathematische Gewißheit gibt es hier nicht; behalte aber die meinige, denn ich habe weitere Pflichten; er sorgt für den Einklang in Ostdorf und Umgebung, und dafür genügt vielleicht seine Ansicht; ich habe für den Einklang auf 60 □ Meilen zu sorgen, und dafür genügt sie mir nicht. Mein graphisches Bild des heutigen Standes der Dinge bleibt überdies von der Entscheidung dieser Frage unbeeinflußt. Nebenbei sei noch erwähnt, daß Veit auch hier seinem Scherzbedürfnis auf Kosten des einfachen Sehens — denn hier handelt es sich nicht einmal um Verstehen und Nachdenken — Luft macht: „Und auf daß das wa nicht allein sei, wird auch dem ja diese Marschroute vorgeschrieben“; denn dicht neben den Beispielen für Kürzung von ɔa stehen solche für ɛa: sjalər, tjand & untrüglich aus sɛalər, tɛand &.

Es wäre ungerecht, wollte ich nicht auch noch den Nutzen erwähnen, den ich aus Veit's Studien ziehen kann. Dieser liegt für mich offenbar nicht in seinen Hypothesen. So muß ich auch seine Aufstellung eines Lautwandels von jar, war zu ɛr, ɔr entschieden verwerfen, mit dem er den Lautstand in Geislingen erklären will, wo ɛr, ɔr in ërn, ɔrn durchaus herrscht, und den Nachbarorten, wo ɛr, ɔr vereinzelt auftritt. Ich habe diesen Laut-

Digitized by Google

stand als Wortverdrängung aufgefaßt, und Veit hat nichts beigebracht zur Entkräftung dieser Ansicht. Sein Hinweis auf untrügliches ɔ aus ɔa in weit zerstreuten Einzelformen, wie ɔlf, wɔss, hɔmm, (deren „Existenz mir nicht vollständig entgangen" ist[1]), da sie abgehandelt werden, wo sie hingehören, nämlich unter „8. Kombinatorische Kürzung.") beweist nichts, da das Verbreitungsgebiet ein völlig anderes ist, und das Gegenstück: untrügliches ɛ aus ɛa, durchaus fehlt. Bei meiner Ansicht erhält mich mein schon erwähnter theoretischer Grundsatz: der Lautwandel macht nicht vor Teilgruppen Halt; in Geislingen aber macht ërt, ört eine Ausnahme; sowie mein praktischer Grundsatz: sparsamster Haushalt mit Lautwandeln. Veit braucht für seine Erklärung von ër, or und dem damit sich berührenden ai 4 Lautwandel: Brechung, Dehnung, Kürzung und Streckung (so könnte man seine Monophthongierung des Kurzdiphthongs heißen, als Gegenstück zur Brechung); ich brauche nur 3, da ich die Streckung verwerfe. Dagegen neige ich zu der Vermutung, daß die Geislinger ërn, orn, die alle ihr r eingebüßt und dadurch zu langem n geführt haben, unter „Kürzung vor nn", einen sehr weit verbreiteten aber sehr ungleich auftretenden abgestorbenen Lautwandel zu stellen sein könnten. — Auf der ganzen Linie habe ich, wie gezeigt, Veit's Änderungsversuchen an der von mir durchgeführten Anordnung der Erscheinungskreise nur ein entschiedenes noli tangere zuzurufen gehabt. Anders steht es mit dem von ihm beschafften Stoff. So finde ich bei ihm Andeutungen darüber, daß die Wortverdrängung in ër, or da und dort weiter reicht, als ich habe feststellen können; und es ist möglich, daß diese dünnste Linie, mit der ich ihre unregelmäßigen Produkte abzustecken versuchte, irgendwo eine leichte Verschiebung nötig hätte. In dieser materiellen Kontrole meiner Arbeit liegt für mich die Bedeutung der Ostdorfer Studien, angesichts der Zweifel, die über die Zuverlässigkeit meiner Stoffsammlung ausgesprochen worden sind. Hier kann er mir entweder furchtbar oder ein willkommener Helfer sein. Nun überschreitet aber seine Furchtbarkeit für mich die eingangs erwähnte obere Fehlergrenze nicht; dagegen ist sein bisher veröf-

1) S. oben S. 106. F.B.

Digitized by Google

sentlichter Stoff die vorzüglichste Widerlegung jener Zweifel. Keine einzige der von mir gezogenen Linien, auch die dünnste nicht, ist für Ostdorf unzutreffend; an Einzelwörtern, die in Ostdorf aus den aufgestellten Reihen heraustraten, habe ich bis jetzt noch kaum etwas nennenswertes festgestellt. Dabei liegt Ostdorf am Rand meiner Karte, dem ich ausgesprochenermaßen nicht mehr dieselbe Sorgfalt widmen konnte, wie den inneren Teilen. Wem also daran liegt, sich ein Urteil über das Maß der Zuverlässigkeit zu bilden, das die stoffliche Grundlage meines Buchs besitzt, der kann es aus Veit's Studien thun. Aber er muß dabei auf seine Wörter hören und nicht auf seine Worte. Letztere zeigen wichtige Teile meiner Arbeit in einem seltsamen Licht; was für ein Irrlicht das gelegentlich sein kann, habe ich gezeigt. Hiezu nur noch ein kleines Beispiel, das in Beziehung zu dem ër, or-Kapitel steht, auf das ich mich diesmal beschränkt habe. Es gehört zu den termini a quo und ad quem, meist nur Anmerkungen, bei denen er sich aber auch die freieste Bewegung gestattet.

Veit untersucht die auf mhd. ërtouc zurückgeführte Form eernus auf ihre Fähigkeit hin, die Zeit für den Eintritt der ë-Brechung zu liefern. Er macht dabei folgende Fehler: 1) Er schließt: die hier vorliegende Dehnung muß vor der ë-Brechung eingetreten sein. — Trugschluß. ee geht auf e zurück und hat mit der Brechung gar nichts mehr zu thun. Der einzig mögliche Schluß heißt: vor der Brechung sind einzelne ë zu e übergetreten: ë-Brechung später als ë-Übertritt. 2) Er verwirft die Verallgemeinerung seines Schlusses, mit der Begründung, diese Dehnung gehöre zu den vereinzelten frühzeitigen Dehnungen, die er in špeirə, fərlaorə beobachtet zu haben glaubt, in denen das gewohnte Zeitverhältnis: Dehnung später als Diphthongierung, umgedreht erscheint. Aber wenn wir auch Dehnungsverfrühung in špeirə, fərlaorə gelten lassen, so spricht in eernus gar nichts dafür. 3) Die Form, unter der die Verwerfung des fälschlich aufgestellten Zeitverhältnisses von Brechung und Dehnung erfolgt, „es ist mit alledem nicht viel gewonnen" ist so unbestimmt, daß das Ergebnis der Untersuchung mit der Basis der weiteren Ausführungen ganz unvereinbar scheint. 4) Er hat sich nicht bei Wagner umgesehen, wo für Reutlingen

Digitized by Google

ërd als aid in mehreren Formen belegt ist, und wir thatsächlich eine jener rätselhaften Dehnungsverfrühungen haben. Er hat sich nicht bei mir umgesehen, wo eine Reihe von Beispielen zum e-Übertritt verzeichnet sind. Die Beachtung dieser Erscheinung, die ich deutlich genug herausgestellt habe, hätte ihm vielleicht diese logischen Entgleisungen erspart.

Einstweilen müssen wir den Hauptwert seiner Veröffentlichungen auf dem Gebiet der Lautgeschichte in dem wertvollen Material suchen, das sie liefern; daß Ostdorf und seine Umgebung, die Veit zu durchstreifen begonnen hat, eine hervorragende Fundgrube hiefür sind, ist nicht zu verkennen; seine endgiltigen Ansichten, die sicher in vielen Stücken ein anderes Aussehen tragen werden als die heutigen, erwarte ich in seinem Buch, das er uns hoffentlich nicht vorenthalten wird, in der Annahme, seine Hefte könnten dafür eintreten.

Dr. Haag.

Damit wäre also der Nachweis meiner unverantwortlichen Irrtümer und Mißverständnisse, meiner ungewöhnlichen Selbstüberhebung erbracht! Nun, ich muß sagen, Herrn Professor Dr. Haag's Donnern und Poltern hatte mir von Anfang an nicht besonders imponiert; aber daß der kreißende Hasenberg ein solches Mäuslein gebären würde, das hatte ich denn doch nicht erwartet.

Haag beginnt seine Ausführungen damit, daß er — nicht ohne einen etwas pharisäisch anmutenden Seitenblick auf „die bequeme Breite . ., in der sich so viele [1]) mit Behagen ergehen" — von seinem Buche rühmt, er habe darin seinen „Stoff auf den kleinsten Umfang gebracht", um „ein übersichtliches Gesamtbild" zu geben; daher finde sich auch jede Erscheinung „nur einmal und zwar genau an der Stelle . ., wo sie hingehört", verzeichnet. Allein ich fürchte, so mancher harmlose Leser, der sich im II. Teil von Haag's Buch — dieser kommt hier vor allem in Betracht — über irgend eine dialektische Eigentümlichkeit zu orientieren wünscht, wird dieselbe mehr als einmal ganz wo anders suchen, als da, wo

1) D. h. Friedrich Veit, Herausgeber der „Ostdorfer Studien".

Digitized by Google

sie nach Herrn Professor Dr. Haag „hingehört“. Denn wenn z. B. unter der Überschrift „Spontane Weitung“ (Abschnitt 15) nur in 26 Zeilen wirklich von diesem Lautwandel die Rede ist, daneben aber in 11 Zeilen von spontaner Engung gehandelt und in 41 weiteren Zeilen ein toller Mischmasch von nasaler Weitung und Engung serviert wird [1]), so dürfte das höchstens derjenige einleuchtend finden, der etwa noch auf jenem Standpunkt des „Gegensinns“ stünde, welchen Karl Abel einst für die Urzeit der Sprache postuliert hat. Auch scheint Herrn Professor Haag seine übergroße Scheu, etwas nicht an der richtigen Stelle oder gar zweimal zu sagen, gelegentlich dahin geführt zu haben, es lieber ganz wegzulassen. So habe ich z. B. die nasale Weitung ĩ, ũ > ẽ, õ, die doch für's Schwäbische gewiß charakteristisch ist und auch ziemlich weit in Haag's Gebiet hineinreicht, in seinem Buche nirgends erwähnt gefunden [2]).

Weiter kommt Haag gleich in der Einleitung seiner „Entgegnung“ und nachher noch einmal auf seine Karte zu sprechen, auf die er offenbar — und wahrlich nicht ohne Grund! — besonders stolz ist; triumphierend verkündet er: „Keine einzige der von mir gezogenen Linien . . . ist für Ostdorf unzutreffend.“ Diese für Haag gewiß ehrenvolle Thatsache kann ich meinerseits nur bestätigen; aber ich darf gleichzeitig doch nicht verschweigen, daß sich dasselbe leider durchaus nicht von allen Orten der Osthälfte seiner Karte sagen läßt (über den westlichen Teil bin ich nicht in der Lage, ein Urteil zu fällen). Vielmehr sind die Fälle dort gar nicht so selten, wo die Resultate meiner Aufnahmen nicht zu Haag's Linien stimmen wollen. Ich möchte hier nur ein paar Beispiele

1) Vgl. auch oben S. 93 Anm. 2. Herrn Professor Haag scheint z. B. nie der Gedanke gekommen zu sein, daß schwäbisches gõõs, tẽẽko, rẽãmə direkt auf mhd. *gõns, dẽnchen, riemen (in letzterem Fall durch Nasal-Weitung) zurückgehn könnte, sondern er läßt, seinem halbalemannischen Heimatdialekt zu lieb, all diese Formen den Umweg über gõõs, tẽẽko, rẽãmə machen.

2) Selbstverständlich bin ich vollständig darauf gefaßt, daß mir bei nächster Gelegenheit auch diese Erscheinung von Herrn Professor Haag in irgend einem Winkel seines Buches versteckt nachgewiesen wird. Es ist das eine Gefahr, der schwer entgeht, wer sich in dieses Labyrinth hineinwagt.

Digitized by Google

anführen, auf die ich mich im Verlauf der in diesem Heft vorliegenden Untersuchungen hinzuweisen veranlaßt sah: man vergleiche zu Haag's 2 η oben S. 59 Anm. 2; zu 3 β oben S. 30; zu 4 ε oben S. 44 Anm. 3; zu 4 ζ oben S. 82; zu 16 β oben S. 12 Anm. 1; zu 28 α oben S. 96.

Die Abweichungen sind hier allerdings meist nicht sehr bedeutend, aber es gibt auch ein paar Fälle, mit denen es schlimmer zu stehn scheint: ich meine die Linien 4 α und 4 β. Die erstere, zu der oben S. 83 Anm. 1 zu vergleichen ist, bleibt gründlich falsch, mag nun damit östlich 12 β die Grenze zwischen hèarz und hearz, oder aber, was mit Haag's Text ebenfalls vereinbar (vgl. u. S. 127) und mir — bei der sonstigen Unzuverlässigkeit der Karte auf diesem Gebiet — nicht einmal unwahrscheinlich ist[1]), auch hier die Grenze hèarz — hèrz gemeint sein: in welch' letzterem Falle wir konstatieren müßten, daß auch bei Herrn Professor Haag „freie Dichtung" (vgl. oben S. 111) kein Ding der Unmöglichkeit ist. — Was aber 4 β anbelangt, so ist mir völlig unerfindlich, wie Haag sich hier das gar nicht so unbeträchtliche Gebiet mit hò(r)n zwischen Heinstetten und Leibertingen (vgl. oben S. 87 Anm. 1, sowie auch unten S. 125) ganz entgehn lassen konnte. Es muß da bei ihm oder wohl — dem in dieser Gegend meist mangelnden „Ortspunkt" (s. Baarm. S. 140 Z. 4) nach zu schließen — eher bei seinen Gewährsmännern ein Hörfehler mit untergelaufen sein[2]).

1) Ich bin zu einer solchen Vermutung um so eher geneigt, als ich selbst beim Absuchen jener Gegend anfangs in den gleichen Irrtum verfallen bin: man ist angesichts des dort herrschenden òr von vorn herein nicht auf ein diphthongisches ear gefaßt. Erst mein Begleiter, der als geborener Ostdorfer — wegen der zwischen hier und Geislingen durchlaufenden è-ea-Grenze — für diese Dinge ein feineres Gehör besaß, hat mich auf die Sache aufmerksam gemacht, und in der That konstatierte ich auch meinerseits bei schärferem Hinhören, daß auf Heuberg und Hardt meist koarn neben kòrn steht. — Diese kurzen e- und o-Laute richtig aufzufassen, erweist sich namentlich vor r als besonders schwierig: auch Fischer's Karte 8 ist aus eben diesem Grunde weitaus die unzuverlässigste seines ganzen Atlasses.

2) Die Mangelhaftigkeit der „stofflichen Grundlage", die in diesen beiden Linien zum Vorschein kommt, ist für Haag geradezu verhängnisvoll geworden: ihr ist es wohl zuzuschreiben, daß er über die hier in Betracht kommenden Lautverhältnisse im Osten seines Gebiets sich offenbar nie recht klar geworden

Digitized by Google

Und nun höre man Herrn Professor Dr. Haag: „es ist möglich, daß diese dünnste Linie [4 β] . . . . . irgendwo eine leichte[1]) Verschiebung nötig hätte“! Wie sprach 'Amr Ibn Ma'dikarib, der große Lanzenbrecher?

. . . Beim Erzählen
Kann man wohl in Kleinigkeiten fehlen!

Wahrlich, Herr Professor Haag geht beinahe noch über den Helden vom Stamme Madhidsch!

Mit alledem meine ich aber Herrn Professor Dr. Haag noch keineswegs „furchtbar“ geworden zu sein; es wäre denn, daß er den Zusammenbruch des Dogma's von der Infallibilität seiner Karte als einen so „furchtbaren“ Schlag empfände. Im Gegenteil bin ich gewiß der letzte, der wegen solcher Versehen einen Stein auf ihn werfen oder ihm den gebührenden Dank für seine mühevolle Arbeit vorenthalten möchte. Denn ich weiß nur zu gut, mit welchen Schwierigkeiten man bei Dialekt-Aufnahmen zu kämpfen hat, und wie es, ohne unverhältnismäßigen Zeitaufwand, oft nicht möglich ist, über bestimmte Punkte Gewißheit zu erlangen. Aber doch, meine ich, thäte nach dem oben Ausgeführten Herr Professor Dr. Haag vielleicht besser, über sein buntes Osterei künftighin etwas weniger laut zu gackern.

Nun soll also meine Besprechung seiner ər-, or-Darstellung „ein förmliches Zerrbild“ sein. Wenn ich nur wüßte, in wiefern? Daß einem gelegentlich über seine Ansichten Zweifel kommen, darf Haag nicht wunder nehmen, wenn er darauf besteht, alles in seinem zerhackten Orakelstil vorzutragen; aber ein Zweifel ist doch noch keine Verzerrung. — Daß ich ihn aber mit dem „Dazwischen hinein“ eines Widerspruchs geziehen habe, muß ich auf's entschiedenste bestreiten: ich habe dort die einzelnen Stellen zusammengetragen, aus denen sich seine Auffassung der Entwicklung von mhd. bërg > ostd. bjarg ergibt; zu diesem Zweck wird an drittletzter bzw. vorletzter Stelle S. 64 und S. 54 zitiert; zum Schluß wird noch S. 62

ist, und daher bis heute an Auffassungen festhält, die er selbst gewiß längst aufgegeben hätte, wenn er sich der Unrichtigkeit seiner thatsächlichen Voraussetzungen bewußt geworden wäre.

1) Von mir gesperrt.

Digitized by Google

angeführt, und weil 62 zwischen 54 und 64 liegt, ist dieses Zitat mit „Dazwischen hinein“ eingeleitet: wo bleibt da der Vorwurf des Widerspruchs, der gerade in diesem „Dazwischen hinein“ liegen soll?

Einen Widerspruch sehe ich dagegen allerdings in der ganzen Entwicklungsreihe bërg > bjarg > bearg > bjarg bzw. dorf > dwarf > dɔarf > dwarf, zu der sich Haag doch wohl bekennen wird, insofern als ich es, wie schon früher (S. 91 Anm. 2) ausgeführt, widersinnig finde, „daß . . dieselbe Konsonantengruppe . . . zunächst die Dehnung . . . gestattet haben sollte, um dann gleich darauf wider . . Verkürzung . . . herbeizuführen.“ Daher halte ich Haag's Ansetzung einer gedehnten Zwischenstufe für unser bearg, farb ꝛc. nach wie vor für verfehlt.

Um seine Hypothese zu retten, versteigt sich Haag in der Hitze des Gefechts zu dem, gelinde gesagt, „sehr unüberlegten“ Satz: „Die Wortverdrängung kann wohl vor Teilgruppen [1]) Halt machen, der Lautwandel nicht.“ Aber hat denn z. B. in den Mundarten des Südwestens die R-Dehnung nicht vor den Teilgruppen ir, ur Halt gemacht? Hat sich in unserem Dialekt die Nasaldehnung nicht einst auf die Teilgruppe n + Spirans beschränkt? Hat nicht nach Herrn Professor Haag sich die Teilgruppe ɛart, ɔart der „unechten Kürzung“ entzogen? [2]) Ein solcher Lapsus nimmt sich seltsam aus im Munde eines Dialekt-Theoretikers par excellence.

Nur hinsichtlich der Dehnung in ërn, orn bin ich jetzt geneigt, Haag Recht zu geben, aber aus ganz andern Gründen als den von ihm in's Feld geführten [3]): ich habe meine Gesichtspunkte

1) Man könnte sich allerdings fragen, was Haag hier mit diesem Terminus meint. Wären darunter Gruppen von Wörtern zu verstehn, die (s. Baarm. S. 89) aus einer phonetischen Gruppe ausgeschieden sind, ohne daß sie „irgend ein übereinstimmendes Merkmal zeigten, selbst wieder eine kleinere phonetische Gruppe bildeten“, so müßte man dem Grundsatze an sich natürlich zustimmen. Aber dann würde er in den Zusammenhang, in dem ihn Haag anführt, absolut nicht hineinpassen; vielmehr spricht alles dafür, daß hier mit den Teilgruppen eben solche „kleinere phonetische Gruppen“ gemeint sind, wie z. B. die Gruppe ë, o + r + Labial oder Guttural im Gegensatz zu der größeren Gruppe ë, o + r + Konsonant.

2) Hoffentlich kommt mir Professor Haag nicht mit dem Einwand, daß es sich hier überall um „Wortverdrängung“ handle.

3) Allerdings spricht Haag (oben S. 113 auch von „Kürzung vor nn“,

Digitized by Google

in der oben zitierten Anmerkung (Ostd. Stud. III, S. 91 Anm. 2) angedeutet, wozu auch noch l. c. S. 72 f. zu vergleichen ist. Ich nehme also jetzt an, daß die *scheinbare* Einbuchtung in der Dehnungsgrenze der Gruppen ërn und orn hervorgerufen ist durch die Überflutung der — heute nicht mehr genau festzustellenden — *wirklichen* Dehnungsgrenze durch einen von Südosten vordringenden [1]) Lautwandel, den man statt „Kürzung der unechten Langdiphthonge" ganz wohl mit *Haag* einfach „unechte Kürzung" nennen und etwa in folgende Fassung bringen kann: unechter Langdiphthong wird zu unechtem Kurzdiphthong vor Nasal oder l (aber nicht r!) + Konsonant, sowie (bei uns!) vereinzelt [2]) auch vor sonstigen Doppelkonsonanzen (was < wôass < waizz, ꝛc.). Die Umrisse des nordwestlichen Gebiets-Vorsprungs der unechten Kürzung vor nn bilden, wie gesagt, zugleich die Grenzen der Einbuchtung in der Südostgrenze nicht sowohl der ërn-, orn-Dehnung als vielmehr des heutigen Gebiets der gedehnten èa(r)n, ôa(r)n [3]); bei andern Konsonanzen ist die Grenze wider anders: so reicht z. B. vor ŋn < gn (s. oben S. 72) die Kürzung viel weiter nach Westen, und vor lf (qalf bzw. ölf 11) habe ich die Länge bis jetzt überhaupt nirgends erhalten gefunden [4]).

Vor den übrigen r-Konsonanzen (rk, rg, rb, rpf, rf, rw ꝛc.), bei denen eine regressive Assimilation des r- und somit auch die Entstehung einer Kürzung hervorrufenden Doppelkonsonanz nicht

---

aber doch nur bei den -ènn, -ônn, die er ja — freilich sehr mit Unrecht: vgl. unten S. 126 — als „kombinatorische Kürzung" grundsätzlich von der „unechten Kürzung" in -earn, -oarn getrennt wissen will.

1) Man beachte, daß sich dieselbe Verbreitungsrichtung oben (S. 35) auch für die „Nasalverdichtung" ergab.

2) Nach *Haag* (Baarm. S. 58: 8 ô) wäre ɔss < aiz weiter südöstlich Lautgesetz.

3) Doch nicht auf der Strecke *Buchheim—Hofen*: vgl. oben S. 94. — Mit meinem blinden Glauben an die unentwegte Fortschrittlichkeit *Balingen's* (s. Ostd. Stud. II, S. 56 Anm. 3) bin ich zu Schanden geworden: bal. kõan (keinen), wõas (weiß) neben ostd. koan, was und geisl. kòn, wòs beweist, daß in diesem Fall die Balinger einmal konservativ gewesen sind.

4) Für lg ist bei uns zu beachten der Flurname Hôgäwald < hailgen-walde neben (h)ɔargle n. Bildchen < hailgelîn.

Digitized by Google

anzunehmen ist, fasse ich also, wie gesagt, den unechten Kurzdiphthong nach wie vor als ursprüngliche Dehnung auf. Haag's Hypothese führt hier, auch abgesehen von dem oben (S. 119) hervorgehobenen Widersinn, zu den unwahrscheinlichsten Konsequenzen. Man denke sich: im Nordosten, durch einen breiten Gebietstreifen von der baar-hegauischen Dehnung vor r + Labial oder Guttural getrennt, tritt bei der Teilgruppe [1]) ẽ, o (nicht a!) + r + Labial oder Guttural ebenfalls Vokaldehnung ein, und zwar ganz genau in den Grenzen, innerhalb deren später die unechte Kürzung gewirkt hat! Denn hätte diese letztere nicht das gesamte Dehnungsgebiet überflutet, so müßten irgendwo am Rande noch Formen wie dȯarf ꝛc. erhalten sein: dies ist aber weder bei dem auf Haag's Karte fallenden Teil, noch auch — wie ich auf Grund meiner eigenen Aufnahmen behaupten kann — außerhalb desselben der Fall. Wollte man aber andrerseits annehmen, die unechte Kürzung sei noch über das angebliche Dehnungsgebiet hinaus vorgedrungen, so müßte auffallen, daß gleich jenseits desselben die ungekürzten kèarn, kȯarn ꝛc. einsetzen [2]). Mit dieser wohl widerum (vgl. oben S. 116 Anm. 1)

1) Yet Haag says: der Lautwandel macht nicht vor Teilgruppen Halt"; and, sure, he is an unerrable man!

2) Absolut zwingend ist die Schlußfolgerung in letzterem Fall freilich nicht. Denn in den monophthongischen Enklaven (kè(r)n, kȯ(r)n ꝛc.), die sich, rein geographisch betrachtet, gleichsam als Puffer zwischen earn, oarn einerseits und èarn, ȯarn andrerseits hineinschieben, könnte immerhin ursprüngliche Kürze in èrb, ȯrf ꝛc. neben ursprünglicher Dehnung in ènn, ȯnn ꝛc. stehn. — Auch an das südlich von Haag's Linie 14 auftretende earn ließen sich mancherlei Folgerungen knüpfen. Da wir indes (vgl. oben S. 86 Anm. 1) in diesem Fall nicht einmal sicher sind, ob wir bei Haag eine richtige Kenntnis der thatsächlichen Verhältnisse voraussetzen dürfen, geschweige denn wissen, wie er diese Verhältnisse aufgefaßt wissen will, so glaube ich mir ein Ausspinnen aller denkbaren Konsequenzen ersparen zu können. Daß er die Grenzen der angeblichen nordöstlichen Dehnung vor r + Labial ꝛc. für identisch hält mit denen der unechten Kürzung, gibt ja Haag mit wünschenswertester Deutlichkeit dadurch zu erkennen, daß er als Linie 14 („unechte Kürzung"!) die Grenze dwarff — dorff gibt. Sehr bezeichnend ist übrigens, daß hier ursprünglich dwarff — doarff geschrieben war und dies erst in einem Nachtrag am Schluß des Textes (S. 140) berichtigt wird: dieser anfängliche Irrtum zeugt deutlicher als alles andere von der Verwirrung, in der sich Herrn Professor Haag's Ansichten über diese Verhältnisse befinden müssen.

Digitized by Google

nur seinen heimatlichen Lautverhältnissen zu lieb postulierten Dehnung, zu deren Gunsten sich auch nicht eine einzige thatsächlich vorhandene Form anführen läßt, hat Herr Professor Haag entschieden keinen glücklichen Griff gethan. Und bei dem Versuch, seine Position zu verteidigen, ist er nur tiefer in den Sumpf geraten.

Doch, ich bin abgeschweift, und es ist Zeit, daß ich zur Besprechung meiner unverantwortlichen Irrtümer und Mißverständnisse zurückkehre.

Ich habe mich, wie schon gesagt, meinerseits vergeblich bemüht, festzustellen, wie Herr Professor Haag auf die fixe Idee gekommen ist, ich habe seine ër-, or-Darstellung mißverstanden. Es kommt mir vor (doch möchte ich es nicht mit Bestimmtheit behaupten), als meine er, ich schreibe ihm die Aufstellung der Reihe ë > ja > ea > ja auch außerhalb der Gruppe ër + Konsonant oder etwa auch für den Süden seines Gebiets zu. Dies ist mir natürlich nie eingefallen; meine Ausführungen Ostd. Stud. II, S. 54 beziehen sich vielmehr, wie jeder Unbefangene sofort sieht, lediglich auf die Entwicklung des ë vor den mit r anlautenden Konsonanzen in unserer Gegend. Im übrigen weiß ich mich mit Haag einig, nicht nur in der Herleitung der virtuellen Dehnung èa aus der virtuellen gebrochenen Kürze ea, sondern auch in der Auffassung unseres ea im allgemeinen (abgesehen von der Stellung vor r + Konsonant) als primärer Kürze, nicht als Kürzung aus èa[1]).

1) Nur finde ich, daß Haag's graphische Darstellung der unechten Diphthonge weder den Prinzipien seiner Lautschrift noch auch den thatsächlichen Verhältnissen entspricht. Denn bei den Langdiphthongen sollte unbedingt die Länge des ersten Komponenten zum Ausdruck gebracht, also etwa ɛɛ, ɔɔ geschrieben werden: dann ergibt sich für die Kurzdiphthonge ganz von selbst die Schreibung ɛ, ɔ, wofür beim Überspringen des Tons auf den zweiten Komponenten ja meinetwegen ja, wa eintreten könnte. Soll aber für die verschiedenen Spielarten des Kurzdiphthongs eine einheitliche Schreibart durchgeführt werden, so kann es sich m. E. nur um ɛ, ɔ handeln, da dies nach meinen Erfahrungen die bei weitem häufigere Form ist. Auch bleibt immerhin zu berücksichtigen, daß — wie ich oben S. 78 hervorgehoben habe — ɛɛ, ɔɔ wohl aus ɛ, ɔ, niemals aber aus ja, wa hervorgegangen sein kann, welch' letztere Form eine Entwicklung nach einer andern Seite hin repräsentiert. Man kehre doch lieber vor der eigenen Thür, anstatt immer nur meine Schreibweise der — von mir ja nicht bestrittenen — Inkonsequenz zu zeihen!

Digitized by Google

Wenn nun aber Haag gar von mir eine „Empfangsbescheinigung“ für den Erweis der Richtigkeit jener Herleitung des ea aus ja verlangt, so hört denn doch verschiedenes auf. Bereits im Jahr 1894, in den ersten Wochen, wo ich mich, anstatt mit arabischen Historikern, mit schwäbischen Dialekten zu befassen begann, habe ich Proportionen gebildet wie etwa weadr: fèadr = fadr: hádr, also ea: èa = a: á, oder mit Worten: wie á zu a, so stellt èa zu ea die Dehnstufe dar. Worauf ich natürlich weit entfernt bin, mir etwas einzubilden, da jedem, der halbwegs „bei Trost“ ist (vgl. oben S. 105 Anm. 1), sich derartige Proportionen geradezu aufdrängen. Schon 4 Jahre früher hatte Bopp[1]) — dessen Arbeit ich aber 1894 noch nicht kannte — geschrieben (S. 68): „Mhd. è erscheint in M. unter Berücksichtigung der Vokaldehnungsgesetze als èa und èa.“ Und noch ganz neuerdings hat die — doch gewiß solide — Firma Bohnenberger & Cie. (Alemannia N. F. II, 251) in ihrem akademisch gespreizten Stile, mit etwas phonetischem Schnickschnack verziert, ungefähr dieselbe Ansicht vorgetragen, ohne sie Haag, dessen „Baarmundarten“ 3 Jahre früher erschienen sind, gutzuschreiben. Und nun soll ich auf einmal nötig haben, „Stützen“ für meinen „Bau“ durch gütige Vermittlung des Herrn Professor Dr. Haag aus dem Hegau zu beziehen! Haag hat, indem er auf das hegauische fjadər ꝛc. aufmerksam machte, einer längst, ich darf wohl sagen: allerseits geteilten, hinreichend fundierten Auffassung eine weitere Stütze geliefert, und das ist ja gewiß erwünscht und dankenswert; aber als Pionier in einer terra incognita brauchte er sich deshalb eigentlich doch noch nicht aufzuspielen.

Weiter behauptet Haag, ich habe seine „rein geographischen Vermerke“ historisch aufgefaßt. Nein, hochgelehrtester Herr Professor, ich habe sie durchaus geographisch verstanden; aber ich war bisher immer der Ansicht, die Präposition ‚aus‘ antworte im Deut-

1) Der Herr „Kffm.“, der Bopp im Literarischen Centralblatt nach allen Regeln der Kunst heruntermacht, hätte von diesem doch vielleicht noch manches lernen können. Denn in einem ebenfalls 1890 erschienenen Buche, das den anspruchsvollen Titel „Geschichte der schwäbischen Mundart“ trägt, ist der Unterschied von ea und èa überhaupt noch nicht erwähnt, geschweige denn das historische Verhältnis der beiden Laute klargestellt.

Digitized by Google

schen auf die Frage: woher? Wollte ich das ausdrücken, was Sie mit Ihrer „baaren Feststellung von Thatsachen“ angeblich gemeint haben wollen, so würde ich etwa sagen: „im Süden Dehnung ꝛc.“ und „im Süden geschieht . . . Abbruch“. Aber freilich bin ich auch weder Doktor noch Professor, und: „professor supra grammaticos“, wird Herr Professor Dr. Haag denken. Doch, im Ernst gesprochen: wenn ich Haag hier wirklich mißverstanden haben sollte, so habe ich dabei jedenfalls die neuhochdeutsche Grammatik auf meiner Seite[1]).

Und wenn mir Haag schließlich auch noch „freie Dichtung zum Schmuck“ dieses „groben Mißverständnisses“ vorwirft, so zeigt er damit eben nur, daß ihm jeder Sinn, vielleicht nicht für Dichtung, jedenfalls aber für Humor abgeht[2]). Daher es denn auch durchaus begreiflich erscheint, daß ihm mein „Scherzbedürfnis“ so sehr mißliebig ist. Übrigens, wenn Herr Professor Haag Wert darauf legt, festgestellt zu sehen, daß er sich über die schreiende Diskrepanz zwischen den Thatsachen und seiner Theorie nicht „beschwert“ hat, daß diese ihm nicht „schmerzlich“ war, nun, so bin ich mit dem größten Vergnügen bereit, die inkriminierten Ausdrücke zu revozieren. Ich will auch in Zukunft hübsch brav sein, und mir gewiß nicht wider beifallen lassen, eine so hohe Meinung von des Herrn Professors Urteilskraft zu äußern.

Haag kommt dann noch auf meine Streckungs-Hypothese (ea, oa > è, ò) zu sprechen, und meint, ich habe „nichts beigebracht zur Entkräftung“ seiner eigenen Ansicht, der zufolge die èn, òn in Geislingen auf Wortverdrängung beruhen würden; denn

1) Ziehe ich französische Wendungen wie etwa du côté méridional in Betracht, so erwägt mein Gemüt die Frage, ob nicht Herr Professor Haag, nach dessen eigener Angabe (Alem. N. F. II, 243) die Neuphilologen bei der Lautbildung im Deutschen der Gefahr der Beeinflussung durch die von ihnen zu lehrende Fremdsprache ausgesetzt sind, einer derartigen Gefahr bereits auf dem Gebiete der Syntax zum Opfer gefallen sei.

2) Nur auf dem Gebiet des unfreiwilligen Humors stellt Herr Professor Haag gelegentlich seinen Mann. Was er z. B. (oben S. 112) gegen mein „Und auf daß das wa nicht allein sei ꝛc.“ vorbringt, wirkt in seiner schulmeisterlichen Ledernheit — wenigstens auf mich — so unwiderstehlich komisch, daß ich diese Wirkung nicht durch ein Wort der Verteidigung zerstören möchte.

Digitized by Google

mein „Hinweis auf . . . weit zerstreute Einzelformen, wie olf, wɔss, hɔmm, . . . beweise nichts, da das Verbreitungsgebiet ein völlig anderes" sei. Hier macht sich bei Herrn Professor Haag wider einmal (vgl. oben S. 117 Anm. 2) die Mangelhaftigkeit der „stofflichen Grundlage" bemerkbar. Denn erstens tritt das ènn, ònn bzw. èrn, òrn nicht bloß „vereinzelt" in Geislingen's „Nachbarorten" auf, sondern es findet sich ausnahmslos überall da, wo die Streckungswelle das Gebiet der unechten Kürzung vor nn überflutet hat. Haag hätte dies schon aus S. 56—57 des 2. Hefts meiner „Studien" entnehmen oder wenigstens sich durch das dort Angedeutete zur Vorsicht mahnen lassen können, da er mich ja als „Wörter"-Sammler immerhin gelten lassen will; jetzt mag er Näheres über die Verbreitung der monophthongischen Formen auf S. 86 und 87 des vorliegenden Hefts nachlesen — Zweitens aber finden sich die angeblich „weit zerstreuten Einzelformen" òl(l)f, wòs(s), òn(n), dăhòm(m) mit großer Regelmäßigkeit überall da, wo ò(r)n < mhd. orn auftritt[1]). Wenn Haag (Baarm. S. 58) behauptet, ɔnn komme nur „südlich 8 β", ɔmm und khɔmm aber nur „sporadisch auch im Nordosten" vor, so ist das eben einfach falsch[2]). — Auch daß „das Gegenstück: untrügliches ɛ aus ɛa[3]), durchaus fehlt", hätte Haag nicht so frischweg behaupten sollen. Mit einem „untrüglichen" e < ea kann ich ihm jetzt schon dienen: er vergleiche einmal geisl. denšd ‚Dienst' mit ostd. deanšd[4]), und daß wahrscheinlich auch

1) Sie finden sich natürlich auch anderwärts, nämlich da, wo die unechte Kürzung teils vor nn überhaupt nicht eingetreten ist, teils wegen der Erhaltung des r in êarn, ôarn nicht eintreten konnte: vgl. dazu oben S. 94. Außerdem zeigt sich namentlich òlf infolge von Wortverdrängung auch am Westrand der oarn-Insel: vgl. Ostd. Stud. II, 57 Anm. 2. Aber all' das berechtigt natürlich noch lange nicht zu der Behauptung, es sei „das Verbreitungsgebiet" hier „ein völlig anderes."

2) Für wɔss ist l. c. die Grenze richtiger angegeben, aber doch auch noch zu eng.

3) Haag meint wohl eigentlich „ɛ aus ja"; denn eine „Kürzung vor nn", also doch wohl ɛ < ɛa, nimmt er ja (oben S. 113) selbst an; wenn dieselbe auch in Geislingen auf Wortverdrängung beruhte, so müßte sie doch irgendwo lautgesetzlich entstanden sein.

4) Auffallen könnte bei diesem Wort die „Nasalverdichtung" vor Spirans (vgl. oben S. 27); doch handelt es sich hier wohl überhaupt nicht um eine

Digitized by Google

unſer ferndl „Viertel“ (geisl. ebenſo) hierher zu ziehen iſt, habe ich oben S. 93 Anm. 1 auseinandergeſetzt. Weiter aber iſt zehn gegen eins zu wetten, daß innerhalb Haag's 8 δ zu hɔss ‚heiß‘ ein Komparativ hɛssər gebildet wird, welcher dann mindeſtens ebenſo „untrüglich“ ein ɛ < ɛa erweiſt, als etwa die sjalər, die er (oben S. 112) gegen mein „Scherzbedürfnis“ in's Feld führt, ein ja < ɛa beweiſen.

Herr Profeſſor Haag wird bei ſeiner ſchiefen Anſicht erhalten, abgeſehen von der Unzuverläſſigkeit ſeiner ſtofflichen Grundlage, durch zwei Grundſätze, einen theoretiſchen und einen praktiſchen. Was es mit dem theoretiſchen für eine Bewandtnis hat, habe ich oben (S. 119) dargethan; im übrigen hat die Streckung in Geislingen nicht etwa vor der Teilgruppe eart, oart Halt gemacht, ſondern ɛart, ɔart iſt dort aus Gründen, in Betreff deren oben S. 91 Anm. 2 (am Schluß) zu vergleichen iſt, von der unechten Kürzung verſchont geblieben. Herr Profeſſor Haag könnte mir alſo hier folgen, ohne ſeinem vortrefflichen Grundſatz untreu zu werden. — Ebenſo windig [1]) wie mit dieſem ſteht es mit ſeinem praktiſchen Prinzip: ſparſamſter Haushalt mit Lautwandeln. Während man in ſolchen Fällen ſonſt bemüht iſt, möglichſt genau alle Zwiſchenſtufen feſtzuſtellen, bevorzugt Herr Profeſſor Haag hier die großen Sprünge, mittelſt deren man z. B. von ɛa direkt zu ɛ gelangt. Ich möchte ihm ſeine kindliche Freude an dem erſparten Lautwandel nicht rauben, indem ich ihm vorrechne, wie er durch ſein ganz unberechtigtes Auseinanderreißen [2]) von „combinatoriſcher“ und „unechter“ Kürzung ſeinem Prinzip eigentlich untreu wird, und wie ich, indem ich meinerſeits die unechte Kürzung einfach als „kom-

ſolche, ſondern vielmehr, angeſichts des langen Suffixvokals (dionɔ̂st), eher um eine ſpäte Synkopierung dieſes letzteren.

1) Es muß freilich unbedingt zugegeben werden, daß dieſer Wind, im Gegenſatz zu dem meinigen (vgl. oben S. 105), von einer wahrhaft kindlichen Harmloſigkeit iſt.

2) Auf dieſe Verzettelung des Zuſammengehörigen iſt es auch zurückzuführen, wenn mir die Erwähnung der Formen ɔ̂lf, wɔ̂s ꝛc. in Haag's Buch momentan einmal entgangen iſt (vgl. oben S. 113): ein Verſehen, das ich mir unter dieſen Umſtänden nicht einmal gar ſo ſehr übelnehme. Vgl. auch oben S. 78 Anm. 2.

Digitized by Google

binatorische" auffasse, den von ihm gewonnenen Vorsprung wider hereinhole.

Was jeden stutzig machen muß und namentlich auch mich bei meiner Ansicht erhält, ist die schillernde Unklarheit, in die Haag's Angaben über die Entwicklung des ēr, or in der östlichen Hälfte seines Gebiets gehüllt sind, und die manchmal geradezu abenteuerlichen Konsequenzen, zu denen man gelangt, wenn man versucht, seine Gedanken zu Ende zu denken. Ich führe nur ein paar Beispiele an.

Schon mehrfach war von der Linie 4 α die Rede, die ich oben (S. 83) als zum mindesten fehlerhaft dargethan habe. Ich gieng dabei davon aus, daß Haag in der durch 4 α und 12 β eingeschlossenen Südostecke seiner Karte die Form hjarts angenommen wissen wolle. Wie aber bereits l. c. angedeutet, könnten seine Angaben von dem, der die thatsächlichen Verhältnisse nicht kennt, auch noch anders aufgefaßt werden. Unter 4 β führt nämlich Haag als weitere Ausnahmen von der R-Dehnung u. a. auch die Formen horn, ornɨn ꝛc. aus Geislingen an. Da er nun diese Formen ausgesprochenermaßen (s. oben S. 113) als „Kürzung vor nn" erklären möchte, so hält er jedenfalls (vgl. oben S. 125 Anm. 3) eine „combinatorische Kürzung" ɛa > ɛ, ɔa > ɔ für möglich, die der R-Dehnung „Abbruch" thut. Wer bürgt uns nun aber dafür, daß er nicht auch in den unter 4 α angeführten Fällen streng genommen nicht sowohl Ausnahmen von der Dehnung als vielmehr auch solche ausnahmsweise Verkürzungen der früher einmal vorhandenen Länge sieht[1]), mit andern Worten, daß nicht die Linie 4 α auch östlich 12 β die Grenze zwischen herts und hearts darstellen soll? Jedenfalls wäre es, um eine solche Deutung auszuschließen, mehr als „angebracht" gewesen, unter 4 α neben herts auch hjarts anzuführen.

Dieser Fall ist typisch. Denn so oder ähnlich wird es, glaube ich, jedem gehn, der Haag's Darstellung dieser Verhältnisse studieren will. Der nicht Eingeweihte wird mehr als einmal im Un-

1) Da Haag an die „Streckung" nicht glaubt, so müßte ɛa direkt zu ɛ geworden sein. Natürlich hätte dann aber diese sekundäre Kürze nicht nachträglich noch der Brechung verfallen können: eine Modifikation von 4 α durch 12 β wäre dann also ausgeschlossen.

Digitized by Google

klaren sein, teils wie er Haag's Angaben über die thatsächlichen Verhältnisse verstehn soll, teils aber auch, wie Haag diese oder jene unmißverständlich angegebene Form gedeutet wissen will. Und bei dem Eingeweihten werden sich außerdem noch da und dort Zweifel regen, ob es bei Haag mit der „stofflichen Grundlage" überall seine Richtigkeit hat.

Weiter stelle man sich folgendes vor, was freilich erst recht hervortritt, wenn man gegen Nordosten noch über Haag's Gebiet hinausgeht[1]): die am Südrand von Haag's Karte heimische „Kürzung vor nn", die sich durch Wortverdrängung gegen Norden ausbreitet, streckt zunächst eine Art gebogenen Fühler vor, der bis Roßwangen reicht, und hüpft dann, immer an der Grenze zwischen öa(r)n und oa(r)n entlang, über Geislingen, Rangendingen, Nehren bis Bühl! Nun sage mir einer: wie, d. h. durch welche Verkehrseinflüsse, sollen Formen, die angeblich im badischen Hegau zu Hause sind, dazu kommen, in dieser Weise in der Gegend von Tübingen zu irrlichtelieren? Wem da meine Erklärung nicht einleuchtender scheint, dem ist wirklich nicht zu helfen.

Schließlich noch eine Frage. Wenn, wie auch Haag annimmt, die ja und wa als Kürzen zu fassen sind, wenn ersteres eine spontane Brechung der Kürze ĕ, letzteres eine R-Brechung der Kürze o repräsentiert, die als solche mit irgend einem Dehnungsvorgang absolut nichts zu thun hatten, — wie kommt es dann, daß westlich 12 ʒ diese Brechungen immer nur da eingetreten sind[2]),

1) Nett ist es unter diesen Umständen wenn Haag mir gegenüber auf seine 60 □ Meilen pocht, während ich mich doch schon zweimal (vgl. oben S. 116 Anm. 1, sowie S. 121) veranlaßt sah, gerade ihm sozusagen Kirchturminteressen vorzuwerfen. Herr Professor Haag hätte sich durch die Annahme nichts vergeben, daß ich bei Aufstellung meiner Hypothesen seine Angaben über die 60 □ Meilen — soweit mir nicht eigene Aufnahmen zu Gebot standen — stets in Betracht gezogen habe. Und da meine eigenen Aufzeichnungen auf zwei Seiten nicht ganz unbeträchtlich über sein Gebiet hinausreichen, so ist mein Gesichtsfeld, gerade, weil ich mich auf seine Schultern stellen kann, naturgemäß ein weiteres als das seinige.

2) Haag hat sich zwar (oben S. 110) über meine Zweifel in Betreff seiner Ansicht beschwert; da er aber nirgends sagt, daß meine an der inkriminierten Stelle (Ostd. Stud. II, 54 Anm. 1) schließlich geäußerte Vermutung irrig sei, so werde ich damit doch wohl das Richtige getroffen haben.

Digitized by Google

wo sie den „Keim“ zu einem ɛə, ɔə abgeben konnten, das sich unter dem Einfluß eines später zur Geltung kommenden Dehnungsprinzips entwickelt hat? Wenn zugestandenermaßen auch westlich 12 § die Kürzen ërn, orn zunächst zu dem quantitativ gleichwertigen jarn, warn gebrochen wurden, welcher vernünftige Grund läßt sich dann anführen dafür, daß nicht auch z. B. ërb, orb ebenda der Brechung zu jarb, warb unterlagen? Ich denke: keiner [1]). Sofern Haag hier nicht ein ähnliches Walten der Vorsehung annehmen will, wie etwa dasjenige, das östlich 12 § nach seiner Ansicht die Dehnung in den Gruppen ërb, orb ꝛc. nur eintreten ließ, damit später das Wirken der unechten Kürzung daran offenbar würde (vgl. oben S. 121), wird er entweder seine ja, wa doch in irgend eine nähere Beziehung zur Dehnung setzen, sie also etwa als eine Art Halblängen auffassen müssen, oder aber, er wird sich schließlich malgré lui noch zur Anerkennung der „Streckung“ gezwungen sehen.

Zu guter Letzt, um mich vollends ganz tot zu machen, rückt mir Herr Professor Haag auch noch mit der Logik auf den Leib, mit der es bei mir, nach seiner Ansicht, besonders schlecht bestellt ist; denn er meint ja (s. oben S. 105), der „Wunsch, es besser zu machen“, sei bei mir „weit stärker gewesen“, als die Logik. Nun, jenen Wunsch, ich gestehe es, habe ich allerdings gehegt; aber ich fürchte, die Art, wie Herr Professor Haag das fragliche Thema behandelt hat, läßt denselben nur allzu begreiflich erscheinen. Und was die Logik anbetrifft, so habe ich mich allerdings als Pennäler über die tötliche Langeweile der Logik-Stunde, wie die meisten meiner Schicksalsgefährten, durch Allotria hinwegzutäuschen gesucht [2]);

1) Besonders interessant wäre mir, zu erfahren, wie Haag sich in diesem Fall mit seinem mehrfach erwähnten Grundsatz vom Lautwandel und den Teilgruppen (s. o. S. 119) abfindet. Wollte er mir etwa entgegenhalten, daß ja ich hier mit diesem Grundsatz arbeite, so wäre darauf vor allem zu erwidern, daß es wohl unter Umständen für die Dehnung, niemals aber für die Brechung von Belang sein kann, ob der auf das r folgende weitere Konsonant ein homorganer ist oder nicht. Außerdem habe ich meine „Streckungs“-Hypothese natürlich nicht — oder jedenfalls nicht ausschließlich — auf die oben im Text vorgetragenen Erwägungen basiert.

2) Wir thaten dies, trotzdem uns der Herr Professor durch die fürchterliche Drohung zu schrecken suchte, daß beim bevorstehenden Abiturienten-Examen

Digitized by Google

im späteren Leben aber habe ich öfter die Erfahrung gemacht, daß diejenigen, welche die Logik am meisten im Munde führen, sie in praxi am häufigsten vermissen lassen. In einer ähnlichen Lage scheint sich auch Herr Professor Dr. Haag zu befinden.

In dem greulichen Schulmeistertone, der ihm wohl von den Aufsatz-Zensuren seiner Friedrich-Eugens-Realschüler her geläufig ist, streicht er mir allein in der ersten Hälfte einer Anmerkung (Ostd. Stud. II, 55 Anm. 1) nicht weniger als vier Schnitzer an, welche ich nun der Reihe nach durchgehn will.

Der Sachverhalt ist kurz folgender: Herr Professor Haag ist — wie schon viele vor ihm — auf die vereinzelten Fälle aufmerksam geworden, wo einem germanischen e in der heutigen Sprache, die germ. e und e < germ. a sonst auseinander hält, der Vertreter des althochdeutschen primären Umlauts-e gegenübersteht. Er hat diese Erscheinung im I. Teil seiner Baarmundarten (S. 24) erwähnt und sie auch im II. Teil (S. 61) noch einmal flüchtig gestreift. Er hat darin, der herrschenden Mode entsprechend, einen Lautwandel „ë > e“ gesehen, und hat diese Mißgeburt, mit dem ihm eigenen Talent für Namenschöpfung [1]), als „e-Übertritt“ bezeichnet. Schon Haag's Vorgänger haben sich bemüht, die Ursache des fraglichen Lautwandels ausfindig zu machen, und haben dieselbe bald in einem unmittelbar folgenden s, bald in einem in der folgenden Silbe vorkommenden i vermutet. Unser großer Nomenclator aber glaubt, weil das Kind ja jetzt einen Namen hat, sich um dessen Existenzbedingungen nicht weiter kümmern zu sollen, und nimmt auch in der Form eernus kurzweg e-Übertritt an, obgleich hier weder ein s noch ein i um den Weg ist.

„schon das einzige „ungenügend“ in der Logik hinreichend sei, um einen Durchfall herbeizuführen.“ Wie wir bösen Buben dieses λόγιον auf das medizinische Gebiet übertrugen, und welcherlei Witze wir daran knüpften, brauche ich wohl nicht des Näheren auszuführen.

1) Erfinder von Zahnwässern, Insektenpulvern und Haarwuchspomaden, die etwa, bei der starken Konkurrenz in diesen Artikeln, um einen neuen Namen für ihre Produkte verlegen sind, sollten nicht unterlassen, sich dieserhalb an Herrn Professor Haag zu wenden, der gewiß immer wider etwas passendes finden wird.

Digitized by Google

Ich meinerseits dagegen trage schon seit Jahren von der Entwicklung unserer e-Laute diejenige Auffassung mit mir herum, welche im vorliegenden Heft S. 17 Anm. 1 angedeutet ist [1]). In diese Theorie fügt sich unser ërnus anstandslos ein, und von diesem Gesichtspunkt aus ist im allgemeinen auch schon die von Haag so hart getadelte Anmerkung im 2. Heft meiner „Studien" geschrieben, wenn ich auch damals die „Frühdehnung" noch nicht mit Bestimmtheit in die ahd. Zeit hinaufzuschieben wagte. Wenn aber meine Prämissen ganz andere sind, als die Ihrigen, so braucht deshalb, o verehrtester Logiker, mein Syllogismus noch lange kein Trugschluß zu sein!

Zum zweiten meint Herr Professor Haag, in eernus spreche „gar nichts dafür", daß eine Frühdehnung vorliege. Nun, wir wollen einmal sehen. Zunächst sei darauf hingewiesen, daß jedenfalls auch nichts dagegen spricht: denn, wie ich schon da und dort in den bisher erschienenen Heften der Ostdorfer Studien hervorgehoben habe, erscheint bei uns mhd. ër regelmäßig als ër. Dann aber scheint mir das jenseits der aer-Grenze einsetzende aerd- (vgl. oben S. 22 f.) so deutlich auf Frühdehnung auch in unserem ërnus hinzuweisen, daß für mich schon allein dadurch jeder Zweifel ausgeschlossen wäre.

Hiemit wären wir bei Herrn Professor Haag's logischer Glanzleistung angelangt, womit er allem, was er sonst in seiner Entgegnung fertig gebracht hat, die Krone aufsetzt. Man höre und staune! Herr Professor Dr. Haag tadelt mich sub 2), daß ich bei eernus Frühdehnung angenommen habe, denn es spreche ja „gar nichts dafür"; sub 4) aber werde ich gescholten, weil ich mich „nicht bei Wagner umgesehen, wo für Reutlingen ërd als aid in mehreren Formen belegt ist, und wir thatsächlich eine jener rätselhaften Dehnungsverfrühungen haben." Entweder ist also Herr Professor Haag der Ansicht, daß die Frühdehnung in Reutlingen nicht auch für Frühdehnung in Ostdorf spreche: nun, dann gra-

1) Ich bin darauf namentlich auch durch den angeblichen ë-Umlaut oder e-Übertritt hingeführt worden. Wenn ich, wie sich Herr Professor Haag einzubilden scheint, auf solche Sachen erst von ihm aufmerksam gemacht werden müßte, dann wäre es allerdings schlimm um mich bestellt.

Digitized by Google

tuliere ich ihm zu seinen sprachwissenschaftlichen Prinzipien. Oder aber, er tadelt mich erst, daß ich eine unwahrscheinliche Hypothese aufgestellt habe, und wirft mir gleich darauf vor, daß ich etwas übersehen, was gerade geeignet ist, eben diese Hypothese als wahrscheinlich zu erweisen. Wo bleibt da die Logik?

Übrigens will ich Herrn Professor Haag verraten, daß ich, als ich die mehrfach erwähnte Anmerkung schrieb, mich nicht nur bei Wagner (und Bopp!), sondern auch bereits in einer ganzen Reihe von Orten jenseits der aer-Grenze umgesehen hatte, die eines der Komposita mit aerd- aufweisen. Aber ich hielt einen Hinweis darauf an jener Stelle nicht für geboten, da mir die Frühdehnung in diesem Fall auch ohne einen solchen für erwiesen galt. Herr Professor Haag thäte entschieden besser, nicht über meine „bequeme Breite" zu witzeln, wenn das gelegentliche Unterlassen eines Hinweises bei ihm gleich solche „logische Entgleisungen" zur Folge hat.

Was mit dem Schnitzer 3) gemeint sei, ist mir — ich gestehe es — bis heute nicht recht klar geworden; denn ich bin mir nicht bewußt, jenen anmerkungsweise besprochenen terminus a quo irgendwo im 2. Heft als „Basis" für „weitere Untersuchungen" benützt zu haben [1]). Es mag das an meiner schwachen Logik liegen; indes, wenn so etwas nur einer Retourchaise nicht so verzweifelt ähnlich sähe, so würde ich lieber sagen, ich habe den Eindruck, es sei hier — wie übrigens bei dem ganzen Angriff auf den unschuldigen

1) Übrigens habe ich das angeblich „fälschlich aufgestellte Zeitverhältnis von Brechung und Dehnung" (d. h. Brechung jünger als Dehnung) keineswegs, wie Herr Professor Haag zu meinen scheint, nachträglich verworfen, sondern ich habe nur darauf hingewiesen, daß man unter der „Dehnung" hier nicht die gewöhnliche „Lenisinlautdehnung", sondern die (natürlich ebenfalls von Herrn Professor Haag so getaufte) „Frühdehnung" zu verstehn habe. — Dagegen habe ich allerdings l. c. den Fehler begangen, die „spontane Weitung" e > ë und die „spontane Brechung" ë > ea, nicht auseinander zu halten. [Mit ë bezeichne ich die für's Spätahd. und Mhd. vorauszusetzende Zwischenstufe zwischen dem (im Frühahd. für sämtliche e vorauszusetzenden) geschlossenen e-Laut und dem heutigen ea, also wohl einen offenen e-Laut, etwa wie unser è.] Denn die Frühdehnung ist, genau genommen, terminus a quo nicht sowohl für die Brechung ë > ea, als vielmehr schon für die spätahd. Differenzierung von e und ë; vgl. im vorliegenden Heft S. 17 Anm. 1. Doch hat Haag das schwerlich gemeint.

Digitized by Google

terminus a quo — der Wunsch, mir eins anzuhängen, bei Herrn Professor Haag stärker gewesen als seine doch gewiß starke Logik.

Ich fasse zusammen.

Meine unverantwortlichen Irrtümer und Mißverständnisse bestehn, nach dem soeben Ausgeführten, lediglich [1]) darin, daß ich

1) gesagt habe, die Existenz der Formen ölf, wös ꝛc. scheine [2]) Herrn Professor Haag entgangen zu sein, während dieselben in der That in seinem Buche verzeichnet sind — ein Irrtum, den ich Herrn Professor Haag gegenüber revoziert habe, ehe er mich ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht hatte [3]) und über den im übrigen oben S. 126 Anm. 2 das Nötige bemerkt ist; und daß ich

2) Haag nicht geglaubt habe, daß unser gearn, hoarn ꝛc. auf sekundärer Kürzung beruht, weil ich die von ihm angenommenen Reihen wie horn > hwarn > hoarn > hwarn damals, wie heute noch, für widersinnig hielt und auf die inzwischen, soweit ich sehe, von mir zuerst aufgestellte Reihe horn > hwarn > hoarn > hoann > hwann (> hwarn) damals noch nicht aufmerksam geworden war.

Im übrigen kann ich Herrn Professor Haag, in dankender Erwiderung seines noli tangere, nur ein ebenso entschiedenes si tacuisses zurufen. Und ähnlich steht es mit meinen angeblichen logischen Entgleisungen, die sich auch vielmehr als solche meines Herrn Kritikers herausgestellt haben.

Was aber schließlich meine „ungewöhnliche Selbstüberhebung" anbelangt, so besteht diese wohl darin, daß ich, Friedrich Veit, sine honore et titulo, es gewagt habe, anderer Ansicht zu sein als

1) Sollte Herr Professor Haag mir im Ernst als weiteren Fehler vorwerfen wollen, ich habe behauptet, daß er für sämtliche ja unserer Mundart die Entwicklungsreihe ē > ja > ea > ja aufstelle, so liegt hier (wie schon oben S. 122 gesagt) das Mißverständnis durchaus auf seiner Seite. Ich hätte ja vielleicht Ostd. Stud. II, 54 Z. 8 statt wa und ja lieber war und jar schreiben sollen; aber daß dies letztere dort gemeint ist, darüber wird wohl kein Unbefangener im Zweifel sein: das ergibt sich aus dem ganzen Zusammenhang. Schlimmstenfalls könnte man mir hier also eine mißverständliche Ausdrucksweise, unter keinen Umständen aber ein Mißverständnis vorwerfen.

2) Von mir erst nachträglich gesperrt.

3) S. oben S. 106.

Digitized by Google

Herr Dr. phil. Karl Haag, Professor auf der so-und-sovielten Rangstufe an der so-und-sovielten Klasse der Friedrich-Eugens-Realschule zu Stuttgart [1]): fürwahr, ein schwer Vergehn in einem Lande, wo nur der Beamte „etwas", der Nicht-Beamte dagegen überhaupt „nichts" ist; wo jener immer Recht, dieser mit seinem beschränkten Unterthanenverstande immer Unrecht zu haben pflegt; wo selbst der armseligste Schreiber sich noch erhaben dünkt über jeden, der ihm nicht durch irgend einen — wenn auch noch so billigen — Titel zu imponieren weiß.

Dagegen nenne ich es eine — nur leider bei uns zu Lande gar nicht ungewöhnliche — Selbstüberhebung, wenn Herr Professor Haag, ganz im Sinn und Stil des Professor Bohnenberger, mich gerade noch für gut genug hält, als Kärrner „Wörter" für ein paar akademische Zaunkönige herbeizuschleppen, damit diese sie in die Gebäude ihrer Theorien einfügen können — Gebäude, die in der Regel schon darum wacklig und windschief sind, weil das zum Baue verwendete Material in der Hauptsache aus den Schreibstuben und Mönchszellen des Mittelalters stammt.

Doch, ich will nicht mit diesem bitteren Tone abschließen, sondern will jetzt die Mahnung beherzigen, die Haag am Schlusse seines zweiten Briefs (s. o. S. 108) an mich gerichtet hat. Wenn er aber dort sagt: „Reibung fördert nicht, sondern hemmt", so möchte ich dem gegenüber darauf hinweisen, daß ohne Reibung zwar die Räder an einem Wagen immerfort herumschnurren würden, der Wagen selbst aber keinen Schritt vorwärts käme. Mich hat — es freut mich das sagen zu können — die Polemik mit Haag ganz entschieden gefördert; denn sie hat mich veranlaßt, meine Theorie von neuem durchzudenken, so daß ich einerseits auf die Mängel und

1) Leider kann ich nicht sagen, ob Herr Professor Dr. Haag etwa auch Hauptmann der Reserve oder gar Ritter hoher Orden ist: das würde den Abstand eventuell noch vergrößern. — Überhaupt wundere ich mich, daß die „Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten", die sich doch sonst so eingehnd um Titel und Lebensstellung ihrer Mitarbeiter kümmert, ihr Augenmerk nicht auch auf jene beiden sehr wesentlichen Punkte gerichtet hat. Bei den Germanisten würde sie damit gewiß auf Gegenliebe stoßen: Kenner schwäbischer Verhältnisse werden wissen, wie ein früherer Tübinger Ordinarius für Germanistik bei den Studenten zu dem Beinamen Eques gekommen ist.

Digitized by Google

Schwächen derselben aufmerksam ward, andererseits aber auch die Stärke mancher Position erst recht erkannt habe.

Herr Professor Haag hat mir auf ein paar harmlos gemeinte, wenn auch vielleicht etwas spitze, Bemerkungen — ich darf wohl sagen: grob geantwortet. Ich aber habe, was mir nicht übel genommen werden kann, meine Zurückweisung dieser Abkanzelung im Vorstehenden ungefähr auf dieselbe Tonart abgestimmt. Nunmehr würde ich mich aufrichtig freuen, Haag über diese Differenzen hinüber die Hand reichen zu dürfen, als dem Manne, der sich — wie sehr er auch immer in manchen Punkten geirrt haben möge — um die schwäbische Dialektforschung, nächst Fischer, wohl die meisten und größten Verdienste erworben hat. Sollte indes Herr Professor Haag auf meine Duplik noch einmal eine Entgegnung für nötig halten — wozu ihm selbstverständlich das vierte Heft der „Ostdorfer Studien" zur Verfügung steht —, sollte er noch einmal ein Tänzchen nach Art des im vorliegenden Hefte aufgeführten wagen wollen, nun, dann

Soll er's nur sagen:
Ich spiel' ihm auf.

4. Flurnamen.

I.

Unsere beiden Flurnamen en- (bzw. ous-) Él und Eläbearg (erster ganz nahe beim Ort, beim heutigen Kirchhof, letzterer auf der entgegengesetzten Seite des Dorfs, an der Straße nach Geislingen, zu suchen) haben mir schon manchmal zu denken gegeben. Ich möchte aber heute noch keine Erklärung wagen, sondern nur, ehe mir die alten Urkunden unzugänglich werden, darauf hinweisen, daß im Taufbuch der Pfarrei unter dem 9. Februar 1592 ein „Conrat Götz, Ellenbuoben sohn", als Vater eines unehlichen Kindes erscheint. Daß dieser Eläbuo zu einem der oben genannten Flurnamen (oder auch zu beiden) in irgend einer Beziehung stand, scheint mir sicher; weniger klar ist mir, welcher Art diese Beziehung ist. Als ein Fingerzeig mag dienen, daß es heutzutage in Ostdorf

Digitized by Google

z B. einen Gérnbuo gibt, der so heißt, weil sein Vaterhaus auf dem Gérn (vgl. oben S. 72 Anm. 4) stand. Damit für jetzt genug.

II.

In den „Blättern des Schwäbischen Albvereins" X, 75 habe ich den Flurnamen leglšbax besprochen; es ist dort allerdings mißverständlich Jaglšbax gedruckt, doch ist ein paar Zeilen nachher von „altostdorfischem iagl" die Rede und gesagt, daß es sich hier um „ahd. ia < idg. ē" handle. Für den aufmerksamen Leser kann es unter diesen Umständen keinem Zweifel unterliegen, daß hier nicht konsonantisches j bzw. der steigende Diphthong ea vorliegt, sondern vielmehr der fallende Diphthong ie (von mir damals noch ia geschrieben) < ahd. ia, der streng phonetisch eigentlich iiə zu transskribieren wäre [1]).

Nun ist unlängst in der Alemannia (N. F. II, 248 ff.) eine Abhandlung erschienen unter dem Titel: „Die kurzen Vokale des Mittelhochdeutschen in der Mundart von Bodelshausen. Von Adolf Eberhardt. Mit Beiträgen von K. Bohnenberger." Diese „Beiträge" sind indes im Verlaufe der Arbeit nirgends als solche gekennzeichnet, so daß man im einzelnen nie wissen kann, ob jetzt gerade Eberhardt oder vielmehr sein Lehrer Bohnenberger redet; da somit zwischen den beiden Herrn geistige Gütergemeinschaft zu herrschen scheint, so darf man sie füglich als Sozien einer wissenschaftlichen Firma betrachten und, sowie ich es im vorliegenden Hefte schon widerholt gethan habe, der Kürze halber einfach als Bohnenberger & Cie. zitieren. Man wird dies um so eher dürfen, als allem Anschein nach Herr Bohnenberger in Herrn Eberhardt das gefunden hat, was er seinerzeit (vgl. Ostd. Stud. II, 52 Anm. 1) in mir vergeblich suchte: nämlich einen Kenner einer Spezialmundart, der sich seine Arbeiten über dieselbe von ihm revidieren läßt. Daher kann man auch etwaige Fehler, selbst wenn sie ursprünglich von Herrn Eberhardt verbrochen sein sollten, ruhig auf das Conto des Professor Bohnenberger setzen, der sie ihm hat stehn lassen.

1) Vgl. Ostd. Stud. I, S. 10 sub 5; ferner oben S. 122 Anm. 1.

Digitized by Google

Diese rühmlichst bekannte Firma also läßt sich (l. c. S. 252) folgendermaßen vernehmen: „ferner jagl aus ẽgel in Ostdorf bei Balingen. S. Blätter d. schwäb. Albvereins 1898, S. 75.“ Mein Name ist wohl aus Schonung nicht genannt: ich kann mir lebhaft das mitleidig überlegene Lächeln vorstellen, das Herr Bohnenberger für meinen Versuch übrig hatte, hier einen urgermanischen Ablaut festzustellen. Er hat nämlich offenbar geglaubt, es sei mit dem Ja hier der Laut gemeint, den ich sonst durch ẽa bezeichne, Haag allerdings durch ja umschreibt; er hat also geglaubt, mir zutrauen zu dürfen, daß ich die Laute meiner Mundart nicht richtig in die entsprechenden althochdeutschen umzusetzen verstünde. Nein, mein schneidiger Herr Revisor, die Thatsachen sind diesmal anderer Meinung als Sie: unser Flurname lautet (nach Haag'scher Transskription) iiəglšbax und ich halte, was ich in jener meiner Erstlingsarbeit darüber gesagt, auch heute noch in vollem Umfange aufrecht!

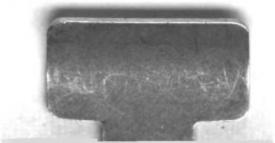
Freilich, sorgfältiges Lesen scheint ja überhaupt nicht Sache der verehrlichen Firma zu sein: man vgl. oben S. 85 Anm. 3, und wohl auch S. 54 Anm. 1, an welch' letzterer Stelle — wie mir nachträglich immer wahrscheinlicher wird — des Rätsels Lösung wohl darin zu suchen ist, daß das héml-laŋ bei Bopp (S. 31) in hèmələ verlesen wurde [1]).

Fürwahr! An der Universität zu Tübingen ist man doch weiter voran als einst am Hof der Lachmiden zu Hira; und Bohnenberger und Eberhardt gehn doch noch über Mutalammes und Tarafa, die zwei berühmten Poeten, die weder lesen noch schreiben konnten: denn von dem trefflichen Tübinger Paare werden vielleicht die Dichter einst singen und sagen:

Lesen konnten sie beide nicht,
Lesen nicht — aber schreiben!

1) Natürlich ist hier in dem volkstümlichen Kompositum die echt mundartliche Länge bewahrt, während ungedehntes einfaches heml als Buchwort zu betrachten ist.

Digitized by Google



Digitized by Google